97 Bibl. Mont. -2

Loder del. Jos. Stöber sc. Viennæ.

Teutona.

ZWEITER THEIL.

Religion.

Teutona.

Eine geordnete

Auswahl vorzüglicher Gedanken

aus den

besten original-deutschen Schriften,

zunächst für

gebildete Söhne und Töchter.

Herausgegeben

von

M. Fredau und G. Salberg

in Hamburg.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig,

bei Friedrich August Leo.

1824.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck und Papier von C. L. Brede
in Offenbach.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
Religion	3
Bestimmung des Menschen	75
Das Schöne	119
Das Erhabene	193
Natur	227
Kunst	327

Teutona.

Zweiter Theil.

Religion.

1.

Religion der Gottheit, du heilige Menschen-Freundinn!
Tochter Gottes, der Tugend erhabenste Lehrerinn, Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich!
Schön, wie der Seligen einer! und süß, wie das ewige Leben!
Schöpferinn hoher Gedanken! der Frömmigkeit seligster Urquell!
Friedensstifterinn! Heil! Bund Gottes! ewiges Leben!
Oder wie sonst ein Seraph dich noch, Unaussprechliche, nennet,
Wenn dein lichtheller Stral in edlere Seelen sich senket!

F. G. Klopstock.

2.

Was ist Religion? — Sprecht die Antwort betend aus: der Glaube an Gott; denn sie ist nicht nur der Sinn für das Ueberirdische und Heilige und der Glaube an's Unsichtbare, sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Ring des Unfaßlichen und Ueberirdischen, kurz kein zweites Universum nur denkbar wäre. Tilgt Gott aus der Brust, so ist alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederholende Vergrößerung derselben; das Ueberirdische wäre nur eine höhere Zahlenstufe des Mechanismus, und folglich ein Irdisches.

Religion ist anfangs Gotteslehre: daher der hohe Name Gottesgelehrter — recht ist sie Gottseligkeit. — Wo Religion ist, werden Menschen geliebt und Thiere und alles All. Jedes Leben ist ja ein beweglicher Tempel des Unendlichen. Alles Irdische selber verklärt und sonnt sich in dem Gedanken an Ihn; nur ein Irdisches bleibt finster übrig: die Sünde; das wahre Seelennichts, oder der unaufhörliche Tantalus, der Satan.

Religion ist etwas anders als Religionsmeinungen; es gibt nur eine Religion, aber unzählige Religionsmeinungen.

Der Kern der Religion, ihr geistiges Herzblut und Gehirnmark, welches fortpulsirt unter den zufälligen Herzbeuteln und Gehirnhäuten aller Landesreligio-

nen, ist von allen Bestreitungen der letztern unabhängig, und lebt bloß von der Sitte und vom Herzen. Sie kann von Philosophie nicht erzeugt und erklärt, folglich nicht vernichtet werden; umgekehrt gibt erst Religion dem Denker Richtung und Stoff. Alles Denken kann nur das Gemeine, nie das Göttliche, nur das Todte, nicht das Lebendige auflösen und ändern: so wie uns nur die runde Erde, nie der gewölbte Himmel eben und platt erscheinen kann.

Weniger über die politische als über die Religionsfreiheit können wir am gewissesten seyn. Die Verstandeskraft der Zeit, die Gewalt und der Glanz grosser Beispiele und Gesetze, ganz mit Licht bedeckte Länder, und selbst der Mangel an Religionsfeuer sagen dem Religionslichte die alte Fortbreitung zu. Löscht heute den Firsternhimmel aus — er leuchtet noch viele Jahre in unsere Nächte hinein, bloß weil sein Licht schon lange unterweges ist.

Wie Republiken, gewinnen Religionspartheien durch Kleinheit an Dichtigkeit und Tüchtigkeit; je enger der Blumenkasten und je weniger Erde, desto mehr Trieb und Blüthe.

Der Staat braucht S t r ö m e und B r e i t e, die Religion Q u e l l e und H ö h e.

Jean Paul Fr. Richter.

3.

Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigen Begriffe bei allen unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, — ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion. —

Die Religion ist die Philosophie des Herzens; eine heilige Ueberlieferung des genialischen Gefühls an die spekulirende Vernunft; eine höhere Physiognomik, die den mechanischen Verstand das Uebersinnliche erahnen lehrt aus den Formen der Sinnlichkeit. Sie ist weder Wissenschaft noch Kunst, aber mehr als beides: der erhabene Instinkt der unverbildeten Menschheit.

Die zartesten, die religiösen Ideen des Menschen, werden nicht durch die Kraft des Denkens hervorgeschlagen aus einem fest organisirten Verstande, sie werden losgeschmolzen aus dem Gemüthe durch die Gluth eines schönen Gefühls. Sie sind der Weihrauch, der auf Altären schlummert, bis das Opferfeuer ihn erwärmend auflöst, daß der geistige Duft dann lieblicher und freier emporathme zu den Göttern.

Nicht der Inhalt unseres Glaubens, nicht ein bestimmter Inbegriff von Vernunftwahrheiten, sondern die Stimmung unseres Gemüths, das Verhältniß unseres innern und eigenthümlichen Lebens zu dem Uebersinnlichen

macht das Wesentliche der Religion aus. Angeweht von dieser heiligen Begeisterung denken und empfinden wir gleich heilig, ob ein persönlicher Gott sich unserm Verstande offenbart, ob die mächtigen Ausströmungen seines unbekannten Wesens nur unser Herz vernehmlicher ansprechen, oder ob der Geist jene Wahrnehmungen des Unendlichen zur allumfassenden Einheit verbindet, ohne diese der Phantasie zu verdeutlichen durch Bild und Gestalt.

Aus der Hand der Religion empfängt das schöne Gemüth nicht die Gesetztafel seiner Pflichten, sondern die Magna Charta *) der freien Sittlichkeit. —

Das Herrlichste in der Religion in Beziehung auf das Leben ist, daß sie das Rechte ohne alle Zweideutigkeit lehrt. Ein Gemüth, welches Gott aufrichtig ergeben ist, kann sich über seine Pflichten schwerlich täuschen. Die Stimme Gottes spricht laut und vernehmlich in uns. Jede andere Belehrung ist mangelhaft, und verläßt uns eben in den Stürmen des Lebens, wenn kein Stern unsere Bahn bezeichnet und überall die wilde Brandung um feindliche Klippen braust.

* * *

---

*) Die Magna Charta (the great Charter) ist die Freiheitsurkunde der brittischen Nation, die Johann ohne Land im J. 1215 ihr gab, und welche die Rechte des Adels und der Gemeinen, die Freiheit der Person und des Eigenthums bestimmt.

4.

Wer alle Pflichten, die ihm seine moralische Vernunft auflegt, zugleich für göttliche Befehle hält, und glaubt, daß durch Gott eine sittliche Ordnung wirklich sey, der hat Religion. Denn ist Gott ein moralisches Wesen, so können seine Gesetze keine andere als sittliche Gesetze seyn. Und da seinem Willen kein Hinderniß im Wege steht, so muß das seyn, was er will. Durch ihn kann also nichts anders wirklich seyn, als was mit der moralischen Natur übereinstimmt. Mit der größten Gewißheit erwartet daher der Mann von Religion alles, was durch eine höchste sittliche Ursache als nothwendig gedacht werden muß, und setzt nichts voraus und fürchtet nichts, was einer moralischen Ordnung der Dinge zuwider ist. Die wahre Religion in dem Herzen der Menschen ist also nichts anders, als der Glaube an das Reich Gottes. Je fester und je stärker dieser Glaube in uns ist, desto fester und stärker ist unsre Religion. Ein solcher Glaube ist aber in unsrer sittlichen Natur gegründet, und geht mit der Entwickelung derselben von selbst hervor. Nicht scharfsinnige Zergliederungen der Begriffe, nicht gelehrte Beweise können ihn wecken, ernähren und befestigen. Die gütige Natur hat ein so wohlthätiges Geschenk, als die Religion ist, nicht von vorzüglichen Talenten, oder von tiefen künstlich erworbenen Kenntnissen abhängig gemacht. Sie senkte den

Samen derselben mit den Befruchtungsmitteln zugleich in die Brust eines jeden Menschen, und traf selbst Anstalten in großer Menge, um ihn zu befeuchten und zum baldigen Keimen zu wecken.

So gewiß wie die Tugend, wohnt auch die wahre Religion in dem Herzen der Menschen. Eine schöne Göttinn! Ihr Antlitz verräth innere Würde. Kein Heiligenschein umgibt ihr Haupt; ein kleines, aber reines und helles Licht hält sie in ihrer Hand, die Mitgift ihrer Mutter, der Tugend. Kein glänzendes Zeremoniel sagt dir, wer sie sey; kein Hofstaat umringt sie; kein Kloster, keine Priesterschaft, kein Fürstenthron ist zu ihrem Schutze errichtet. Ihr einziger Tempel ist das Herz guter Menschen; sie wird gelehrt durch Vernunft und Tugend. Du erkennst sie an dem heitern zufriedenen Blicke, mit dem sie in die Welt hinein sieht, an der Festigkeit, mit der sie der Zukunft trauet, an dem Muthe, mit welchem sie auch das Gefährlichste unternimmt, was ihr die Pflicht befiehlt, und an der Ruhe, mit der sie der empörten Natur zusieht, die Stürme des Schicksals und die wüthendsten Anfälle des Lasters aufnimmt. An ihr siehst du kein verdrehtes Auge, das abwärts gekehrt von der schönen Natur, nach übersinnlichen Erfahrungen herumschwärmt; keine Verachtung des handelnden Lebens, kein thatenloses Sehnen nach den Gefilden einer bessern Welt. Mit froher Zufriedenheit

arbeitet sie mit aller Macht an dem höchsten Gute auf der Erde, und erwartet das, was sie nicht vermag, mit der größten Gewißheit von der allwaltenden Güte. Siehe, wie sie jenen frommen Mann gegen die Uebel, die er vor sich sieht, mit Muthe erfüllt und ihn in der Tugend befestiget! Dort winkt ihm das Laster, die reizende Wollust zur Seite, und bietet ihm Gold, Ordensbänder und Sterne, die es im Ueberflusse vor sich hat; der Weg zu ihm ist blumigt und mit lockenden Genüssen besetzt. Hier sitzt die Tugend in stiller Erhabenheit, aber entblößt von allem irdischem Glanze; entschlossene Bösewichter halten mit gezückten Dolchen den Weg zu ihr besetzt, und lauern, den zu verderben, der sich ihr nähern will, und selbst das tückische Schicksal hält einen großen Köcher mit allerlei Waffen für sie bereit, und erregt Blitze und Stürme auf dem Wege der Tugend. Aber siehe! der wackere Mann bedenkt sich nicht, welchen Weg er nehmen soll. Der liebreiche Blick der erhabenen Göttinn hat ihn mit Stärke erfüllt. Mit tiefer Verachtung wendet er sich von den Lockspeisen des Lasters, und hohen Muthes geht er in ihrer Gesellschaft den drohenden Gefahren entgegen. Nun treffen ihn Blitze, die Stürme fahren auf ihn los; die Mörder fallen ihn an mit unerbittlicher Wuth; — er kämpft wie ein Löwe: die Religion verläßt ihn nicht. Jetzt sinkt er in tiefe Nacht. Ach! ist der Edle verloren? Nein, sehet, dort tritt

er in einer neuen Gestalt hervor. Jeder Blitz, der ihn traf, hat ihn erhabener gemacht; jeder Dolchstich, den er empfing, hat ihn verschönert. Selbst die Bösewichter erstarren vor dem Göttlichen, das aus seiner Gestalt blickt. Sein Schicksal erheitert sich. In den Armen der Tugend und der Religion rüstet sich der Held zu noch größern Thaten.

So erscheint dir die wahre Religion.

L. H. v. Jacob.

5.

Was dich ergreift, wenn betend zu den Sternen
Das Herz die unbekannte Sehnsucht trägt;
Was dich hinaufzieht zu verwandten Fernen,
Und mit der Gluth der Andacht dich bewegt:
Sie ist's, die tief aus deinem Innern dringt,
Religion, die dir Erhöhrung bringt.

Wenn in des Tempels heilig düstern Hallen
Erhabener Empfindung Flug dich lenkt,
Wenn fromme Töne lieblich dich umwallen,
In ihren Strom sich sanft die Brust versenkt:
Sie spricht aus dir, sie rühret dein Gemüth,
Religion, die ewig in dir glüht.

Wenn in des Lebens langen Schmerz versunken
Des Trostes Stimme freundlich dir genaht,
In Zweifelsnacht und Wahn der Himmelsfunken
Des höhern Daseyns dir geleuchtet hat:
Sie war's, die dich dem schweren Staub entrückt,
Religion, die dich zu Gott entzückt.

Chr. Schreiber.

6.

Die Menschen lehren eine allgütige, allweise, allmächtige Gottheit kennen, welche nichts als das größte mögliche Wohl des Ganzen will, und der nichts gefällt als Unschuld, Tugend und Vollkommenheit; sie lehren, daß des Beifalls und der Wohlthaten dieser Gottheit durch Wohlthun und Gerechtigkeit sich würdig machen, der erhabenste Gottesdienst ist; ihnen die enge Verknüpfung eines vergänglichen Daseyns mit einem unvergänglichen Leben zeigen: das sind die großen Absichten der wahren Religion, und die Kennzeichen derselben.

J. Iselin.

7.

Worin besteht die wahre Religion? Sie eröffnet dem Menschen die Bedeutung des einen ewigen Gesetzes, das als Pflichtgebot dem freien und

edeln, und als Naturgesetz dem unedlern Werkzeuge gebietet. Der Religiöse begreift dieses Gesetz, und fühlt es in sich lebendig als das Gesetz der ewigen Fortentwickelung des einen Lebens. Wie jeder einzelne Moment dieses Lebens in jener ewigen Entwickelung des einen göttlichen Grundlebens enthalten sey, begreift er zwar nicht, weil das Unendliche nie zu Ende ist, und darum nie von ihm erfaßt werden kann; aber daß alle diese Momente schlechthin nur in jener Entwickelung des einen Lebens liegen, weiß er unmittelbar und durchschauet es klar. Was dem moralischen Menschen Pflichtgebot war, ist ihm die innere Fortschreitung des einen Lebens, welches unmittelbar als Leben sich darstellt; was Andern Naturgesetz ist, ist ihm die Entwickelung des, als ertödtet erscheinenden, Trägers des ersten Lebens.

Dieses eine, klar erkannte Leben hält nun im Religiösen in sich selber zusammen, und ruht auf sich, sich selber genügend und in sich selber selig, mit unaussprechlicher Liebe. Mit unnennbarem Entzücken taucht sein Auge in den Urquell alles Lebens, und fließet, von ihm unabtrennlich, mit ihm fort im ewigen Strome. Was der moralische Mensch Pflicht nannte und Gebot, was ist es ihm? Die geistigste Blüthe des Lebens, sein Element, in welchem allein er athmen kann. Er will und mag nichts anders. Denn dieß und alles andere ist ihm Tod und Verdammniß.

Durch reine Sittlichkeit muß der Mensch nothwendig hindurch, eh' er zur Religion kommen kann, denn die Religion ist Liebe des göttlichen Lebens und Willens; wer aber diesen Willen ungern vollbringt, der kann ihn nimmer lieben. Durch Sittlichkeit gewöhnt man sich erst an den Gehorsam — und dem geübten Gehorsam erst geht die Liebe auf, als seine süßeste Frucht und Belohnung.

J. G. Fichte.

8.

Die Religion ist das Band der Liebe, der innigsten Vereinigung zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen, und zwischen allen denkenden, empfindenden und vernünftigen Geschöpfen unter sich, der Grund der genauesten Verbindung der physischen mit der moralischen Welt, und des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen.

Religion, die sich auf Irrthum gründet und in ängstlichen Aberglauben ausartet; Religion, die in leeren Gebräuchen und Zeremonien, oder in dem unfruchtbaren Glauben an unbegreifliche Dinge bestehet; Religion, die bloß als Wissenschaft, als Theorie über gewisse Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt den Verstand des Menschen beschäftiget, aber sein Herz ungebessert und unberuhigt läßt; Religion

die nicht ganz moralisch ist, nicht geradezu zur Besserung des Menschen abzielet, oder die wohl gar die Sünde und das Laster begünstiget: eine solche Religion hat keinen Werth. Nein! nur Religion, die sich auf Wahrheit gründet; die uns Gott und unsere Verhältnisse gegen ihn kennen und denselben gemäß denken und leben lehrt; die unsern mannigfaltigen Bedürfnissen abhilft; die uns weiser und besser macht, und nach allen ihren Theilen zu unserer Vervollkommnung und Glückseligkeit bestimmt und geschickt ist: nur die hat einen wahren Werth; nur die ist unserer tiefsten Verehrung und innigsten Liebe würdig.

Die Religion macht mich weise, sie macht mich gut, sie macht mich froh und zufrieden; sie lehrt mich das Gegenwärtige recht gebrauchen und genießen; sie öffnet mir die schönsten Aussichten in die Zukunft, verspricht mir da höhere ewige Glückseligkeit, und macht mich dieser Glückseligkeit wirklich fähig. Erkenntniß der Wahrheit, Lust und Kraft zum Guten, ein ruhiges, zufriedenes Herz, Mäßigung im Glücke, Trost und Muth im Unglücke, Hoffnung und Zuversicht im Leben und im Tode: dieß alles sind Geschenke der Religion; und wie kostbar, wie unentbehrlich zu unserer Glückseligkeit sind nicht diese Geschenke!

Nicht der Name, nicht das Bekenntniß, nicht die blinde Verehrung der Religion macht uns weiser und besser und glückseliger. Sie wirkt nicht gleich einem

magischen Mittel ohne unser Wissen und ohne unser Zuthun auf uns; — sie thut solches nur, in so weit wir sie kennen, darüber nachdenken und wirklich gebrauchen.

G. J. Zollikofer.

9.

Die Religion.

Ich schwebe von des Himmels Sphären
Hernieder auf der Erde Rand;
Den Stein auf Gräbern zu verklären,
Hat mich die höchste Huld gesandt.
Doch gräbt, mißdeutend meine Kunde,
Der Gram oft tiefer seine Wunde.

Ich winke von der Gottheit Throne
Dem Ringer auf der Tugend Pfad;
Der Unschuld reich' ich meine Krone,
Den Lorbeer jeder Edelthat.
Doch nur in stillen Weihestunden
Wird des Geschenkes Werth empfunden.

Nie weint der Kummer mir vergebens,
Mich jammert auch des Frevlers Schmerz;
Auf Wege leit' ich, höhern Lebens,
Mitleidig des Verirrten Herz.

Doch färbt der Mensch, in blindem Wahne,
Oft blutig meine Friedensfahne.

In feierlichen Orgeltönen
Erklingt ihm meines Fittigs Schwung;
Ich rühr' ihn in dem Heilig=Schönen,
Im Aufblick der Begeisterung.
Doch opfert er, zu meiner Ehre,
Oft einer gräßlichen Megäre.

Horch, wo der Weisheit Steg verschwindet,
Bau' ich die kühne, sichre Bahn;
Wo jedes Forschers Aug' erblindet,
Da zünd' ich meine Fackel an.
Doch sucht, getäuscht von ihrem Schimmer,
Der Thor mich in der Wahrheit Trümmer.

Mich hat noch keine Hand entschleiert,
Geheim bin ich und wunderbar;
Ich werd' an jedem Ort' gefeiert,
Mir ragen Tempel und Altar.
Doch nur das kindliche Vertrauen
Wird einst mich, wo ich wohne, schauen.

L. M. Büschenthal.

10.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.
Was ist das Heiligste? Das, was heut' und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens; denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Ueberzeugung dringt sich einem Jeden auf; ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sichs mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volks, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annahm. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich seyn muß, wenn er nicht sogleich von Grundaus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurück-

kehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren — der Erzväter — in's hellste Licht gesetzt wird.

J. W. v. Goethe.

11.

Nicht Buchstabe, Zeremonie, Vorurtheil, Herkommen, Gesetze oder Zwangspflichten, sondern Geist, das ist, Licht und Kraft der Wahrheit soll uns als Religion gelten.

Hell nur dienet man Gott. Der höchste Geist, der ein Licht ist,
Liebet hellen Verstand, liebt ein verständiges Herz.

Je reiner eine Religion war, desto mehr mußte und wollte sie die Humanität befördern. Dieß ist der Prüfstein selbst der Mythologie der verschiedenen Religionen.

Ohne Religion kann die Menschheit nicht seyn. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgibt, das wir mit Gedanken so wenig als mit unsern Händen umfassen können, und in welchem wir doch allenthalben Gesetze und eine Organisation

wahrnehmen, die uns in das süßeste Erstaunen setzt, schon dieß Unendliche, Weise, Gütige gebeut uns Religion, das ist, Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der diese Organisation bildete, diese Gesetze feststellte. Die Regel des Rechts in unserer Brust schließt uns noch fester an ihn; denn sie ist seine, sie ist des moralischen Weltalls Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir sind, ihm angehören, ewig angehören, und das, was er uns jetzt seyn ließ, wahrscheinlich nur ein Unterpfand dessen sey, was wir fortgehend unter seiner Führung seyn können und seyn werden: dieser zutrauende Glaube macht uns von seiner Huld gleichsam unabtrennlich.

J. G. v. Herder.

12.

Religion muß nothwendig dem denkenden Menschen interessant werden und die innigste theilnehmende Werthschätzung seines Herzens gewinnen, sobald ihm ihre genaue Verbindung mit den großen ursprünglichen Grundtrieben seines vernünftigen Wesens, welche ein für allemal seine höchste Angelegenheit ausmachen, vermittelst einer unparteiischen Ueberlegung einleuchtet, und sobald er die verschiedenen Seiten kennen lernt, von welchen eine reine religiöse Denkart dem morali-

schen Gefühle mehr Wirksamkeit und Erleichterung, dem Verlangen nach Glückseligkeit mehr Aufmunterung und Sicherheit, also dem ganzen einzig würdigen Zwecke der Menschheit mehr Unterstützung und Hülfe gibt.

Lasset den wahren ehrlichen Freund der Tugend, der ihren über alles gehenden vollen Werth, — und damit zugleich den seinigen lediglich in ihr — ungelogen anerkennt und im Herzen empfindet, lasset den, es sey auf welchem Wege es wolle, zu der überwiegenden Gewißheit gekommen seyn, daß ein Wesen vorhanden ist, welches weiß, alles kann und alles Gute will, dem alles Uebrige sein Daseyn, seine Anlagen, seine Kräfte verdankt, und von dem jede Veränderung des sichtbaren Ganzen nach ewigen Gesetzen abhängt: zu welchen weitern Grundsätzen, Gesinnungen und Entschließungen wird ein solcher Glaube ihn unmittelbar und nothwendig hinführen müssen?

Der lebhaft vergegenwärtigte Gedanke, daß der Urheber unserer Natur uns auch mit derselben das tief darin geprägte Bewußtseyn von Recht und Pflicht gegeben hat, führt unstreitig etwas Seelerhebendes bei sich, und verstärkt um ein Großes den übrigen Eindruck von dieser Empfindung. Denn dadurch wird die Verbindlichkeit zur Tugend, dieß an sich schon heilige Naturgesetz, zugleich ein eigentliches unverletzliches Gesetz des höchsten Gebieters, und erhält auf diese Weise

eine neue feierliche Sanction von demjenigen, dem wir in unserm Verhältniß gegen ihn, als gänzliches Eigenthumswerk seiner Hand, unsere willige Befolgung ohne den lautesten Widerspruch der Vernunft nicht versagen können. Wir haben hier mit einem bestimmten hohen Wesen zu thun, das mit dem nur immer denkbaren vollkommensten Recht unser unumschränkter Oberherr und daneben in jeder Absicht unser reichster Wohlthäter ist! Diese Vorstellung muß nothwendig unsere Aufmerksamkeit auch seinen erkannten Willen so viel gesammelter und strenger, unsere Ehrfurcht gegen denselben so viel rührender und dringender, also unsern Eifer, dem nachzukommen, so viel angenehmer und thätiger machen. Und dann sage doch Jemand, dem mit Wahrheit und Ernst die Rechtschaffenheit der Gesinnung und deren Wachsthum als das höchste von ihm zu bewirkende Gut in gehörigem Maaße werth ist: ob er den aus jener religiösen Erkenntniß hinzukommenden Antrieb in diesem edlen Geschäfte gern entbehren wolle? ob er die ernsthafte Erwägung und Anwendung desselben sich ohne Bedenken und Schaam mit Gleichgültigkeit aus dem Sinne schlagen könne?

Wir können ferner, indem wir einen mit Absicht handelnden Urheber aller Dinge, und also auch unserer moralischen Natur anerkennen, dem zu Folge nicht anders denken, als daß er, der uns dieses Gesetz vorgeschrieben und unsere demselben gemäße Gesin-

nung gewollt hat, unfehlbar auch für sich an jeder Uebereinstimmung mit solcher Vorschrift ein Wohlgefallen finde, daß er mit Absonderung alles Mangelhaften von dieser menschlich gedachten Aehnlichkeit zwischen ihm und uns — selbst alles, was recht und gut ist, in der uneingeschränktesten Vollkommenheit liebe, selbst das Größte und Ganze der Tugend in sich enthalte, und so das heiligste und, in dem unbegreiflichsten Abstande, moralischbeste Wesen sey. Daraus ergibt sich aber auch, daß unsere Nachahmung hierin, durch welche wir diesem hohen, freilich nie erreichbaren Ideal der sittlichen Güte und Größe mit treuem angestrengten Bestreben, wenn gleich aus noch so tiefer Entfernung, näher zu kommen suchen, die höchste Erhebung und Würde ist, deren die menschliche und jede endliche Natur fähig werden kann. Diese Empfindung einer Art von Gemeinschaft der Gesinnung mit einem wirklich daseyenden unendlich guten Wesen; dieses Hinaufstreben zu dem äußersten Ziele der Vollkommenheit in dem, was allein an einem verständigen Geschöpfe wahrhaft edel, groß und ehrwürdig heißen kann; dieses Bewußtseyn der Möglichkeit, weiter dahin zu gelangen: — das ist einer Seele, die aufrichtiger Weise Sinn für den Werth der Moralität hat, ein besonderer eben so schätzbarer und erfreulicher als mächtiger Antrieb zum Guten. Und der würde ihr doch fehlen, wenn ihr das Gefühl der Religion, der große Gedanke

von einer heiligen Gottheit fehlte, wenn dessen Wichtigkeit ihr nicht etwas Angelegentliches wäre, nicht ihrem Nachdenken, ihrem fleißigen Zurückkommen zu dieser Betrachtung, ihrem Eifer in der Anwendung und Befolguug dieser Erkenntniß ernstlich zu thun gäbe. Die Tugend hätte dann eine ehrenvolle Stütze weniger; und einer solchen Stütze gleichgültig entbehren zu wollen — welcher Verlust für sich selbst, und überdieß welche vorsetzliche Erniedrigung der Denkungsart!

J. J. Spalding.

13.

Das moralische Gesetz führt durch den Begriff des höchsten Guts und den Endzweck der reinen praktischen Vernunft zur Religion, das ist, zur Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttliche Gebote, nicht als Sanctionen, das ist, willkührliche, für sich selbst zufällige Verordnungen eines fremden Willens, sondern als wesentliche Gesetze eines jeden freien Willens für sich selbst, die aber dennoch als Gebote des höchsten Wesens angesehen werden müssen.

Religion ist das Gesetz in uns, in so fern es durch einen Gesetzgeber und Richter über uns Nachdruck erhält; sie ist auf Erkenntniß Gottes angewandte Moral. Verbindet man Religion nicht mit Moralität, so wird Religion bloß zur Gunst-

bewerbung. Lobpreisungen, Gebete, Kirchengehen sollen nur dem Menschen neue Stärke, neuen Muth zur Besserung geben, oder der Ausdruck eines von der Pflichterfüllung beseelten Herzens seyn. Sie sind nur Vorbereitungen zu guten Werken, nicht aber selbst gute Werke, und man kann dem höchsten Wesen nicht anders gefällig werden, als dadurch, daß man ein besserer Mensch werde.

Die Gesinnung und Denkart des reinen Religionsglaubens ist der Geist Gottes, der in aller Wahrheit leitet, und man kann in der Schrift nur in so fern das ewige Leben finden, als sie von diesem Geiste zeuget.

Es kann wohl verschiedene Glaubensarten historischer, nicht in die Religion, sondern in die Geschichte der zu ihrer Beförderung gebrauchten ins Feld der Gelehrsamkeit einschlagenden Mittel und eben so verschiedene Religionsbücher (Zendavesta, Vedam, Koran *) u. s. w.) geben, aber nur eine einzige, für alle Menschen und in allen Zonen gültige Religion. Jene also können wohl nichts anders, als nur das Vehikel der Religion, was zufällig ist,

*) Zend-Avesta heißt das Religionsbuch der alten Perser, Vedam — das der Indier, Koran oder Alkoran — das der Mahomedaner.

und nach Verschiedenheit der Zeiten und Oerter verschieden seyn kann, enthalten.

J. Kant.

14.

Die nach dem Himmlischen greift und die scheidende Erde dahinten
Willig läßt, der die Zeit stirbt, die der Ewigkeit lebt,
Religion, sie erscheint in vielen vergänglichen Formen,
Die jetzt heller und jetzt matter ihr herrliches Bild,
Welches der Schleier der Satzung nur trübt, abschatten. Allein nur
In der Liebe Gemüth lebet die Liebende, Stille,
Die Unvergängliche, die auf den Flügeln des Geistes sich aufschwingt
In das uranische Land, das nur im Geist dir erblüht.

C. P. Conz.

15.

Einen sehr großen Werth muß man den Empfindungen einer religiösen Freude zugestehen. Denn erstlich gehören sie unläugbar unter die edelsten und reinsten Gefühle, deren unser Herz fähig ist. Ent=

springen sie unmittelbar aus Betrachtungen über Gott, sind sie durch den Anblick der Werke Gottes, durch die Erwägung seiner Wohlthaten, und durch Uebungen in uns aufgeweckt, welche sich auf seine Verehrung beziehen: so bestehen sie in Regungen der tiefsten Bewunderung, der gerührtesten Dankbarkeit, des lebhaftesten Pflichtgefühls, der heiligsten Liebe. Was kann aber edler, reiner und uneigennütziger seyn, als diese Bewunderung, diese Dankbarkeit, als dieses Pflichtgefühl, diese Liebe? Sind nicht die bessern Kräfte unserer Seele dabei wirksam? nimmt unser Geist, wenn er solchen Bewegungen folgt, nicht den höchsten Schwung, welchen er nehmen kann? Und wie reinigen, bessern, veredeln sich auch unsre gemeinsten Vergnügungen, selbst die Gefühle des sinnlichen Wohlseyns, sobald sich das Andenken an Gott damit verbindet, sobald sie dadurch anfangen, religiös zu werden! Dann sind sie erst vernünftiger Wesen würdig; dann werden sie erst bescheiden und unschädlich; dann verlieren sie erst jenes Rauschende, Wilde und Unordentliche, das ihnen sonst eigen ist. Die Empfindungen einer religiösen Freude haben schon darum einen hohen Werth, weil sie unter die reinsten und edelsten Gefühle unseres Herzens gehören.

Und dabei sind sie das Merkmal einer sehr würdigen Verfassung und Richtung unsres Gemüthes. Man muß Gott erkennen; wenn man aus dem Nachdenken

über ihn, und der Betrachtung dessen, was ihn betrifft, Freude schöpfen will. Man muß gewohnt seyn, auf alles zu merken, was an Gott erinnert, und sich mit seinen Vorstellungen gern zu ihm erheben, wenn religiöse Freuden sich entwickeln sollen. Man muß im Stande seyn, sich zu sammeln, sich eine ernsthafte Stimmung zu geben und dem Sturm seiner Leidenschaften zu gebieten, wenn es möglich seyn soll, religiösen Freuden sich zu überlassen. Man muß Sinn für alles haben, was gut, schön, erhaben und edel ist, es muß dem Herzen nicht an Empfänglichkeit für heilsame Eindrücke fehlen, wenn religiöse Freuden eine gewisse Lebhaftigkeit erhalten sollen. Man muß sich der Würde bewußt seyn, die man als ein edles zur Unsterblichkeit bestimmtes Geschöpf hat; man muß es fühlen, daß wir zum Bilde Gottes geschaffen und seines Geschlechtes sind, wenn man Geschmack an religiösen Freuden finden und ihnen nachhängen will. Wohl dem, der diese Stimmung, diese Erhebung, diese Uebung seiner edelsten Kräfte bei sich antrifft; dem die Empfindungen religiöser Freude, die sich in ihm regen, der Beweis sind, es fehle ihm weder der Glaube an Gott, noch die Liebe zu Gott. Auch als die Merkmale einer würdigen Fassung und Richtung unsres Gemüths haben diese Empfindungen einen hohen Werth.

Wie wohlthätig ist endlich ihr Einfluß auf unsern ganzen sittlichen Zustand! Je geläufiger sie unserm Her-

zen werden, desto mehr werden Gefühle, die uns entehren, aus demselben verschwinden; desto mehr werden alle unordentliche Neigungen sich beruhigen und unsre Leidenschaften schweigen; desto stärker werden wir uns zu allem fühlen, was die Pflicht uns gebietet und unser Gewissen fordert; desto williger werden wir selbst die schwersten Opfer darbringen, die wir der Tugend schuldig sind. Und wie erquickend sind diese Freuden für das schmachtende Herz, das sich oft nicht zu helfen weiß; wie mildern sie das Gefühl der irdischen Noth, das uns oft zu mächtig wird; welcher Balsam sind sie für den Unglücklichen, dem ein trauriges Schicksal tiefe Wunden geschlagen hat; welche Kraft geben sie endlich dem Glauben an einen höhern und bessern Zustand, der uns in einer andern Welt erwartet, und wie verwandeln sie ihn oft gleichsam in Schauen, in ein Vorgefühl des Himmels und des Lebens bei Gott!

Fr. V. Reinhard.

16.

Es fällt uns gleich in die Augen, daß wir uns gegen das höchste Wesen so zu verhalten schuldig sind, wie dessen Vollkommenheiten und die Verbindung, worin wir durch die Schöpfung und Vorsehung mit demselben stehen, es erfordern. Wir nennen es Anbetung, Verehrung, Glauben, Dienst,

Liebe; es sind aber nur verschiedene Arten, wodurch wir die Empfindungen dieses großen und glücklichen Verhältnisses thätig beweisen.

Wie könnten aber diese Empfindungen bei uns wahr und lebhaft seyn, wenn wir uns von dem Verlangen, seine weisen Absichten, seinen heiligen Willen zu erfüllen nicht zugleich belebt fühlten? Die Aehnlichkeit der Gesinnungen macht allein das Wesen einer vernünftigen Liebe aus, und ohne diese ist alle vorgegebene Freude in Gott, alle gesuchte Vereinigung mit ihm, nichts wie Schwärmerei, blinde gefährliche Schwärmerei. In dem freudigen Triebe, seinen Willen zu erfüllen, fließen alle Empfindungen von seinen Vollkommenheiten zusammen.

Diese Erfüllung seines Willens würde auch schon unsre erste und heiligste Pflicht seyn, wenn wir auch kein anderes Verhältniß mit diesem höchsten Wesen hätten, als dieses, daß er durch die Schöpfung unser oberster Herr ist. Auch bleibt dieses Verhältniß ewig, und alle Betrachtung seiner Güte darf diese Betrachtung unsrer Abhängigkeit keinen Augenblick in uns schwächen. Aber nach der glücklichen Verbindung, worin wir zugleich mit diesem unsern Schöpfer durch seine unendliche Weisheit und Güte stehen, würde ein blinder Geharsam, wozu die bloße Erkenntniß seiner unumschränkten Herrschaft uns antriebe, zu niedrig und zu unanständig seyn: zu unanständig für diesen Gott,

denn so dienten wir ihm und einem Tyrannen aus einerlei Bewegungsgründen; und auch zu niedrig für uns, denn so dienten wir ihm bloß als Knechte, denen der Herr die weisen Absichten seiner Befehle zu offenbaren nicht würdigt. Ein solcher Gehorsam würde nie rein, nie vollkommen seyn; es könnte noch ein heimlicher Haß des Guten dabei seyn; wir würden für eine jede Pflicht einen besondern Befehl erwarten; unsre Tugenden würden nie die wohlthätige harmonische Allgemeinheit haben; wir würden dabei nie die heitre freudige Beruhigung empfinden; ein jeder Verführer würde unsrer vernünftigen Natur spotten, und, unter dem Namen göttlicher Befehle, uns ein unnützes beschwerliches Gesetz nach dem andern aufbürden können. Wie erniedrigend für Menschen, die Gott gewürdigt, seinem Bilde ähnlich zu seyn! Sehen Sie dieses für kein leeres Wortspiel an. Es ist die erste Urkunde aller Vorzüge Ihrer Natur, der Grund Ihrer ganzen Bestimmung. Denn Ihre Vernunft ist die Seine, Ihre Empfindungen sind Sein unveränderlicher Wille; Ihr Gutes und Sein Gutes sind eins; Sein Gesetz und Ihre Natur sind eins; das Gesetz, das Sie in sich fühlen, ist der Abdruck Seiner eigenen allerhöchsten Vollkommenheiten. Das Verlangen, Ihrem Gotte in seiner Liebe zum Guten ähnlich zu werden, kann also Ihrem Gehorsam allein die rechte Würde geben. Und zugleich ist diese Aehnlichkeit Ihre vollkommenste

und sicherste Richtschnur. Bei allen andern Vorschriften, die Ihnen unter dem Namen von Heiligkeit oder Gesetz Gottes gegeben würden, und wovon diese Aehnlichkeit nicht der deutliche Grund wäre, wären Sie allemal in Gefahr, verführt zu werden. Der Aberglaube würde Ihnen zu enge, und der Leichtsinn und Unglaube zu weite Gränzen setzen; jener würde Ihnen knechtische Lasten aufbürden, worunter Ihre vernünftige Natur seufzte; dieser würde Ihnen unter dem Vorwande, die Rechte Ihrer Natur zu schützen, alles Gefühl für die Tugend nehmen und Sie bis zur Aehnlichkeit mit den Thieren heruntersetzen. Alle übrige Anweisungen sind auch zu unbestimmt. Erziehung, Gewohnheit, herrschende Grundsätze der eingeführten Religion, des Wohlstandes, der Staatsklugheit, können den heiligsten Gesetzen nach und nach ihre Verbindlichkeit nehmen, dem schwärzesten Laster eine blendende Gestalt geben, und gegen die grausamsten Ungerechtigkeiten so unempfindlich machen, daß endlich auch ein sonst noch nicht verhärtetes Herz sie ohne Empfindung ausübt, und der unglückliche Sklave selbst, ihrer gewohnt, darüber nicht mehr schreiet.

Aber bei dieser Aehnlichkeit mit Gott hört alles Verjährungsrecht der Laster auf und Sie sind dabei vor allen Verführungen des knechtischen Fanatismus und der tyrannischen Staatsklugheit zugleich gesichert. Und denken Sie nicht, daß diese Aehnlichkeit auch noch zu

unbestimmt sey; nichts ist deutlicher. Alle Vollkommenheiten in Gott vereinigen sich in einer unveränderlichen allgemeinen Liebe zum Guten. Die übrige Natur ist so vollkommen, als sie werden kann. An unsern vernünftigen Mitgeschöpfen können wir diese Liebe allen beweisen; seyn Sie also wohlthätig wie Gott, mit der Weisheit wohlthätig wie Er, so sind Sie vollkommen, wie Gott vollkommen ist. Diese weise Wohlthätigkeit ist das große Gesetz des Himmels und das einzige Gesetz hier auf der Erde. Ein einziger Blick in die Schöpfung, eine jede vernünftige Empfindung der Mannigfaltigkeit, der Schönheit und Harmonie der Natur, muß uns davon überzeugen. Ein jeder einzelner Lichtstral fasset alle mögliche Schönheit der Farben in sich; die Lilie verdunkelt mit ihrem blendenden Schmuck alle Pracht der Könige; ein jedes Insekt ist in seiner Art so vollkommen, als es nach den Fähigkeiten seiner Natur nur seyn kann. Aber der Mittelpunkt aller dieser Vollkommenheit ist der Mensch; denn der Mensch hat allein die ausgebreitete glückliche Fähigkeit, daß er sie erkennen, daß er sie ganz empfinden und zur Vermehrung seiner Glückseligkeit ganz gebrauchen kann. Aber der bloße einseitige sinnliche Genuß kann unmöglich noch der ganze Endzweck dieser großen Bestimmung seyn. So hätte der Mensch diese

Vorzüge nur, um ein so viel unersättlicher reißendes Thier zu seyn.

In seiner Vernunft trägt er das erhabene Bild seines Schöpfers selbst. Er soll ein Gott hier auf der Erde seyn; er soll alles zu seiner Glückseligkeit beherrschen, aber er soll auch alles zur allgemeinen Glückseligkeit seiner vernünftigen Mitgeschöpfe anwenden; er hat die Fähigkeit, er hat in jedem Zustande das Vermögen hiezu. Dieß ist also sein großer Beruf, und wenn er diesen erfüllt, so trägt er das Bild seines Schöpfers würdig; denn durch diese allgemeine Wohlthätigkeit ist Gott selbst nur der Gegenstand unsrer Anbetung, unsres Vertrauens, unsrer Liebe. Trennen Sie diese in Ihren Gedanken von seiner Größe, so sind alle Ihre Empfindungen gegen ihn todt; denken Sie sich ihn aber als einen unendlich weisen und wohlthätigen Geist, so ist ihre Religion in ihrer vollen Gestalt in ihnen wieder lebendig. Ein unendlicher Verstand, eine unumschränkte Freiheit, eine gränzenlose Macht: was wäre fürchterlicher? Ich würde mit meinen Gedanken einer solchen Größe zu entfliehen suchen. In dieser Unendlichkeit bete ich nichts, als die Wohlthätigkeit an. Ich kann nichts anders darin anbeten. Sie bestimmt allein von allen Dingen den Werth. Finden wir sie in einem vernünftigen Wesen, so zieht dasselbe dadurch unmittelbar alle unsre Hochachtung und Liebe auf sich; finden wir sie in einem leb-

losen Werke, so lieben wir darin den Urheber. Wir sind auch selbst keiner andern Vollkommenheit fähig. Unsre Vernunft, Unsre Fähigkeiten, Unsre Erkenntniß, an und für sich sind sie alle gleichgültig; sie können eben so sehr den Abscheu der Welt als ihre Hochachtung verdienen. Durch eine überlegte Wohlthätigkeit werden sie allein veredelt. Ohne sie ist der Heilige ein Schwärmer, der Weise ein Marktschreier, der schöne Geist ein Komödiant; ohne sie ist der Held nichts mehr wie ein starker Mann. Aber dadurch, daß der Held die Größe seines Geistes und seines Muths zur Schonung der Menschlichkeit, zur Erhaltung der Freiheit, zur Beschützung des Eigenthums, zur Befestigung der allgemeinen Ruhe anwendet, dadurch, daß der Weise seine Scharfsinnigkeit und seine Nächte zur Bestätigung der Wahrheit und Tugend, zur Erfindung nützlicher Wissenschaften und Künste, zur Bereicherung der Erde, zur mehrern Verbreitung der allgemeinen Bequemlichkeit, der Sittlichkeit, des Wohlstandes, der Gefälligkeit anzuwenden sucht: dadurch verdienen sie allein die Vorzüge einer allgemeinen Hochachtung und Liebe.

Auch das Allerheiligste, die Religion und die Tugend, sind uns durch diese Wohlthätigkeit allein nur heilig. Denn eine Religion, die uns nicht in unserm Berufe redlich, in unsern Verbindungen getreu, gegen die Obrigkeit gehorsam, gegen Niedrige liebreich,

gegen Elende mitleidig, gegen Beleidiger sanftmüthig, gegen Schwache gelinde, gegen Alle wohlthätig macht; eine Religion, die uns nicht lehrt, wie wir einen jeden Menschen in uns selbst empfinden sollen, und die Liebe unsres Nächsten nicht zur einzigen Probe unsrer Liebe Gottes macht: eine solche Religion ist nichts als Enthusiasmus, der leerste, der gefährlichste, der fürchterlichste Enthusiasmus, der die weisesten Absichten Gottes in der Natur zerstöret, die Würde der Menschen erniedriget, die heiligsten Bande des gesellschaftlichen Lebens trennt, Menschen gegen Menschen zu Tigern, und die Altäre entweder zu Schaubühnen der Eitelkeit, oder zu den schrecklichsten Mordgerüsten macht. Und so auch alles, was wir uns unter dem Namen der Tugend denken. Tugend, die das Elend der Menschen nicht mindert, die die Zufriedenheit, die Sicherheit, die Gefälligkeit nicht allgemeiner macht, ist ein leeres Wort. Die Wohlthätigkeit macht auch ihren ganzen Charakter aus.

Wohlthätigkeit ist die einzige glückliche Leidenschaft, die wir ohne Einschränkung, und allezeit mit völliger Sicherheit, genießen können; die immer neue Reizungen bekommt, und zu ihrer Befriedigung immer reich genug ist; die nie an sich denkt, und nur für Andere bekümmert ist; die sich nie genug thut, nie satt wird, und die Seele immer in der heitersten Ruhe erhält; sich oft betrübt, und in der Betrübniß die sanf-

testen Freuden fühlet; das Elend der ganzen Welt fühlet, und nie finster, nie mürrisch wird; die ganz menschlich ist und der Gottheit immer ähnlicher macht, unermüdet für die Welt arbeitet, und die Seele immer in dem Gefühle ihrer höhern Bestimmung erhält. Wenn ein Gott ist, so ist dieß die Religion, die vollkommenste, die die Vernunft sich denken kann, die Gott fordern kann; die einzige, die uns Gott ähnlich, gegen Andre wohlthätig, uns selbst vollkommen, zufrieden, glücklich machen kann; die einzige, die sich für alle Zeiten, alle Himmelsgegenden, alle Menschen, alle Stände und Fähigkeiten passet: die alle menschlichen Einrichtungen in ihrer Ordnung erhält, ihre Verbindungen befestigt, ihre Unvollkommenheiten mindert; die in ihren einzelnen unvollkommenen Ausübungen noch die einzige Quelle des Guten hier auf der Erde ist; die einzige Religion, die auch im Himmel, in der Ewigkeit unsre Religion seyn, die ewig unsre Seligkeit vermehren wird, und die, wenn unsre Schwachheit sie uns hier schon vollkommen ausüben ließe, auch schon den Himmel auf die Erde bringen würde. —

Religion und Tugend sind ihrer Natur nach eins, wie die Vollkommenheiten in Gott eins sind; ihre Anwendung ist verschieden, aber ihre Natur besteht in der einfachen unveränderlichen Liebe zum Guten.

J. Fr. W. Jerusalem.

17.

Es kamen zwei Schwestern vom Himmel hernieder,
Umtönt von den Klängen entzückender Lieder.
Die eine verherrlicht mit himmlischem Glanz
Von leuchtenden Sternen ein stralender Kranz;
Die andre war sanft, wie die Sitte der Hirten,
Sie trug eine Krone von Rosen und Mirten,
Und wo sie den irdischen Boden betrat
Bezeichneten Blumen den leuchtenden Pfad.
Sie reichten einander vertraulich die Hände;
Sie weihen den Anfang und krönen das Ende
Des menschlichen Daseyns mit Freuden und Ruh',
Und führen ihm himmlische Genien zu.
Nur Edle vermochten, sie leicht zu erkennen;
Nie ließen die heiligen Schwestern sich trennen,
Und wo sie zu trennen die Thorheit versucht',
Da nahmen sie beide voll Wehmuth die Flucht.
Sanft heiligen beide die menschlichen Triebe:
Die eine der himmlischen Schwestern heißt Liebe,
Die andere nennet sich Religion —
Die Menschenbrust weihen sich beide zum Thron. —
Es folgen von ferne, mit täuschenden Kronen,
Den herrlichen Schwestern zwei böse Dämonen:
Der eine als Eigensucht schrecklich bekannt,
Und Glaubenswuth werde der andre genannt.

Sie reißen, was jene erbauten, darnieder,
Was jene vereinigten, trennen sie wieder;
Sie hassen die Wahrheit und lieben den Schein,
Wo jene entfliehen, da ziehen sie ein.
Sie hauchen in Völker die Glut der Empörung,
Und weiden sich höllisch am Greu'l der Zerstörung;
So seh'n wir durch blühende Fluren sie zieh'n. — —
O lasset nicht jene zwei Schwestern entflieh'n!
Die machen zum Himmel das Leben hienieden:
Die eine gibt Freude, die andere Frieden.
Viel lassen sie hoffen, viel lassen sie seh'n,
Sie lassen durch Sterne und Blumen uns geh'n.

Elise v. der Recke.

18.

Eine Religion, welche ganz nach den Forderungen der Sittenlehre eingerichtet und gegründet ist, und dazu beiträgt, daß wir tugendhafter werden, welche hingegen nichts enthält, was uns in der sittlichen Vollkommenheit hindert, ist eine moralische Religion. Da nun die Befolgung der Moral unser höchster Endzweck, und Religion nur in so fern das ist, was sie seyn soll, in wie fern sie diesen Zweck befördert: so ist die moralische Religion auch die einzig wahre.

Der Geist der Religion ist nichts anders als die sich erhöhende Liebe. Diese, nur diese legt das Zeugniß von der Religiosität eines Gemüthes ab, nicht seine Lehrmeinungen. Ueberhaupt sind Religionslehren etwas ganz anders: sie haben ihren Werth nur darin, wenn sie in dem Vortrage Geist und Leben werden. Weil aber jeder in seiner Religion sein Heiligstes fühlt, so wird er versucht es an eine gewisse Gestalt zu befestigen, und die seinige allen anzusinnen. Laßt uns aber nie vergessen, daß das Heiligste in uns auch das Unaussprechlichste ist, daß der Geist, nicht der Buchstabe, lebendig macht, und daß nur das liebende Gemüth wahre Religion hat, und nur das religiöse wahrhaft liebt.

Wenn du die Religionswahrheiten, durch sittliche Würde geleitet, glaubest, wenn dein Herz dabei sanft belebende Wärme empfindet, wenn deine Gesinnungen und dein Leben ihnen entsprechen: dann bist du der edle Mensch, wie er seyn soll. Du bist dann ein sittlich guter Religionsverehrer, und deine Religiosität ist die wahre, wozu jeder Mensch, so gewiß er Geist und Körper, Vernunft, Gefühl und Begehrungsvermögen besitzt, berufen ist.

F. H. C. Schwarz.

19.

Der Instinkt harmonisirt das Innere der Thiere, Religion das Innere des Menschen.

Ohne Religion, wohin wollt ihr euch retten in einer Welt voll Tod, voll Schmerzen, voll feindseliger Leidenschaften? Neid mit seinen Begleitern, Verleumdung und Schadenfreude fallen euch in jeder Lage an, sobald euch darin wohl zu werden anfängt, sobald ihr euch auf irgend eine Weise darin hervorthut. Wohin ihr flieht, sind Ungerechtigkeit und Bosheit die Stärkern. Euch selbst seyd ihr ungetreu; ihr könnt keine Neigung, keinen Vorsatz, keinen belebenden und stärkenden Entschluß nach Willkühr festhalten. Alle Kräfte und Mächte des Verstandes bietet ihr vergebens auf; der Verstand kann nur bearbeiten, sein überlegender Wille nur, was da ist, bald vereinigen, bald trennen. Welch ein Trost also, wenn der Geist sich nicht zu etwas Unwandelbarem, zu etwas Ewigem emporschwingen, wenn er nicht einen Glauben fassen kann, der die Welt überwindet? Die vollkommene Glückseligkeit ist nirgend; aber es wäre auch nirgend einmal Trost, wenn keine Religion wäre. Ueberall muß sich der Mensch mit etwas helfen; der Eine greift nach Ehre, der Andere nach Wollust, und zerstört sein Inneres; reinigen und retten aber kann dieses nur Religion.

Fr. H. Jacobi.

20.

Der Mensch.

In die Felsenritzen flieht die Taube
Wenn der Geier ihrem Leben droht;
Doch die Seele, wildem Schmerz zum Raube,
Findet keine Zuflucht in der Noth.
Wohin, Rettung flehend, eilen?
Wer will Schutz mir vor mir selbst ertheilen?

Die Religion.

Komm in meine Arme,
Wild umhergetrieben!
Daß ich mich erbarme,
Lerne leben, lieben!
Frieden bietet dir mein Schooß,
Kettet von der Qual dich los.

Der Mensch.

Ach! mir ist so plötzlich wohl geworden,
Ruhe hat gestärkt mein ganzes Seyn;
Um mich tönt's in freundlichen Akkorden,
Und der Wiederklang in mir ist rein.
O daß doch für diese Erde
Nie dein Busen mir verschlossen werde!

Die Religion.

Wen ich aufgenommen,
Halt ich fest auf immer.
Herz! sey unbeklommen,
Denn ich laß dich nimmer.
Gib dich hin der Seligkeit
Deine ganze Lebenszeit.

Der Mensch.

Aber wann des Körpers Bande reißen,
Wann verlischt der Stral des Lebenslichts:
Wirst du dann nicht hart von dir mich weisen,
Mich verstoßen in das Grau'n des Nichts?
Hoher Wonne jetzo trunken,
Bin ich doppelt schmerzlich dann versunken.

Die Religion.

Laß dich dieß nicht quälen!
Ewig ist mein Walten,
Ewig sind die Seelen,
Flieh'n laß die Gestalten:
Zu dem unermeßnen Glück
Bring' ich Gotte dich zurück.

Th. Hell.

21.

Die beste Religion ist diejenige, welche den Menschen hier am glücklichsten macht, welche ihn alle Geschenke der Gottheit am lebhaftesten fühlen und geniessen läßt, und ihm alle Einschränkungen und nothwendigen Leiden seiner Natur am besten tragen hilft, dieselben nicht vervielfältigt, sondern so viel als möglich vermindert, und über die Zukunft die beste Beruhigung gibt.

Die Religion ist die beste Führerinn durch das Leben, die beste Leiterinn in frohen Tagen, die beste Trösterinn im Unglück. Unter der Religion verstehen wir diejenige Beschaffenheit des Verstandes und des Herzens, wo wir nach wahren Gründen beständig geneigt sind, alle unsere Pflichten mit Vergnügen zu erfüllen. Diese wahren Gründe liegen in dem Glauben und dem Andenken an Gott, unsern Schöpfer und Vater, an seine unendliche Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, seine unumschränkte Güte, seine ewige Ordnung durch die ganze Natur, seine väterlichen Absichten zu unserer Glückseligkeit. Der Grund aller Religion ist also allein: feste unerschütterliche Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes, von seiner Vorsehung, von dem hohen alles überwiegenden Werth der Tugend, von der Unsterblichkeit unseres Wesens und der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf Erden.

Die wahre Religion besteht nicht in äußerlichen Gebräuchen, sondern wohnt in der festen Ueberzeugung des Verstandes und der tugendhaften Neigung des Herzens. Ein Mensch ohne Religion ist ein unglücklicher Mensch für sich selbst und gefährlich für andere. Wir dürfen aber nicht gleich so lieblos urtheilen, wenn ein Mensch nicht durchaus wie wir denkt, er habe darum wirklich keine Religion. Sein Leben ist die beste Probe, ob er Religion hat oder nicht; denn der Glaube, der sich nicht durch Werke zeigt, ist todt und so gut als kein Glaube.

J. G. Seume.

22.

Das Göttliche im Menschen ist Offenbarung Gottes; es ist unsre Gemeinschaft mit dem Höchsten der Wesen, der Abglanz seiner Herrlichkeit, Ahnung, Glaube, Gewißheit seines Daseyns; wer das Göttliche in sich vernimmt, der kann an diesem Daseyn nicht zweifeln.

Aus dem Göttlichen im Menschen bildet sich die Idee der Gottheit, die Sehnsucht nach Gott, das Vertrauen auf die Wahrheit unseres Strebens, auf die Realität des Besten, auf die Weisheit einer allmächtigen Leitung, unter der unser Leben steht.

Durch das göttliche Gemüth ist man Gott ähnlich. Einem solchen Gemüthe ist es Bedürfniß sich zu Gott zu erheben, sich mit Gott zu beschäftigen, auf Gott überall zu sehen und von ihm alles zu erwarten. Ein göttliches Gemüth ist voll der reinsten Verehrung Gottes.

Ein göttlicher Sinn ist zugleich ein religiöser Sinn — Sinn der Ehrfurcht, der Anbetung, der Ergebung und der Hoffnung.

Bei aller Tugend ist Religion, wenn nicht in der Erkenntniß, doch im Wesen und in der That.

Der religiöse Mensch erkennt Gott auch in der Natur; die Natur und die Geschichte verkünden ihm seine Majestät; er findet alles von einem göttlichen Geiste angehaucht, in allem bildend eine göttliche Ordnung.

Der religiöse Mensch vermag die Welt zu geniessen, ohne von ihr entweihet zu werden; denn er genießt darin das Göttliche.

Die Religion stiftet die vollendete Harmonie des Weltlichen, Menschlichen und Göttlichen. Das Weltliche wird rein, das Menschliche edler, das Göttliche kräftiger unter dem Einflusse der Religion.

In der Religion, als Gesinnung betrachtet, vereinigen sich Göttliches und Menschliches. So entwikkelt sich aus der menschlichen Liebe die himm-

lische, heilige Gottesliebe — das Höchste, wozu sich der Mensch, in der Fülle seines Menschenseyns, erheben kann.

Das Göttliche in uns gibt das demüthige Gefühl der unendlichen Majestät Gottes; das Menschliche in uns befreundet den Unendlichen unserm Herzen.

Die frömmsten Menschen sind die, welche am tugendhaftesten leben, und am wärmsten lieben. Je mehr das Göttliche und das Menschliche in uns hervor gebildet ist, desto größer ist unsre Empfänglichkeit für Religion.

Alle Freude der Wahrheit und Tugend, der Liebe und Schönheit fließt zusammen in die eine, welche der Gedanke an Gott und die Liebe zu Gott in reinen Seelen hervorbringt. In der Religion ist die höchste, reinste, göttlichste und zugleich menschlichste Freude. In ihr leuchtet der Glanz der Ewigkeit in die dunkeln Nächte der Erde.

Fr. Ehrenberg.

23.

Weihrauch und Gebet sind gut,
Aber kraftlos ohne Gluth.

Gebet macht gottverwandt und heiter;
Es ist der Seele Jakobsleiter.

Quecksilber läuft und zittert immer,
Bis Gold, sein Ruhepunkt erscheint:
So ruht das Menschenherz auch nimmer,
Bis es mit Gott sich ganz vereint.

Klarer und süßer ist aus tieferem Brunnen das Wasser;
Gott am gefälligsten sind die guten Werke der Demuth.

Wie die Zunge der Wage sich lenkt zur volleren Schale,
So der Segen, die Ruh zu dem glaubenvolleren Herzen.

F. Haug.

24.

Frömmigkeit ist die Vollkommenheit eines wahrhaft aufgeklärten Geistes, der die Welt und das menschliche Daseyn ansieht aus dem allein wahren Gesichtspunkte, aus dem Gesichtspunkte der Religion.

Die Religion stellt die Welt dar, als das physische und moralische Werk eines höchst vollkommenen Geistes; den Menschen aber als ein zur Tugend verpflichtetes, zur Glückseligkeit bestimmtes und zur Unsterblichkeit berufenes Wesen.

Die Frömmigkeit äußert sich vornehmlich durch drei Tugenden, diese sind: Glaube, Vertrauen und Gottesfurcht.

Glaube ist eine fromme, d. h. ernsthafte und vernünftige Geneigtheit des Verstandes und Willens, den Gründen Beifall zu geben, welche das Daseyn eines höchsten Wesens, den moralischen Unterschied der Dinge und die Unsterblichkeit der Seele beweisen.

Diesen Glauben an die Hauptwahrheiten der Religion schätzt der Weise als die größte Vollkommenheit eines aufgeklärten Geistes, und als die Stütze aller wahren Tugend und Glückseligkeit des Menschengeschlechts. Daher ist er bemühet, denselben theils in sich selbst zu nähren, theils unter seinen Mitmenschen zu befördern. Er verehrt die Freunde und Bekenner dieses Glaubens, und zeigt den Gegnern desselben Mißfallen und Widerstand.

Vertrauen auf Gott ist die religiöse Geneigtheit, die ganze Welt anzusehen aus dem Gesichtspunkte einer göttlichen Vorsehung, und die menschliche Bestimmung aus dem Gesichtspunkte der Unsterblichkeit.

Gottesfurcht ist die mit der Idee der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit näher oder ferner zusammenhangende Fertigkeit, bei allen Handlungen

theils die Vorschriften, theils die Ehre der Religion zu berücksichtigen.

E. Platner.

25.

Wir fangen erst in dem Augenblick an, wahrhaft zu leben, in welchem wir das Heilige ergreifen, und der hohe Glaube: es waltet unsichtbar ein Gott, unser Innerstes durchdringt. Von nun an hat alles für uns Bedeutung, die Freuden, die uns widerfahren, so wie die Leiden, die uns treffen, die Stimme, die in uns spricht, so wie die Anlässe zum Handeln in der äußerlichen Welt. Sind wir dann nur ganz in Gott, leben und weben wir in dem, was heilig und göttlich ist, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe, dann erhält selbst das Kleinste in der Schöpfung für uns Sinn; wir leben, denken, handeln, tragen und dulden mit froherem und muthigerm Geiste; über die Erde verbreitet sich ein helleres Licht, über unser Daseyn höhere Freude. Erst jetzt verstehen wir uns selbst und die Welt und das Leben.

Wer das Heilige erfaßt, und in Allem, was da ist, ein höheres Leben ahnet; wer in Beziehung auf dieses Heilige und dieses höhere Wesen alles betrachtet, denkt, will und handelt, sich freuet, hofft und duldet: der hat Religion, dessen Gesinnungsart und

dessen Herz ist religiös. Nur der Edelste kann dieß seyn, oder auch gegenseitig, wer wahrhaft religiös ist, ist auch wahrhaft gut und edel. Die höchste Tugend geht über in innige Religiosität, und wo diese das Herz ergriffen hat, da kann auch nichts anders zum Vorschein kommen, als hohe Tugend. Die größten, tugendreichsten Menschen der Welt kannten nichts Höheres, als festen, herzinniglichen Glauben an das Heilige oder an Gott; was sie waren und thaten, waren und thaten sie durch diesen Glauben; mächtige Nationen waren mächtiger geworden, unglückliche wurden gerettet durch die hohe Kraft desselben, und nichts Großes ist geschehen in der Welt ohne heiligen Glauben.

J. Glatz.

26.

Verschieden ist das Bild Gottes auf Erden, das sich die Völker von ihm machen. Das ist aber die Verheißung: In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, und das ist die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Der Glaube des Menschen an Gott ist auf Erden so ungleich, als die Luft und Nahrung ihrer Geschlechter. Aber es ist nicht an dir, Mensch unter den bessern Zonen, das Bild des Gottes, den deine Brüder,

deren Scheitel die nähere Sonne verbrennt, und deren Hirnschale der kalte Norden platt drückt, anbeten, zu verspotten.

Der Herr im Himmel verzeihet der armen Raupe gar gern, daß sie die Staude, die sie nähret und schützet und erhält, verehret.

Danke, Raupe, an deiner Pflanze nur Gott und verehre sein Bild in der Fülle seiner Güte, in der du lebest und bist. Aber, wenn du, dankende Raupe, die Rose nagst, und dein Bruder die Blätter des Birnbaums, oder die Schößlinge des Weidstocks, oder das niedere Gras des Feldes, und wenn er dann seinen Gott auf den Blättern des Birnbaums, auf den Schößlingen des Weidstocks, und im niedern Gras des Bodens findet und anbetet: so zürne nicht, Raupe an der Rose. Dein Bruder hat so gut Recht als du, und sein Gottesdienst gilt so viel als der deine.

O ihr Menschen! so ungleich ihr dem Herrn dienet, so dienet ihr immer ihm recht, wenn ihr Kinder bleibt eures Vaters, und einander liebet, und einander helfet, den ungleichen Dienst eures Gottes in der allgemeinen Uebereinstimmung eurer Menschenliebe zu heiligen.

Ihr Menschen! warum dienet ihr Gott? und warum fallet ihr nieder, als nur, daß ihr euch selber heiliget und reiniget von der Gewalt der Leidenschaften und Sünden, denen alle Menschen in dem Maaß un-

terworfen sind, als sie Gott nicht fürchten und ihm nicht dienen? — Also ist dein Gottesdienst Hut über dich selber und Schutzwehr gegen deine Gefahren.

Dein Gottesdienst, o Mensch, ist dein eigener Dienst, und darum ist er für immer nur in dem Grade wahr, als er dir nützet.

Deine Heiligung, die Minderung deiner Sünde, ist der Zweck deines Dienstes.

Dein Gott, o Mensch, will dich durch Ueberwindung deiner Leidenschaften, zur echten Weisheit des Lebens, zum wahren Dienst des Unsichtbaren erheben.

Für Menschen ist die Liebe der einige wahre Gottesdienst, aus ihr allein quillt der wahre Glauben der Menschen. Sie allein führet den Menschen zum Leben. Wo sie nicht ist, da ist Tod und Verderben auf Erden.

Des Menschen beste Kräfte ersterben, wenn er seinen Bruder nicht liebet, und er liebet seinen Bruder nicht, wenn er Gottes nicht achtet. Darum erkenne o Mensch, Gottesvergessenheit ist die Quelle des Todes und der Entkräftung der Menschen.

Die Bande des Lebens sind Bande der Tugend, und sie zerreißen, wo der Mensch Gottes nicht achtet.

Siehe die Blüthe der gottesvergeßnen Jugend, die Stunde ihrer Schönheit gehet vorüber wie die Leuchte des Wetters; hell ist der Blitzglanz im Dun-

keln des Wetters, aber schnell folget der Donner vom Himmel, und der tödtende Stral, und der Früchte und Blüthen zerschlagende Hagel — so zerschlägt die Gottesvergessenheit die Blüthe der Jugend. Harm runzelt die Stirn der Jungfrau, ehe sie ein Weib ist, und der gierige Jüngling ist erschöpft, ehe er die Zeichen des Mannes trägt.

Ja, sie welket die Blüthe der Menschheit, die Gottes nicht achtet, sie welket und stirbt wie die Blüthen des Frühlings, die vom Nebel ersticken, und von tödtenden Mittagswinden versengt, abfallen. Und wenn er auch in der Blüthe nicht stürbe der Jüngling, der Gottes vergißt, sondern, wie es unter Hunderten kaum einem gelingt, doch Mann würde und Greis: so gewinnt der Gottesvergessene doch mehr Leiden und Plage, als Jahre und Tage.

Der Segen des Himmels ist dein Theil, o Mensch, wenn du Gott liebest, und in der Stunde des Todes siehest du Himmel und Erde für dich geschaffen. Du gehest ruhig und heiter in's Thal der Seligen; du kennest Gott und trauest auf deine Tugend, die du durch Gotteserkenntniß erhalten hast.

H. Pestalozzi.

27.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so: Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten,
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Anseh'n der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.
So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger

Des Ringes, den er dann auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden in's besondre;
Gibt jedem in's besondre seinen Segen —
Und seinen Ring, — und stirbt. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring', und jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; — fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube. — Die Söhne
Verklagten sich, und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem

Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwöhnen laß': eh' müß' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen. —
Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Das doch nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! —
Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück, und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seyd ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe

Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird

Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen: Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

G. E. Lessing.

28.

Es ist klar, daß die Religion im Menschen nicht das seyn kann, was sie nach den Erklärungen so vieler Lehrer der Schulen und Sekten seyn soll. Hätte wirklich der, dem eine gewisse Reihe positiver Lehrsätze nicht eben so gewiß als sein eigenes Daseyn geworden ist, keine Religion, so wäre es nicht begreiflich, wie gleichwohl in Zeiten allgemeiner Noth Menschen von dem verschiedensten Kirchenglauben, von den fast entgegengesetztesten Vorstellungen, selbst durchaus unähnlich in allem, was die äußere Form der Religion ausmacht, sich dennoch in ihren frommen Gefühlen, Hoffnungen und Beruhigungen begegnen könnten. Aber die Religion ist auch etwas anders als die Religionen. Sie ist das, was die Menschen aller Zeiten, aller Völker, aller Länder, bei der größten Verschiedenheit in allen andern Rücksichten, sich doch wieder so ähnlich gemacht hat. Keine Lehre, keine Erziehung würde den Menschen der Religion empfänglich machen, wenn die Anlage zu ihr nicht zu seinem innersten Wesen gehörte. Wir sind göttlichen Ge-

schlechts, sagt Aratus *), und Paulus rühmt es ihm nach. Dieß innere Gefühl, die Ahnung dieser nahen Verwandtschaft mit dem Unsichtbaren, entwikkelt sich mit der Vernunft zum Bewußtseyn eines Verhältnisses, das von allen irdischen Verhältnissen durchaus verschieden ist. Dieß Bewußtseyn kann sich in sehr verschiedene Formen kleiden, kann sich in einer sehr verschiedenen Sprache, die immer etwas von dem Charakter der Zeit annimmt, mittheilen. Aber das Wesen und der Grundton des Religiösen wird nie zu verkennen seyn.

Die Religiosität vollendet die sittliche Ausbildung des Charakters. Ist sie gleich ein von der Sittlichkeit selbst noch Verschiedenes, sowohl in ihrem Entstehen als in ihren Aeußerungen, und läßt sich auch ein moralischer Charakter gar wohl denken, ohne zugleich ein religiöser zu seyn: so bleibt doch umgekehrt jede Religiosität, mit der sich nicht zugleich alle sittlichen Empfindungen und ernste Bestrebungen des Willens, dem Gesetze zu gehorchen, verbinden, ein sehr verdächtiges Gefühl, das, der Sinnlichkeit näher als der Vernunft verwandt, auch eben so leicht wie diese ausarten und irre führen

---

*) Aratus, ein griechischer Dichter aus Soli (Pompejopolis) in Cilicien, lebte um 270 v. Chr. Er schrieb ein astronomisches Lehrgedicht unter dem Namen Phänomena, welches Cicero metrisch ins Lateinische übersetzte.

kann. Wo dagegen das ganze Gemüth ein wahrhaft frommer Sinn durchdrungen hat, da ist auch die Hingebung an alles Rechte und Gute gewiß, da wird auch Kraft und Tüchtigkeit zu jedem guten Werk nicht fehlen.

A. H. Niemeyer.

29.

Alle Religion, wie sie auch immer heißen und beschaffen seyn mag, ist Mittel der Erziehung, Mittel zur moralischen Bildung der Menschen und Völker in der Vaterhand Gottes. Keine Religion, sey sie auch noch so dürftig und unvollkommen, enthalte sie auch noch so viele Irrthümer, bestehe sie auch großentheils nur in Feierlichkeiten und Ceremonien, keine Religion bleibt ganz ohne Einfluß auf die Denk- und Sinnesart ihrer Bekenner. Jede Religion gründet sich auf den Glauben an ein höheres und mächtigeres, oder an mehrere dergleichen Wesen; und dieser Glaube wirkt stets und überall, wenn auch gleich nur schwach und unmerklich auf die Stimmung des Gemüths. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, hat selbst die mangelhafteste und sinnlichste Religion noch immer etwas Ehrwürdiges; denn sie bleibt bei allen ihren Gebrechen eine Anstalt, die zu ihrer Zeit und an ihrem Orte gute Dienste gethan hat, oder noch thut, und der echte Weise ist so weit davon entfernt, an solchen Erschei-

nungen in der Welt Anstoß zu nehmen, daß er vielmehr auch hierin die Güte dessen sieht, der sich zu den Schwachheiten seiner Kinder herabläßt.

Die Menschen sind frühe genug zum Glauben an ein höheres Wesen hingeleitet worden; sie haben bald genug den Entschluß gefaßt, demselben zu huldigen, ihm zu dienen, es mit sich auszusöhnen, es sich geneigt zu machen; sie haben es im Glanze der Sonne, im Lichte des Mondes, im Schimmer der Sterne, am Himmel und auf der Erde, in jeder furchtbaren oder majestätischen Naturerscheinung gefunden; sie haben ihm reiche Opfer, auserlesene Gaben und Geschenke dargebracht; sie haben ihm Tempel gebaut und Altäre errichtet; sie haben es in allen Sprachen und aus den mannigfaltigsten Absichten angebetet: aber den vernünftigsten und menschlichsten aller Gedanken, den, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, haben sie erst spät, erst nach zurückgelegten Jahren der Kindheit und Jugend fassen gelernt.

Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit geschieht nicht mit dem Munde, sondern mit dem Herzen; sie ist nicht der äußere, sondern der innere Gottesdienst; sie wird nicht durch Feierlichkeiten und Zeremonien, sondern durch Erfüllung höherer Pflichten geleistet; sie besteht nicht in Uebungen der Andacht, sondern in Erweisungen der Tugend, in

rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Das Wort Anbetung bedeutet also in dem Sinne, in welchem es hier genommen wird, nicht das eigentlich sogenannte Gebet, sondern die Verehrung Gottes; der Geist, von welchem hier die Rede ist, sagt so viel als Gesinnung; die Wahrheit, welche hier als eine Eigenschaft der Gesinnung dargestellt wird, zeigt die Lauterkeit und Rechtschaffenheit derselben an; und daher sagt die Redensart, Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, mit andern Worten so viel: Gott durch gute Gesinnungen und durch einen guten Lebenswandel verehren.

Wir beten demnach Gott im Geist und in der Wahrheit an, wenn wir ihn, der die Liebe selbst ist, ihn, der uns zuerst geliebt hat, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften wieder lieben, und ihm diese unsre Liebe durch die That beweisen; wenn wir seine Wohlthaten erkennen und uns von Dankbarkeit gegen ihn durchdrungen fühlen; wenn wir Vertrauen zu ihm haben, uns gern und willig seiner Leitung und Fürsorge überlassen, uns in dem Gedanken an seine Weisheit und Güte beruhigen, und in dem Glauben an seine Vorsehung und Weltregierung in allen Lagen und bei allen Schicksalen des Lebens Muth und Trost finden; wenn wir ihm einen willigen und uneingeschränkten

Gehorsam leisten, und uns seinen heiligen Geboten unbedingt und ohne Ausnahme unterwerfen.

Wir beten Gott im Geiste und in der Wahrheit an, wenn wir seinen Kindern, unsern Nebenmenschen, das sind, was wir ihnen seyn sollen; wenn wir uns so gegen sie verhalten, wie es unsrer Pflicht und Bestimmung gemäß ist; wenn wir ihnen so nützlich werden, als wir es in unsrer Lage, bei unsern Geisteskräften, bei unsern Glücksgütern vermögen; wenn wir gegen Hohe und Niedrige, gegen Glückliche und Unglückliche, gegen Weise und Thoren, gegen Gute und Böse, gegen Freunde und Feinde gesinnet sind und handeln, wie es nicht nur die strenge Gerechtigkeit, sondern auch die Billigkeit erfordert.

Wir beten Gott im Geist und in der Wahrheit an, wenn wir den Verhältnissen und Verbindungen, worein er uns zu setzen für gut findet, ernstlich ein Genüge thun; wenn wir die Geschäfte unsres Berufs mit Treue und Sorgfalt verrichten, und dadurch zum Wohl der Gesellschaft beitragen; wenn wir alle unsre Fähigkeiten und Vorzüge mit Gewissenhaftigkeit und nur zu redlichen Absichten anwenden; wenn wir im Glücke bescheiden und im Unglücke standhaft bleiben; wenn wir mit unserm Zustande zufrieden sind, und uns weder empörende Klagen darüber, noch unanständige Mittel zur Verbesserung desselben erlauben.

Wir beten Gott im Geist und in der Wahrheit an, wenn wir ihn mit unserm Leben und durch unser Thun und Lassen preisen; wenn wir Gutes vollbringen und es deswegen vollbringen, weil es uns von Gott geboten ist; wenn wir das Böse meiden, und es darum meiden, weil es mit seinem Willen streitet; wenn wir ein beständiges ehrerbietiges Andenken an ihn unterhalten, so daß uns alles zu ihm hinführet, alles an ihn erinnert, uns alles den Gedanken an ihn werth und theuer macht; wenn wir alles, was wir wünschen und beabsichtigen, alles, was wir genießen und entbehren, alles, was unsre moralische Denk- und Sinnesart verbessern oder verschlimmern kann, auch moralisch beurtheilen und mit seinen uns bekannten Vorschriften zusammenhalten; wenn wir seinen Beifall über alles schätzen, seinem Wohlgefallen alle Ehre der Welt aufopfern, und seinem Muster so viel möglich durch Recht- und Wohlthun ähnlich werden.

Wir beten also Gott im Geist und in der Wahrheit an, wenn wir uns von dem Geiste der Wahrheit regieren lassen; wenn unser Verstand erleuchtet und unser Herz veredelt ist; wenn wir unsre Pflichten nicht bloß kennen, sondern auch befolgen. Und daher ist jeder Fortschritt im Guten, jeder Sieg über einen uns beiwohnenden Fehler, jede Bekämpfung irgend einer unreinen Begierde, jede nützliche That, die wir aus einer lautern Absicht vollbringen, jeder menschenfreund-

liche Wunsch, wenn wir ihn gleich nicht auszuführen vermögen, jede Annäherung zum Ziele der Vollkommenheit, Verehrung dessen, der nur auf diese Art, nur durch Rechtschaffenheit und Tugend verehrt seyn will.

J. G. Marezoll.

30.

Einsmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte
des Himmels,
Poltert' und rief: Macht auf! Da schaute der heilige
Petrus
Aus der geöffneten Thür, und fragte: Wer bist du?
»Ich bin ein katholischer Christ, des allein heilbrin-
genden Glaubens!«
Setze dich dort auf die Bank, rief Petrus, wieder
verschließend.
Hierauf kam ein Todter aus Genf an die Pforte des
Himmels,
Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte
der Jünger.
»Ich? ein kalvinischer Christ, des allein heilbringen-
den Glaubens!«
Dort auf die Bank! rief Petrus. Da kam ein Tod-
ter aus Hamburg,

Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte
der Jünger.
»Ich? ein lutherischer Christ, des allein heilbringen-
den Glaubens!»
Dort auf die Bank! rief Petrus. — Nun saßen sie,
schauten bewundernd
Sonnen und Mond' und Stern' in harmonischem Tanz,
und vernahmen
Harfentön' und Gesäng', und athmeten Düfte des
Himmels.
Und ihr Herz ward entzückt zum hellen Gesange:
Wir glauben
All' an einen Gott! — Da mit einmal sprangen
die Flügel
Rauschend auf, daß umher des Himmels Glanz durch
den Aether
Leuchtet. Petrus erschien, und sprach mit freundli-
chem Lächeln:
Habt ihr euch nun besonnen, ihr thörichten Kinder?
So kommt denn!

J. H. Voß.

31.

Die göttliche Religion verhält sich gegen Handlungen nicht anders, als gegen Gesinnungen, weil sie Handlung bloß als Zeichen der Gesinnung befiehlt.

Sie ist eine moralische Person, aber ihre Rechte kennen keinen Zwang; sie treibt nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Racheschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßet sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung; ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androht, sind, so wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit! Religion! die du in Wahrheit allein die seligmachende bist, auf der Erde, so wie im Himmel.

Die Religion, die mit der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht bestehen kann, ist nicht die wahre.

Es ist kein Religionssystem so verderbt, das nicht wenigstens einigen Pflichten der Menschheit eine gewisse Huldigung gibt, die der Menschenfreund verehren, und der Sittenverbesserer, wenn er nicht seiner eigenen Pflicht zuwider handeln will, unangetastet lassen muß. Von Zweifel in Religionssachen zur Leichtsinnigkeit, von Vernachläßigung des äußerlichen Gottesdienstes zur Geringschätzung alles Gottesdienstes überhaupt, pflegt der Uebergang sehr leicht zu seyn, besonders für Gemüther, die nicht unter der Herrschaft der Vernunft stehen, sondern von Geiz, Ehrsucht oder Wollust regiert werden.

Die Religion kennt keine Handlung ohne Gesinnung, keine Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung im Sinne. Religiöse Handlungen ohne religiöse Gedanken sind leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst.

M. Mendelssohn.

32.

Göttlich leben, siehe, das ist der rechte Gottesdienst. Darum es schändlich ist, wenn die Leute mit dem Kirchengehen und Schreien in den Himmel zu kommen gedenken, und dabei nicht das Herz reinigen und bessern, sondern zu Hause Böses thun. Unsere Tempel sind nicht von Holz und Steine, sondern wir selbst sind der Tempel Gottes; unser Herz ist das Ding, das da beten soll, und worin wir sollen Gott dienen. Gleichwohl ist es fein und lieblich, mit andächtigen und frommen Herzen unter dem Haufen seyn, da man Gott lobt und dankt.

Das Gesetz Gottes erfüllen, heißt mit Lust und Liebe sein Werk thun, und frei und ohne des Gesetzes Zwang göttlich und wohl leben, als wäre kein Gesetz oder Strafe.

Demuth, das ist die feinste, lieblichste Tugend der Liebe, und die nöthigste, unter den Leuten, Friede und Zucht zu erhalten, sonderlich aber die Jugend zie-

ret und wohl anstehet, vor Gott und Menschen lieb und werth macht, und bringt viele gute Früchte; und wenn man könnte den Leuten solches einbilden, daß diese Tugend im Schwange ginge, so würde es allenthalben wohl stehen und eine feine schöne Welt zu sehen seyn, voll aller Zucht und guter Werke.

M. Luther.

33.

Ein wahrer Gottesdienst muß ganz von Irrthum rein,
Und der Vollkommenheit des Höchsten würdig seyn.
Das Wesen, dessen Macht die Welt und Geister preisen,
Die höchste Majestät, den Weisesten der Weisen;
Die Güte, deren Maaß der Himmel nicht umschließt,
Das Licht, aus dessen Schooß die Wahrheit sich ergießt,
Den Gott, der lohnt und straft, den laßt euch Menschen lehren:
Wer Ihn nicht recht erkennt, wie mag Ihn der verehren? —
Kein todtes Wissen hat die Ehrfurcht je erregt:
Der kennt und ehrt Gott nicht, in dem das Herz nicht schlägt,
So oft er Sein gedenkt; der, wenn er bei Ihm schwöret,
Nicht überzeugend glaubt, daß Gott ihn sieht und höret,

Und daß Sein Strafgericht den Mann, der wissend irrt
Und wissend sündiget, einst treffen kann und wird.
Durch sichrer Schlüsse Reih' sieht mühsam und von ferne
Die forschende Vernunft den Schöpfer aller Sterne.
Die reizende Natur führt eine leichtre Bahn;
Uns kündigt jeder Tag die Wunder Gottes an.
Der Körper jedes Wurms, der Bau der kleinsten Blume
Sind tiefer Weisheit voll und prangen Ihm zum Ruhme.

M. G. Lichtwer.

34.

Manche wollen nichts mehr von Gottesdienst wissen; nur Gottesverehrung soll gelten. Auf den Namen kommt wohl überhaupt wenig an. Das weiß jeder, daß Gott unsres Dienstes nicht bedarf; er bedarf aber auch unsrer Verehrung nicht. Dennoch ist es erfreulich, ihm dienen zu können. Ein Herz, das Gott liebt, weiß wohl, wie es das zu verstehen hat.

Tempel und Kirchen dem Höchsten zu bauen, sie auszuschmücken mit mancherlei Prunk, und unter ihren wunderbaren Gewölben, an ihren geschmückten und erleuchteten Altären die Menschen zu versammeln, —

alles das kann eben so gut Eitelkeit als Frömmigkeit seyn.

Ein anderes ist es, in demuthvoller Stille einen Altar zu bauen in der Tiefe des eigenen Herzens; dieses zu heiligen zu einem Tempel des Heiligsten; hier seine Begierden, seinen Stolz, seine Mißgunst zu opfern; ein Brandopfer der Liebe hier anzuzünden, und in Eintracht mit sich selbst und den Geboten Gottes Kraft zum Rechtthun zu sammeln, in festem Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Auf diesem prunklosen Bau ruht das Auge des Ewigen mit liebendem Wohlgefallen; in dieser unsichtbaren Kirche will er wohnen, in ihr thut er sich durch fromme Thaten kund, und seine Kraft geht von hier aus und ruft zur Heiligung und zur Gerechtigkeit auf.

Die Tempel werden einfallen, aber die Frömmigkeit wird nicht vergehen. Die rechte Frömmigkeit aber wird in Thaten erkannt.

In diesem Glauben sind alle guten Menschen eins. Auch die Bösen erkennen ihn in ihrem Gewissen, wenn sie ihn schon durch die That verleugnen.

Ein jeder Baum wird an seiner Frucht erkannt.

Wer Gott fürchtet und seinen Nächsten liebt, und die Sünde mehr fürchtet als den Tod, der hat den rechten Glauben.

Fr. Jacobs.

35.

Das Gebet ist der Spiegel, durch welchen wir im Dunkeln Gott sehen.

Das Gebet setzt den Menschen mit Gott in Verbindung.

Das Gebet selbst, was ist's ohne Handlungen? ohne gute Gesinnungen? Gehe hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm' und bete! Empfinde das innere Bewußtseyn dieser guten That, und dieses Bewußtseyn opfere Gott dafür! Dank ihm! —

Liebe und Andacht sind zwei Lieder auf eine Melodie.

Es wird eine Zeit kommen, wo man unter Andacht das Andenken an Gott bei seinen Handlungen versteht; wo man sich überzeugt, daß die Gottheit nicht Buchstabengerechtigkeit, sondern Verstopfung der Quelle zum Bösen fordert, — daß Freiheit Befolgung der Gesetze, und Bevölkerung der Erde auch Bevölkerung des Himmels sey.

Th. G. v. Hippel.

36.

Das Wort Gottesdienst sollte verlegt, und nicht mehr vom Kirchengehen, sondern von guten Handlungen gebraucht werden.

Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihrer Erziehung für den Himmel die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelt am weisesten, wenn er erstere ganz an ihren Ort gestellt seyn ließe. Denn wenn wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind — woran gar kein Zweifel ist, — so laßt uns das Beste in dieser Station thun, und uns nicht durch Offenbarungen blenden. Was der Mensch zu seiner Glückseligkeit zu wissen nothwendig hat, das weiß er gewiß ohne alle andre Offenbarung, als die, die er seinem Wesen nach besitzt.

L. Chr. Lichtenberg.

37.

Ihr Erdbewohner, lebet fröhlich!
Dieß ist der Gottheit liebster Dank.
Anbeter, liebet Recht und Wahrheit!
Dieß ist Gebet und Opferrauch.
Gesegnete, theilt aus den Segen!
Dieß macht euch eurem Schöpfer gleich.

K. W. Ramler.

Bestimmung des Menschen.

1.

Als die Königin der Dinge,
Reich an unerschöpftem Reiz,
Wesen schuf, war nichts ihr zu geringe;
Sie begabete mit mildem Geiz.
Denn das Füllhorn aller Trefflichkeiten
War in ihrer Mutterhand,
Und sie paarte, was an Lieblichkeiten,
Wechselnd auch, zusammen je bestand.

Einen Schmuck von tausend Farben
Webte sie um Florens Brust;
Neuverjünget, wenn die Schwestern starben,
Treten Schwestern auf mit Siegeslust.
In ein Chor von tausend süßen Liedern
Theilte sich ihr mächt'ger Klang,
Der auf bunten, schwebenden Gefiedern
Disharmonisch = schön zum Himmel drang.

Stärke, Klugheit, sanfte Triebe,
Schönheit in jedweder Art,
Und in tausend der Gestalten Liebe
Ward umhergegossen ungespart.
Endlich trat sie in sich selbst und senkte
Tief sich in ihr Mutterherz:
»Meinem Liebling, wie, wenn ich ihm schenkte
Aller meiner Kinder Lust und Schmerz?»

Und sie sann. Auf einem Wege
Ward aus Allem Sympathie.
»Ferne, sprach sie, sey von ihm die Träge!
Seine Lust sey ewig süße Müh'.
Angeboren werd' ihm nichts, geboren
Werd' in ihm ein ew'ger Trieb;
Und auch jedes Glück, durch Schuld verloren,
Werd' ihm tausendfach durch Reue lieb.

»Nur in Andern sey sein Leben;
Wirksamkeit sein schönster Lohn.
Enkel, die ihm Dank und Ehre geben,
Lohnen ihm für seiner Brüder Hohn.
So vereint durch alle Folgezeiten
Strebe seine süße Müh';
Neugestärkt durch Widerwärtigkeiten
Steige mehr und mehr umfassend sie.

»Auch im Kleinsten werd' um's Ganze
Ewig dieß Geschlecht verdient;
Nur am Ziel im schönsten Abendglanze,
Hängt der Kranz, der für den Menschen grünt.
Für die Leidende, die ihn umringen,
Weih' ich ihn der Menschlichkeit,
Und sein Herz, wenn Seufzer auf ihn dringen,
Zum Altare der Barmherzigkeit.»

Mutterköniginn! das schwächste Wesen,
Das man einzeln nur beweint,
Hast du dir im Ganzen auserlesen,
Und gesammt durch Lieb' und Noth vereint.
Deinen Sinn für's Größere und Größte
Und dein Mutterherz, Natur,
Gabst du uns. Das Bessere und Beste
Weckt uns selbst und lebt im Ganzen nur.

Die Tendenz der Menschennatur fasset ein Universum in sich, dessen Aufschrift ist: »Keiner für sich allein, jeder für Alle: so seyd ihr alle euch einander werth und glücklich.» Eine unendliche Verschiedenheit, zu einer Einheit strebend, die in allen liegt, die alle fördert — sie heißt: Verstand, Billigkeit, Güte, Gefühl der Menschheit.

Wir sind moralischen Ursprungs; ein höchstes moralisches Wesen hat das Sittengesetz und die Freiheit in uns gelegt. Unsere Bestimmung ist moralisch, ist selbstverdiente Glückseligkeit. Mit uns, als moralischen Geschöpfen, ist es auf eine Ewigkeit angelegt; die Forderung recht zu thun, dieses befolgte übersinnliche Gesetz in uns, muß mit der dafür verdienten Glückseligkeit in einer andern Welt, als dieser sinnlichen, ausgeglichen werden.

J. G. v. Herder.

2.

Die leblosen Geschöpfe und Thiere sind von Natur so eingerichtet, daß sie ihre Bestimmung in der Hauptsache nicht verfehlen können; der Mechanismus ihrer Organisation und das Triebwerk unaufhaltsamer Instinkte führt sie derselben entgegen, ohne daß sie sich dabei verirren. Doch ist es schon in der thierischen Schöpfung sichtbar, daß der irrthumsfreie Instinkt in eben dem Grade abnimmt, in welchem ein Geschöpf höher steigt, und fähiger wird, Bildung anzunehmen. Bei dem Menschen fehlen diese blinden Antriebe gänzlich; dagegen besitzt er, um sich selbst zu leiten, Vernunft, d. h., er ist unter allen Geschöpfen auf Erden allein fähig, allgemeine Wahrheiten zu fassen, alle seine Vorstellungen unter Prinzipien zu ordnen, und sich Regeln des Verhaltens vorzuschrei-

ben. Allein dieses Geschäft kann die Vernunft nicht eher vollenden, als bis sie sich zu einer obersten, alles gleichsam zusammenhaltenden Idee erhoben, als bis sie sich ein gränzenloses und allumfassendes Ideal von höchster Realität und Vollkommenheit gebildet hat, über welches sich nicht mehr hinausgehen läßt, und in welchem der letzte zureichende Grund für alles liegt, wonach sie fragen kann; als bis ihr, mit einem Worte, die Vorstellung von Gott klar geworden ist.

Hiermit ist aber dem Menschen auch das Ziel angewiesen, nach welchem er streben soll. Die ganze Sphäre der sinnlichen Welt zeigt ihm nämlich nichts, was er mit sich vergleichen könnte; durch seine Vernunft fühlt er sich über alles in derselben erhaben. In dieser Sphäre kann er also keine ausreichende Regel für sein Verhalten und kein Muster finden, nach welchem er sich bilden könnte; er muß vielmehr beides in dem Gebiete seiner eigenen Vernunft aufsuchen. Hier aber kann ihm offenbar nichts dazu dienen, als eben jenes Ideal der höchsten Vollkommenheit, als die höchste Vernunft, mit der er sich verwandt fühlt. Sie wird er also zum Muster wählen, er wird es für seine Bestimmung halten müssen, denken und handeln zu lernen, wie Gott.

Unter allen Geschöpfen auf Erden besitzt er noch überdieß allein Freiheit, d. h. er ist fähig, den sinnlichen Trieben, welchen die thierische Schöpfung nothwendig folgt, zu widerstehen, ihre Ansprüche Endzwecken zu unterwerfen, welche über das Sinnliche hinausgehen, zur Nachahmung des höchsten Ideals aller Vollkommenheit sich zu entschließen, und mit selbstthätigem Eifer diesen Entschluß auszuführen. Er hat also nach der ursprünglichen Einrichtung seines Wesens, auch das Vermögen dazu, denken und handeln zu lernen, wie Gott.

Unter allen Geschöpfen auf Erden ist es endlich der Mensch allein, dessen Kräfte einer unbegränzten Ausbildung fähig sind, der sich auch durch nichts auf Erden ganz befriedigt fühlt, und, sobald seine Fähigkeiten einmal erweckt worden sind, die Sehnsucht nach etwas Höherem und Besserem auf keiner Stufe seines irdischen Lebens verläugnen kann; er muß also bestimmt seyn, auch nach dem Tode fortzudauern, und dem höchsten Urbild alles Guten durch einen ewigen Fortschritt sich immer mehr zu nähern. Hieraus folgt nun, daß immer wachsende Aehnlichkeit mit Gott der Endzweck aller seiner Bestimmung, und mithin seine wahre Bestimmung seyn muß.

F. V. Reinhard.

3.

Da erst, wo der Mensch als ein vernünftig sittliches Wesen erscheint, wo er, mit dem glänzenden Charakter eines Bürgers der übersinnlichen Welt, ein edlerer Fremdling auf diesem Erdenschauplatz auftritt, erblicken wir ihn in seiner wahren Würde.

Durch die Vernunft sind wir fähig, eine höchste Vollkommenheit zu denken, und durch die Sittlichkeit im Stande, sie in uns selbst hervorzubringen. Jene, die Vernunft, ist ein Vermögen, die Verstandesbegriffe in's Unendliche zu erweitern; aus dem Schönen, dem Wahren, und Guten, was der Verstand in der sichtbaren Welt wahrnimmt, schafft sie sich Ideale des Absolutschönen, des Ewigwahren, des rein moralischen Guten. Hingegen ist die Sittlichkeit das Vermögen, jene Vollkommenheit, welche in der Natur nirgend vorhanden und nur durch die Vernunft möglich ist, in sich selbst wirklich zu machen und zu realisiren. Und wenn es ihr, wegen der Beschränktheit der menschlichen Kräfte, schon nicht gelingt, jenes unermeßlich weit gesteckte Ziel jemals einzuholen; so kann sie demselben doch immer näher kommen; sie kann im geläuterten Genuß des Schönen ewig glücklicher, ewig weiser im Besitze der Wahrheit, und in der Ausübung des Guten ewig tugendhafter werden.

Dieß ist die der Menschheit eigenthümliche Vortrefflichkeit, die moralische Vervollkommnungsfähigkeit. Die Naturvollkommenheit und die natürliche Entwicklung hat sie mit den übrigen Geschöpfen gemein: die moralische ist ihr ausschließlich eigen; jene ist es, mit welcher, diese zu welcher sie geschaffen ist; jene ist ein Geschenk des Urhebers der Natur, diese ein Gebot ihres Gesetzgebers und Zweck, zu welchem jene nur als Mittel führen soll.

J. Ith.

4.

Alles Vernunftlose sich zu unterwerfen, frei und nach seinem eigenen Gesetze es zu beherrschen, ist letzter Endzweck des Menschen, welcher letzte Endzweck völlig unerreichbar ist und ewig unerreichbar bleiben muß, wenn der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu seyn, und wenn er nicht Gott werden soll. Es liegt im Begriffe des Menschen, daß sein letztes Ziel unerreichbar, sein Weg zu demselben unendlich seyn muß. Mithin ist es nicht die Bestimmung des Menschen, dieses Ziel zu erreichen. Aber er kann und soll diesem Ziele immer näher kommen, und daher ist die Annäherung in's Unendliche zu diesem Ziele seine wahre Bestimmung als

Mensch, d. i. als vernünftiges aber endliches, als sinnliches aber freies Wesen. Nennt man nun jene Uebereinstimmung mit sich selbst Vollkommenheit, in der höchsten Bedeutung des Worts, wie man sie allerdings nennen kann: so ist Vollkommenheit das höchste unerreichbare Ziel des Menschen; Vervollkommnung in's Unendliche aber ist seine Bestimmung. Er ist da, um selbst immer sittlich besser zu werden, und alles rund um sich herum sinnlich, und, wenn er in der Gesellschaft betrachtet wird, auch sittlich besser, und dadurch sich selbst immer glückseliger zu machen.

Das gegenwärtige Leben läßt sich vernünftiger Weise nicht als die ganze Absicht meines Daseyns, und des Daseyns eines Menschengeschlechts überhaupt, denken; es ist in mir etwas, und es wird von mir etwas gefordert, das in diesem ganzen Leben keine Anwendung findet, und für das Höchste, was auf der Erde hervorgebracht werden mag, völlig zwecklos und überflüssig ist. Der Mensch muß sonach einen über dieses Leben hinausliegenden Zweck haben. Soll aber das gegenwärtige Leben nicht völlig vergebens und unnütz seyn in der Reihe unsers Daseyns, so muß es sich zu einem künftigen Leben wenigstens verhalten, wie Mittel zum Zweck. Nun gibt es in diesem gegenwärtigen Leben nichts, dessen letzte Folgen nicht auf der Erde blieben, nichts, wodurch es mit einem künftigen Le-

ben zusammenhängen könnte, außer dem guten Willen. Der gute Wille nur kann es seyn, er muß es seyn, durch den wir für ein andres Leben, und für das erst dort uns aufzustellende Ziel desselben, arbeiten; die uns unsichtbaren guten Folgen dieses Willens sind es, durch die wir in jenem Leben erst einen festen Standpunkt, von welchem aus wir dann weiter in ihm fortwirken können, uns erwerben.

Dieß sonach ist meine ganze erhabene Bestimmung, mein wahres Wesen. Ich bin ein Glied zweier Ordnungen: einer rein geistigen, in der ich durch den blossen reinen Willen herrsche, und einer sinnlichen, in der ich durch meine That wirke; die erstere allein gibt der letztern Bedeutung, Zweckmäßigkeit und Werth.

Meine ganze vollständige Bestimmung begreife ich nicht; was ich werden soll und was ich seyn werde, übersteigt all mein Denken. Ein Theil dieser Bestimmung ist mir selbst verborgen — nur einem, dem Vater der Geister, sichtbar, dem sie anvertraut ist. Ich weiß nur, daß sie mir sicher, und daß sie ewig und herrlich ist, wie er selbst. Denjenigen Theil derselben aber, der mir selbst anvertrauet ist, kenne ich, kenne ich durchaus, und er ist die Wurzel aller meiner übrigen Erkenntnisse. Ich weiß in jedem Augenblicke meines Lebens sicher, was ich ihm thun soll: und dieß ist meine ganze Bestimmung, in wie fern dieselbe von mir abhängt. Hiervon, da mein Wissen nicht dar-

über hinausreicht, soll ich nicht abgehen; ich soll darüber hinaus nichts wissen wollen; ich soll in diesem einigen Mittelpunkte feststehen und darin einwurzeln. Auf ihn soll all mein Dichten und Trachten und mein ganzes Vermögen gerichtet seyn; er soll mein ganzes Daseyn in sich verweben.

Ich soll meinen Verstand ausbilden und mir Kenntnisse erwerben, so viel ich irgend vermag, aber in dem einigen Vorsatze, um dadurch der Pflicht in mir einen größern Umfang und eine weitere Wirkungssphäre zu bereiten; ich soll Vieles haben wollen, damit viel von mir gefordert werden könne. Ich soll meine Kraft und Geschicklichkeit in jeder Rücksicht üben; aber lediglich, um an mir der Pflicht ein taugliches und geschickteres Werkzeug zu verschaffen; denn so lange, bis das Gebot aus meiner ganzen Person heraus in die äußere Welt eintritt, bin ich meinem Gewissen dafür verantwortlich. Ich soll in mir die Menschheit in ihrer ganzen Fülle darstellen, so weit, als ich vermag, aber nicht um der Menschheit selbst willen; diese ist an sich nicht von dem geringsten Werthe, sondern, um hinwiederum in der Menschheit die Tugend, welche allein Werth an sich hat, in ihrer höchsten Vollkommenheit darzustellen. Ich soll mit Leib und Seele und allem, was an und in mir ist, mich nur betrachten, als Mittel für die Pflicht, und soll nur dafür sorgen, daß ich diese vollbringe, und daß ich sie vollbringen könne,

so viel es an mir liegt. Sobald aber das Gebot, — wenn es nur wirklich das Gebot ist, dem ich gehorcht habe, und wenn ich nur wirklich der einigen reinen Absicht, ihm zu gehorchen, mir bewußt bin, — sobald aber das Gebot aus meiner Person heraus in die Welt eintritt, habe ich nicht mehr zu sorgen, denn es tritt von da an in die Hand des ewigen Willens. Von nun an weiter zu sorgen, wäre vergebliche Qual, die ich mir selbst zufüge; wäre Unglaube und Mißtrauen gegen jenes Wesen. Es soll mir nie einfallen, statt seiner die Welt regieren zu wollen, die Stimme meiner beschränkten Klugheit statt seiner Stimme in meinem Gewissen zu hören, und den einseitigen Plan eines kurzsichtigen Einzelnen an die Stelle seines Plans, der über das Ganze sich erstreckt, zu setzen. Ich weiß, daß ich dadurch nothwendig aus seiner Ordnung und aus der Ordnung aller geistigen Wesen heraus fallen würde.

Alles, was geschieht, gehört in den Plan der ewigen Welt, und ist gut in ihm — so viel weiß ich; was in diesem Plane reiner Gewinn, oder was nur Mittel sey, um ein vorhandenes Uebel hinwegzuschaffen, was daher mich mehr oder weniger erfreuen solle, weiß ich nicht. In seiner Welt gedeihet Alles; dieses genügt mir, und in diesem steh' ich fest, wie ein Fels; was aber in seiner Welt nur Keim, was Blüthe, was die Frucht selbst ist, weiß ich nicht. Das Einige,

woran mir gelegen seyn kann, ist der Fortgang der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Wesen; und zwar lediglich um sein selbst, um des Fortgangs willen. —

Es ist die Bestimmung unseres Geschlechts, sich zu einem Einigen, in allen seinen Theilen durchgängig mit sich selbst bekannten, und allenthalben auf die gleiche Weise ausgebildeten Körper zu vereinigen. Die Natur, und selbst die Leidenschaften und Laster der Menschen, haben vom Anfang an gegen dieses Ziel hingetrieben.

J. G. Fichte.

5.

Wie, fragst du, kann der Sohn der Schwächen,
Der Sohn des Schicksals sich versprechen,
Der Schöpfer seines Glücks zu seyn? —
Wie? soll er sich verengeln? Nein!
Er strebe nur, wenn ich nicht irre,
Ganz Mensch zu seyn, nicht mehr als der,
Doch auch nicht minder! Im Gewirre
Der Höh'n und Tiefen um uns her,
Die beide mit verschiednen Reizen
Durch unsre Lebenstriebe kreuzen,
Ist diese Kunst ein wenig schwer;
Allein wir sind für sie geboren.

Frag' die Vernunft, frag' das Gefühl:
Die Menschheit ist des Menschen Ziel!
Der Hang zum Mehr macht uns zu Thoren,
Das Minder macht uns Thieren gleich.
Schon manchen Menschen hat das Reich
Der Wesenheiten so verloren.

Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.
Der Ruf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel, ist ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,
Hier bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja! dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;
Es spricht: der Götterwelt, o Mensch, gehört dein Leben.
Dieß Daseyn ist ein sinkendes Geschwätz,
Das am Zypressenhain verklinget;
Zu einem Leben, das sich höher schwinget,
Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.

C. A. Tiedge.

6.

Jeder einzelne Mensch gehet seinen ihm eigenen Gang, folgt einer ihm allein von der Vorsehung angewiesenen Reihe von Berufen und Widmungen, die in's Unendliche fortgehet. Alle diese Pfade durchschlän-

geln sich, ohne sich zu verwirren; laufen durch, zwischen und neben einander, ohne in einander zu fallen. So wie sie Geschöpfe einer Art, eines Geschlechts oder einer Gattung sind, so kommen auch ihre Widmungen in großen Merkmalen mehr oder weniger überein. Jedes Gestirn folgt seiner ihm vorgezeichneten Laufbahn; jeder Weltkörper hat seinen Gebrauch und Endzweck, der ihm eigen ist; aber in so weit sie in dem gemeinschaftlichen Begriff Gestirne, Weltkörper übereinkommen, werden sie auch, in Absicht auf ihre Bahn und Widmung, eine gewisse Aehnlichkeit haben. So auch mit dem Menschen. Jeder einzelne Mensch hat seine eigene Widmung. So wie ein Mensch mit dem andern, in Absicht auf Kräfte, Fähigkeit, Lage und Verfassung mehr oder weniger Aehnlichkeit hat, kommen auch ihre Widmungen mehr oder weniger überein. Der nachdenkende Mensch hat eine andere, und der nicht nachdenkende eine andere Widmung. Die ganze Klasse der Nachdenkenden hat in ihrer Widmung ein charakteristisches Merkmal, welches aus der Idee des Nachdenkens folgt, und der Klasse der Nichtdenkenden also auch nicht zukömmt. Aber in dem charakteristischen Merkmale der Menschheit kommen diese Klassen, und also auch die ihnen angewiesenen Widmungen, überein; so wie alle Thiere überhaupt in dem Merkmale ihrer Gattung, und alle Geschöpfe in dem Charakter als Geschöpf, auch eine gewisse Aehnlichkeit in ihrer Widmung haben.

Was ist also der Beruf des Menschen als Mensch, auf dieser Erde?

Um dieses zu erfahren, sehet, was die Menschen auf dieser Erde, als Menschen je gethan haben und noch thun, worauf am Ende all ihr Wünschen, Hoffen, Bestreben, Ringen und Arbeiten hinausläuft. Die Vorsehung verfehlt nie ihres Endzwecks. Sie müssen das erfüllen, wozu sie berufen sind; und auch umgekehrt, was sie erfüllen und beim Ausgang aus der Welt gethan haben, muß der Widmung gemäß seyn, die ihnen von der Vorsehung angewiesen worden. Nichts anders also als die Uebung, Entwickelung und Ausbildung aller menschlichen Kräfte und Fähigkeiten, in einem ihrem Standorte angemessenen Verhältnisse. Desto tugendhafter, vollkommener und also auch glückseliger, je genauer dieses Verhältniß auch mit der subjektiven Vollkommenheit jedes Einzelnen übereinstimmt.

Was soll ich nun von meiner Bestimmung denken? — Zuförderst anbeten und wohlthun! Dieß kann ich erkennen, daß ich nach Glückseligkeit streben muß, und daß ohne Wohlwollen und Wohlthun Gott selbst nicht glückselig, mit Wohlwollen aber das geringste Geschöpf nicht ganz elend seyn kann. Welchen Theil der Schöpfung ich ausmache, wie weit ich und meine Gattung in der Berechnung des Ganzen gekommen, kann ich zwar so eigentlich nicht bestim-

men. Aber so viel leuchtet mir ein: ich gehöre zur Klasse derjenigen Wesen, die anbeten und wohlthun können; die also in dem Plane des großen Weltalls nicht bloß Mittel zu höhern Absichten, sondern selbst Absicht, und zwar letzte und höchste Absicht seyn müssen. Ich kann also mein ganzes Gemüth immer mehr und mehr mit der trostvollen, alles versüßenden Vorstellung erfüllen, daß ich noch in einem andern Zustande zu leben habe, in welchem ich mit vermehrter Kraft anbeten und wohlthun werde, in welchem ich die große Wahrheit in einem hellern Licht erblicken werde, daß Wohlwollen Glückseligkeit sey, und daß ich selbst desto glückseliger werde, je mehr Glückseligkeit ich hervorbringe, je mehr ich Ordnung und Eintracht, Frohsinn und Genuß, Weisheit und Tugend in der Schöpfung zu befördern suche. Diese Erwartung stimmt mit der Natur der Dinge und der meinigen sowohl, als mit der gütigen Regierung der höchsten Weisheit auf das genaueste zusammen, und kann weder trügen noch täuschen. Zwar kann ich mir nicht schmeicheln, meine Thorheiten und meine Plagen, die mich hienieden zuweilen unglücklich machen, in jenem Leben ganz abzulegen, völlig von ihnen befreit zu werden. Ich werde auch dort, meiner Empfindung nach, zuweilen die Ordnung vermissen, die mein allgütiger Vater in dem mir übersehbaren Weltall zum Augenmerk gehabt; auch dort noch zuweilen leiden, damit andere desto glückseli-

ger werden; auch dort noch oft Thorheit beginnen, weil sie mich Weisheit zu seyn dünkt. Ich werde mich nie mit der Quelle der Vollkommenheit ganz vereinigen, nie die ganze Wollust richtiger Gesinnungen unvermischt und ungestört genießen können. Aber ich werde meinem großen Ziele doch immer näher kommen. Ich werde immer mehr und mehr einsehen und empfinden, daß ich zum Besten Anderer nie leiden kann, ohne selbst besser zu werden und meinen innern Zustand zu vervollkommnen; immer mehr einsehen und empfinden lernen, daß meine Weisheit Thorheit sey, so oft sie etwas anders will, als die allerweiseste Vorsehung hat geschehen lassen; einsehen und empfinden lernen, daß ich und alle Geschöpfe meiner Gattung von unserm Urheber einzig und allein berufen und gewidmet sind rechtschaffen und in der Rechtschaffenheit glückselig zu seyn; berufen und gewidmet sind, nach Wahrheit zu forschen, Schönheit zu lieben, Gutes zu wollen und das Beste zu thun; berufen und gewidmet sind, anzubeten und wohlzuthun!

M. Mendelssohn.

7.

Der Satz von der moralischen Bestimmung unserer Natur, nur allein in einem in's Unend-

liche gehenden Fortschritte zur völligen Angemessenheit mit dem Sittengesetze gelangen zu können, ist von dem größten Nutzen, nicht bloß in Rücksicht auf die gegenwärtige Ergänzung des Unvermögens der spekulativen Vernunft, sondern auch in Ansehung der Religion. In Ermangelung desselben wird entweder das moralische Gesetz von seiner Heiligkeit gänzlich abgewürdigt, indem man es sich als nachsichtlich, und so unserer Behaglichkeit angemessen, verkünstelt, oder auch seinen Beruf und zugleich die Erwartung zu einer unerreichbaren Bestimmung, nämlich einem verhofften völligen Erwerb der Heiligkeit des Willens, spannt, und sich in schwärmende, der Selbsterkenntniß ganz widersprechende theosophische Träume verliert, durch welches beides das unaufhörliche Streben zur pünktlichen und durchgängigen Befolgung eines strengen unnachsichtlichen, dennoch aber nicht idealischen, sondern wahren Vernunftgebots, nur verhindert wird. Einem vernünftigen aber endlichen Wesen ist nur der Progressus in's Unendliche, von niedern zu den höhern Stufen der moralischen Vollkommenheit, möglich.

Bei allen übrigen sich selbst überlassenen Thieren erreicht jedes Individuum seine ganze Bestimmung, bei dem Menschen aber allenfalls nur die Gattung: so, daß sich das menschliche Geschlecht

nur durch Fortschreiten, in einer Reihe unabsehlicher vieler Generationen, zu seiner Bestimmung emporarbeiten kann; wo das Ziel ihm doch immer noch im Prospekte bleibt, gleichwohl aber die Tendenz zu diesem Endzwecke zwar wohl öfters gehemmt, aber nie ganz rückläufig werden kann.

J. Kant.

8.

Werden und blüh'n und vergeh'n ist das Loos des Einzelnen. Ewig
Dauert allein das Geschlecht, waltend in üppiger Kraft.
Mitten im Wechsel der Zeit besteht es die Stürme der Zeiten,
Und es versucht sich an ihm fruchtlos des Schicksals Gewalt.
Zwietracht löset das Band, das Völker mit Völkern vereinet;
Mit dem Schwerte des Kriegs paart sich der Seuche Geschoß,
Und die Thräne des Grams verzehrt, was beide verschonen:
Aber die Menschheit entrinnt stets dem verheerenden Kampf.
Geist der Welten, es spricht das Wort der Bestimmung vernehmlich

Aus dem großen Gesetz, dem wir gehorchen, uns an.
Daß die Gattung hinauf zur Vollendung sich läutre, bedarf sie
Mehr als die Spanne der Zeit, die du dem Einzelnen gabst;
Denn ihr Ziel ist ihr diesseit gesetzt, unsicher die Wirkung,
Und der Kräfte so viel, die sich, begegnend, entzwei'n.
Aber der Einzelne darf nur sich bewahren und bilden;
Was die Masse bewegt, trübet sein Inneres nicht.
Jenseit stralt ihm das Ziel, das nie sich verändert, und sicher,
Außer der Zeit und dem Raum, treibt er sein ernstes Geschäft.
Die ihr der Menschheit Loos in der Gattung betrauert, gedenket,
Daß sie den Kampf für ihr Glück kämpfet und keinem erliegt.
Die ihr den flüchtigen Traum des Lebens beweinet, erwachet!
Nur durch eigene Schuld wird euch das Leben zum Traum.

J. K. F. Manso.

9.

Wie einer ist, so wünscht und hofft er. Aus den Wünschen und Hoffnungen wird der Mensch erkannt. Diese bestimmen seinen sittlichen und religiösen Charakter. — Wie einer ist, so denkt er sich Gott; und wie er sich Gott denkt, so sind seine Wünsche und Hoffnungen zu Gott. Je edler ein Mensch ist, desto edler denkt er sich die Gottheit. Der schlechte Mensch denkt schlecht von Gott; der Gute gut. Der Menschenfeind denkt sich ihn menschenfeindlich; menschenfreundlich der Menschenfreund; der Engherzige engherzig; der Harte unerbittlich; der Großmüthige großmüthig; der Barmherzige barmherzig. —

Gott ist vollkommen. Vollkommenheit kommt von dem Vollkommenen; der Vollkommene will Vollkommenheit; oder mit andern Worten: der Beste will das Beste; der Fleckenlose will Fleckenlosigkeit; der Lichtreine Lichtreinheit; oder mit andern Worten: Gott will, so weit es die Natur der Dinge gestattet, seines Gleichen; der Mensch ist Kind Gottes und soll sein Ebenbild seyn.

Der Mensch soll vollkommen werden. Mit andern Worten: er soll heilig, er soll an Geist, an Seele und Leib unsträflich seyn. Er soll werden, was er werden kann. Alles an ihm soll gut und rein und göttlich, nach Gott strebend, Gott ähnlich seyn; es soll keine Unvollkommenheit an ihm übrig bleiben;

er soll alle seine Kräfte üben, alle erwecken, alle entwickeln, mit allen genießen; alle in Harmonie bringen; durch den Gebrauch aller seliger werden und seliger machen. Es soll nichts Widriges, nichts Widersprechendes und Hemmendes in ihm übrig bleiben; alles an ihm soll frei und gesund, alles gut und rein seyn. Nichts was die Gottheit hindert, auf die allerfreieste Weise in ihm zu wirken, soll an ihm übrig bleiben. Er soll ein reiner fleckenloser Spiegel der reinen fleckenlosen Gottheit — Gottes voll seyn, wie sein großes Urbild, in welchem alle Fülle der Gottheit wohnt.

Alles an ihm soll höchst lebendig, unsterblich, unzerstörbar, einer ewig wachsenden Vervollkommnung, und einer mit jedem Momente kraftreichern Herrlichkeit fähig seyn. Kein Hauch der Sünde soll ihn mehr berühren; kein Gegenstand ihn mehr täuschen; kein Wahn ihn mehr irre leiten; keine Leidenschaft ihn mehr übereilen; keine Thorheit mehr ihm Scham oder Reue bereiten. Keiner seiner Sinne soll verschlossen, keine seiner Kräfte soll ungebraucht bleiben. Alles soll ihm und er Allen genießbar werden. Alles soll seine Lebenskräfte, und er aller Andern Lebenskräfte vermehren. Nichts soll ihn drücken; er von nichts mehr gedrückt werden. Die Seele soll, von göttlichem Geiste beherrscht, wie der Körper von der Seele, immer Gutes aus Gott schöpfen, immer das Geschöpfte mit Richtig-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

keit und Freiheit wieder mitzutheilen im Stande seyn.

Seht, dieß ist die hohe Bestimmung des Menschen. Und sollte dieß eines Beweises bedürfen? Sollte der Mensch weniger seyn wollen, als er seyn kann? Soll er unrein bleiben wollen, wenn er rein werden kann? Halb rein, wenn er ganz rein werden kann? Eines Beweises bedürfen, daß Vollkommenheit besser, suchenswerther, wünschenswerther ist, als Unvollkommenheit? Eines Beweises, daß Alles am Menschen gesund und gut seyn müsse, wenn der ganze Mensch ganz gut, ganz selig werden soll? —

J. C. Lavater.

10.

Ungezweifelt ist jedesmal dasjenige, wofür wir uns am wesentlichsten interessiren, in dem Maaße vernunftmäßiger und achtungswürdiger, als es weniger Vergebliches in den Bestrebungen, weniger Mangelhaftes in der Befriedigung, weniger Vergängliches in dem Besitze bei sich führt, sondern sicher, genugthuend und dauerhaft ist. Dieß fehlt aber, vermöge aller Erfahrungen, zu sehr bei willkürlich geschaffenen Bedürfnissen des äußerlichen Lebens, wie viel Gewicht ihnen auch die Einbildungskraft oder die Nachahmungssucht beilegen mag. Das einzige Feste und Zuverläßige

Bayerische Staatsbibliothek München

muß also der bedachtsame Mensch in sich selbst, in der unveränderlichen Beschaffenheit und Einrichtung seines Wesens aufsuchen, und vor allen Dingen, zur richtigen Leitung seines Sorgens und Strebens im wahren Ernste sich selbst fragen: Was bin ich als Mensch? Wohin geht meine ganze ohne meine Willkühr mir zugegebene Abzweckung? Was habe ich nach den eben so unkennbaren als unauslöschlichen Anlagen und Fähigkeiten dieser meiner Natur zu thun? Was habe ich dabei zu erwarten? —

Was uns dann aber bei der genauen Beobachtung unserer wesentlichen, von der menschlichen Natur untrennbaren Anlagen, als das Nächste aufstößt und bewußt wird, ist der Trieb zum Wohlseyn; sodann aber etwas, das sein Ansehen und seine Obermacht mit noch stärkerer Kraft behauptet: das große Grundgefühl der Moralität, des ewig nicht zu verwirrenden Unterschiedes, zwischen dem was Recht und Unrecht ist. Hieraus ergibt sich dann, daß es uns als Menschen vor allem andern um Gründung, Befestigung und Erhöhung unserer moralischen Güte, und in der Uebereinstimmung mit dieser, um Selbstachtung und angenehmen Genuß des Lebens zu thun seyn soll. Hier ist uns das eigentliche Feld unserer Geschäftigkeit geöffnet, unser obliegendes Tagewerk angewiesen. Je näher, unmittelbarer und natürlicher hieraus wieder ein weiteres Interesse

erwächst, das eben jenem Hauptzwecke unserer menschlichen Anlage zu Statten kommt; je mehr irgend etwas dazu dient, unsere Gesinnung zu berichtigen, uns zu erheben, und in dem einzigen wahren Sinn glücklicher zu machen: desto mehr ist es unserer anhänglichen Achtung werth, und desto mehr ehren wir auch wieder uns selbst durch den darauf gewandten ernstlichen Fleiß.

Des Menschen Bestimmung ist, stets das ernstlich und thätig zu wollen, was er soll, und was er für recht erkennt; stets in der Besserung fortzugehen und durch Tugend allein die begehrte Glückseligkeit zu suchen.

J. J. Spalding.

11.

Nicht eitler Sinne Zeitvertreib
Ward uns verliehn das Leben:
Zu Gott emporzustreben
Ward eingepflanzt der Geist dem Leib.

Wir müssen, müssen vorwärts geh'n,
Wie Wahn und Trug auch toben!
Uns hat, zum Himmel aufzuseh'n,
Gott selbst das Haupt erhoben!

Drum wank' und fall' es links und rechts:
Wir sind unsterblichen Geschlechts;
Das Vaterland ist oben!

J. H. Voß.

12.

Schön ist die Natur, unermeßlich wundervoll der ganze Schauplatz lebloser und lebender Wesen. Aber was wäre diese ganze Welt ohne die Menschheit, und was wäre sie mit der Menschheit, wenn diese keine ihr würdige Bestimmung hätte! Nur wenn ich den Menschen als ihren Mittelpunkt denke, mir denke, wie die Unendlichkeit ihre ewigen Kreise um sein Wesen windet, Kreise, die nur der Blick des Unermeßlichen übersieht: dann nur erscheint mir die Erde in ihrer Herrlichkeit als ein geheiligter Wohnplatz für die edelsten und erhabensten Kinder der Zeit.

Klein ist die Sphäre des Menschen auf diesem Planeten, aber groß die Aufgabe, die sein edles Herz sich selbst gibt; nicht für sich, nein, für das Ganze soll er sich geboren glauben, und erfüllt vom Gedanken der moralischen Ordnung, die gleichsam die Seele der Weltregierung ist, in dem Kreise seines irdischen Daseyns wirken wie Gott. In jedem Verhältnisse kann er diesen Geist wirksam machen; und sollte ihm das Schicksal seine Tage auch in einen noch so kleinen Raum zusammen engen — seine Gesinnung kann ihm

kein Schicksal entreißen; in ihm verschlossen, und abgeschnitten von allem Einflusse auf die wirkliche Welt, flammt sein Enthusiasmus in tausend edle Wünsche für Welt und Menschheit auf, und diese Wünsche gelten wie Thaten vor dem Gerichte des Heiligen.

Wenn gänzliche freie Uebereinstimmung des Willens mit der Vernunft Heiligkeit ist, so sagt man mit Recht, wir seyen zur Erwerbung der Heiligkeit des Willens verpflichtet, d. h. wir seyen unbedingt verbunden, uns unablässig zu bestreben, dieses Ideal zu erreichen. Diese Wahrheit verliert dadurch gar nichts, wenn man einsieht, es sey dasselbe für ein endliches Wesen nie völlig zu erreichen. Dieß ist der Standpunkt des moralischen Menschen, bestimmt genug, um nicht verkannt, aber äußerst schwer, um festgehalten zu werden.

K. H. Heydenreich.

13.

Dreifach ist des Raumes Maaß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge, fort in's Weite,
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.
Dir ein Bild sey dieß gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,

Nie ermüdet stille steh'n,
Willst du die Vollendung seh'n;
Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anders, als eine Neigung zur Pflicht.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.

Fr. v. Schiller.

14.

Stets vor, und nicht lang säumend stille stehen,
Nicht hinter sich mit Stolze sehen,
Nicht auf dem Wege sich im Kreise drehen:

Darauf kömmt's an, ihr Söhne meines Vaterlands!
Steil ist wohl hier und da die Bahn
Den Felsenberg hinan;
Doch wer steigen konnt' und stieg, der fand's.

F. G. Klopstock.

15.

Des Schmerzes und des Vergnügens fähig, gebildet zu leiden und sich zu freuen, lasse der Mensch die Sorge seines Glücks der Natur, die allen Geschöpfen das Maaß des Genusses nach ihrer Dauer und ihren Verrichtungen bestimmt. Der Gebrauch der Geistesgaben, womit der Mensch ausschließend ausgestattet werden ist, bleibt ihm allein anheimgestellt; weise und tugendhaft zu werden, ist eines jeden eigenes Werk, eines jeden eigene Pflicht. Auf sich selbst zu wirken ist der Zweck des so reich begabten Wesens, nicht in träger Ruhe die Pfunde zu vergraben, wovon es die Zinsen seinem Urheber und Gläubiger darbringen sollte.

Es gibt keine bloß physische, oder, mit einem andern Worte, bloß thierische Bestimmung des Menschen, sondern sein Charakter ist Sittlichkeit, die zwar unzählige Schattirungen und Stufen hat, aber das Einzige ist, wodurch er sich vom Thier unterscheidet.

Das Ziel, wohin wir streben, ist uneingeschränkte Herrschaft der Vernunft bei unveränderter Reizbarkeit des Gefühls. Diese Vereinigung ist das größte, bis jetzt noch nicht aufgelöste Problem der Humanität.

G. Forster.

16.

Um meine Bestimmung zu finden, bedarf ich keiner weitläuftigen Erkenntnisse. Ich habe nicht nöthig, mit dem anatomischen Messer Muskeln, Nerven und Gehirn zu zergliedern, um den Nutzen jedes Theilchens kennen zu lernen; nicht nöthig, die Gesetze des Verstandes, der Sinne, des Begehrungsvermögens u. s. w. zu erforschen. Die Quelle, aus welcher ich diese Erkenntniß schöpfe, liegt mir viel näher, und ist viel reiner und klärer, als jene Betrachtungen. Das moralische Bewußtseyn sagt mir, was ich soll, und was aus mir werden wird, wenn ich das thue, was ich thun soll. Ich soll meine Pflichten erfüllen. Das ist die unbedingte Forderung, welche meine sittliche Vernunft an mich thut. Das ist also auch meine Bestimmung, in wie weit sie von mir selbst abhängt. Ich lerne hierdurch, in mir ein Wesen kennen, das mich zum Zwecke und die Natur zum Mittel macht, das mich zur Voraussetzung einer mo-

ralischen Ordnung der Dinge, eines sittlichen Reiches berechtiget, welches durch Sinne nicht empfunden werden kann. Ist aber ein moralisches Reich wirklich, wie es meine sittliche Vernunft fordert und voraussetzt: so kenne ich meine Bestimmung in demselben so gewiß, als ich meine Pflichten kenne. In einem solchen Reiche ist alles nach sittlichen Gesetzen eingerichtet; und wenn eine Natur zu dieser Ordnung nöthig ist, so muß diese selbst dem Moralischen unterworfen seyn. Ich weiß also, was ich in einem solchen Reiche bin, was aus mir werden wird, welchen Kräften ich mich unterwerfen muß, und welches Schicksal ich zu erwarten habe. Ich bin in einem moralischen Reiche dazu bestimmt, ein freies absolutes Wesen zu seyn, das den Naturkräften nicht unterworfen ist. Ich soll nach den Gesetzen der Freiheit, das ist, nach Gesetzen der Tugend mich wirksam beweisen. Ich soll den guten Willen in mir, und alles, was demselben gemäß ist, außer mir wirklich machen. Und wenn ich der natürlichen Kräfte zu meinem Daseyn, und zu meiner Wirksamkeit bedarf, so soll ich von diesen doch nur allein einen solchen Gebrauch machen, der mit den moralischen Gesetzen bestehen kann. Ich soll mich also der Natur so bedienen, wie es das Sittengesetz fordert und verstattet, und ich kann gewiß seyn, daß in einer solchen Ordnung alles mit dem moralischen Werthe, den ich mir selbst erwerbe, in Uebereinstimmung kommen wird. Denn etwas anders

kann ich in einer Welt nicht erwarten, der ich eine moralische Urquelle, oder einen Gott zum Schöpfer und Regierer gegeben habe. Auch kann ich als ein moralisches Wesen gar nichts anders wünschen, als eine durchgängige Harmonie der Dinge mit ihrem sittlichen Werthe, also auch eine Uebereinstimmung des Laufes der Natur und der davon abhangenden Schicksale der Menschen mit ihrer moralischen Würde. Mein höchster moralischer Wunsch ist, daß alle Menschen gut seyn möchten, und ich bin sicher, daß sodann auch die Natur das für sie thun wird, was ihr Werth in einer sittlichen Ordnung erheischt; dahingegen die Bösen sich keine Hoffnung machen können, daß sie von einer Natur, die in ihren letzten Gründen von einem sittlichen Urheber abhängt, begünstigt werden möchten.

L. H. v. Jacob.

17.

Gott will, wir sollen glücklich seyn,
Drum gab er uns Gesetze;
Sie sind es, die das Herz erfreu'n,
Sie sind des Lebens Schätze.
Er red't in uns durch den Verstand
Und spricht durch das Gewissen,
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Flieh'n oder wählen müssen.

Ihn lieben, das ist Weisheit nur,
Und Freiheit ist's, sie wählen;
Ein Thier folgt Fesseln der Natur,
Ein Mensch dem Licht der Seelen.
Was ist des Geistes Eigenthum?
Was sein Beruf auf Erden?
Die Tugend! — Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ähnlich werden.

C. F. Gellert.

18.

So vollkommen, als Gott allein ist, muß die Menschenmasse vereinigt zu werden streben.

Die Endabsicht des Menschen ist, durch die höchste Bildung seiner Kraft zu einem Ganzen in Absicht seiner selbst und der Gesellschaft zu gelangen. Wie ist diese aber zu erreichen? Wie bringt der Mensch seine höhere Vollkommenheit zu Stande? Wie entsteht die Erschlaffung seines Wesens? — Durch Liebe und Achtung wird der Mensch geadelt, durch Interesse entehrt, und nur, wenn er in's Allgemeine, mit Verzicht auf Alles, selbst auf Dank, arbeitet; wenn er in sich die Menschheit, das göttliche Bild, siehet, und nichts zum Mittel erniedrigt, was die Ehre hat, Zweck zu seyn: nur dann, dünkt mich, kann der

Mensch sich einen moralischen Zauberer dünken, wenn anders Zauberei und Moral nicht zu heterogen sind.

Es gibt nur einen Weg, im Leben Fortschritte zu machen: Erhöhung unseres Wesens, Läuterung unsres Geistes.

Th. G. v. Hippel.

19.

Der Mensch ist zur Unsterblichkeit bestimmt. Er soll ewig fortdauern, ewig leben, ewig als ein vernünftiges, freies, höchstthätiges, nach Vollkommenheit strebendes Wesen leben. Unsterblichkeit, ewiges Leben, welch ein Vorzug, welch eine Würde ist das nicht! Alle Schönheiten der Natur können dahin welken und verschwinden, Sonnen und Sterne ihren Schein verlieren, die reichsten Lichtquellen versiegen, die ganze sichtbare Welt in Nacht versinken: der Mensch überlebet sie alle und findet in sich, findet in der Geisterwelt, findet in Gott, dem Vater aller Geister, weit mehr, als ihm die ganze sichtbare Welt geben kann. Und wo sind nun die Gränzen die ihm, dem Unsterblichen, der ewig leben und ewig wirken soll, gesetzt sind? Welcher Grad von Licht, welches Maaß von Kräften, welche Stufe von Seligkeit sollte es ihm unmöglich machen, in einem noch hellern Lichte zu wandeln, noch größere Kräfte zu erlangen, noch

reinere Seligkeit zu genießen? Nein, hier läßt sich kein völliges Stillstehen, kein fester und unwandelbarer Punkt der Vollkommenheit denken. Ewiges Fortstreben und Fortgehen, ewiger Wachsthum an allem, was schön und gut und begehrungswürdig ist, ewige Annäherung zur höchsten, stets unerreichbaren Vollkommenheit: dieß ist die Bestimmung, dieß das herrliche Loos des Menschen; dieß die größte, höchste Würde eines geschaffenen Wesens!

G. J. Zollikofer.

20.

Nicht einem kurzen Erdentraume
Schlägt unsres Herzens Hochgefühl;
Nicht dieser Punkt im Weltenraume
Ist unsres Daseyns höchstes Ziel.
Nicht ganz dem Untergang zum Raube
Entsteht der Mensch und welkt dahin.
Das Leben kann im Todesstaube
Nicht wie ein leerer Schein verglüh'n.

Und greift auch in die Welten alle
Des Wechsels unerflehte Hand,
Doch sichert sie vor ihrem Falle
Der Sympathie getreues Band.

Es läßt ein Gott die Wandelsterne
Sich ewig um die Sonnen dreh'n,
Und knüpft des Abgrunds tiefste Ferne
Vertraulich an die letzten Höh'n.

Er lebt und waltet im Gemüthe,
Er hebt das Herz zu sich empor;
Er treibt unendlich neue Blüthe
Und neue Frucht im Geist hervor.
Und auf der Phantasie Gefieder
Durcheilen wir das Sternenzelt;
Die Himmel steigen zu uns nieder,
Und unser ist das All der Welt!

Nicht an des Raums bestimmte Schranken
Und nicht gefesselt an die Zeit,
Schmückt uns, wenn selbst die Pole wanken,
Die Krone der Unsterblichkeit,
Die unter Schaffen und Zerstören,
Wie Form und Bild in Trümmer sinkt,
Doch wandellos zu neuen Sphären
Dem Lichtgeschlecht der Geister winkt.

Mag Staub sich mit dem Staube gatten,
Mag reißend ihn der Sturm verweh'n,
Mag zu der frühen Vorwelt Schatten
Der Menschengeist entkörpert geh'n:

In keinen Abgrund sinkt er nieder,
Kein eisern Schicksal reißt ihn fort;
Er denkt, er fühlt, er kennt sich wieder,
Er tauscht und ändert nur den Ort.

Er läßt des Erdenlebens Sorgen
Und alle Kämpfe mit dem Glück
An seinem zweiten Schöpfungsmorgen
Dem ungetreuen Staub zurück.
Mit neuen Sinnen, neuen Wonnen
Schafft ihn entwickelnd die Natur;
Von Sternen eilet er zu Sonnen,
Verfolgend seiner Größe Spur.

Er dringt in die geheimsten Tiefen,
Macht sich die Kräfte unterthan,
Forscht, wo die Elemente schliefen,
Und mißt des großen Meisters Plan.
Nach langer Wandrung schwingt er siegend
Sich in des ew'gen Vaters Haus,
Und ruht erlöst, sich selbst genügend,
Im Arme der Vollendung aus.

C. L. Neuffer.

21.

Wir müssen uns zu der so großen als unbezweifelbaren Wahrheit erheben, daß die Ewigkeit un-

ser Ziel, und daß ein unendlicher Fortgang in der Vollkommenheit unsere Bestimmung sey.

Es ist unmöglich, daß der Mensch anders glückselig werde, als in so fern er der Vollkommenheit sich nähert, welche die ewige Weisheit der Menschheit zum Ziele vorgesteckt hat.

Sein dringendster Vortheil fordert ihn auf, den verehrungswürdigsten Absichten zu entsprechen, zu welchen der unendlich gütige Urheber der Natur ihm und der ganzen Schöpfung das Daseyn geschenkt hat; oder, welches im Grunde das nämliche ist, so viel Gutes zu thun, als ihm möglich ist, seine eigene und Andrer Glückseligkeit in einem so vollkommenen Maaße und in einem so ausgebreiteten Umfange zu befördern, als es ihm immer seine Kräfte, seine Einsichten und seine Umstände erlauben.

Wenn auch dieses allgemeine und leichte Gesetz für irgend einen Sterblichen zu hoch und zu unverständlich wäre, so hat der allweise Gesetzgeber dasselbe auf die klarste und unzweifelbarste Weise in den Herzen der Einfältigsten kund gemacht. Er hat mit jeder Handlung, durch welche der Mensch dem Menschen Gutes thut, durch welche der Mensch die Vollkommenheit des Menschen befördert, und mit jeder Neigung zu einer solchen Handlung, die mächtigsten und süßesten Reize verknüpft. Es ruft jedem unverdorbenen Menschen immer eine innerliche Stimme zu, Andern

das zu thun, was er gern hätte, daß sie ihm auch thäten, und dasjenige gegen sie zu unterlassen, was er wünscht, daß sie es gegen ihn auch unterlassen möchten.

Die Grundsätze der menschlichen Pflichten, die Quellen der Glückseligkeit, sind also zugleich das Erhabenste und Einfältigste, so die menschliche Seele denken kann.

J. Iselin.

22.

Die Natur hat mir meine ganze Bestimmung gegeben, da sie mich zu einem Menschen machte; wenn ich dieß bin, alles bin, was die Idee des Menschen in sich faßt: was könnt' ich Edleres und Größeres zu seyn verlangen?

Meine ganze Bestimmung wird von dieser einfachen Formel umschrieben: Sey so frei und thätig, so groß und gut, als du als Mensch durch dich selbst seyn kannst!

Der Mensch ist nicht zum Steh'n, er ist zum Wandeln,
Zum Laufen, wenn es gilt, zum Unternehmen,
Handeln
Und Wagen auf der Welt, und Geh'n
Ist sein Beruf.
Gebraucht er dann die Augen nicht zum Seh'n,
So ist es seine Schuld.

C. M. Wieland.

23.

Die höhere geistige Natur in sich zu stärken und auszubilden, dem Ideale der höchsten Vortrefflichkeit unermüdet nachstreben, der Tugend und dem religiösen Glauben immer mehr Einfluß auf seine Stimmung und auf sein Leben zu verschaffen, sich von der Herrschaft der Sinnlichkeit zu einem großen und reinen Sinne zu erheben: das ist die Aufgabe der Veredlung an dem Menschen.

Moralität und Religiosität sind die Grundbestimmungen der edlern Menschheit überhaupt, und des männlichen wie des weiblichen Charakters insbesondere. Aber wie die Erscheinung derselben in die Eigenthümlichkeiten jeder Individualität eingeht: so modificirt sie sich auch nach den Besonderheiten des Geschlechtes. Beide bilden das Vorhandene, aber sie zerstören nicht das Werk der Natur. Ihr Wesen ist überall dasselbe, aber der Ausdruck desselben verschieden nach der Verschiedenheit des Stoffes. Die Natur hat gewollt, daß die Menschheit in zwei verschiedenen Richtungen sich entwickele; darum ließ sie dieselbe in zwei Geschlechter zerfallen, so daß jedes seinen eigenen Charakter behauptet und in eigener Vortrefflichkeit hervorragt, beide aber, durch das gegenseitige Bedürfen zur Darstellung eines vollendeten Ganzen und das gemeinschaftliche höhere Leben in religiöser Sittlichkeit wieder verknüpft sind. Daher darf auch das, worin das

Weib vorzüglich ist, dem Manne nie fehlen; aber es soll bei ihm nicht das Herrschende seyn, er soll etwas anders in höherm Grade besitzen.

In der bürgerlichen Gesellschaft ist dem Manne das Oeffentliche angewiesen, dem Weibe das Häusliche — dem Manne das Allgemeine, dem Weibe das Besondere — dem Manne das Umfassende und Große, dem Weibe das Beschränktere und Kleinere, aber darum nicht minder Wichtige und Ehrenwerthe — dem Manne, was Kraft und Muth, dem Weibe, was Innigkeit und Geduld verlangt — dem Manne, was Anstrengung kostet, dem Weibe, wozu stiller Fleiß gehört — dem Manne, was durch den tiefsehenden Verstand und entschlossenen Willen, dem Weibe, was durch Gemüth und Klugheit entschieden wird — dem Manne das Erwerben, dem Weibe das Verwenden — dem Manne das Weltgeschäft, dem Weibe die Angelegenheit der Familie — dem Manne das Ernste, dem Weibe das Schöne. Die Gesellschaft hat hierin nicht nach blinder Willkühr gehandelt; sie hat das ausgeführt, was die Natur durch ursprüngliche Anlagen und Regungen andeutete.

Fr. Ehrenberg.

24.

Es muß bei unserer Ausbildung ein Höchstes seyn, worauf wir ganz vorzüglich sehen, ein Mittel-

punkt, in welchem sich alle unsere Bestrebungen vereinigen müssen, ein Heiliges, das wir mit all unserer Liebe umfassen, in dem wir — im eigentlichen Sinne des Wortes — leben und weben. Und wo ist dieses Höchste und Heiligste zu suchen? Such' es tief in deinem Herzen. Das, von dem alles Leben und alles Gute im Weltall kommt, ist dir dieses Heiligste. Es ist dem sinnlichen Auge entrückt, aber sichtbar dem Auge des Geistes. Es durchdringt alles mit Leben, und ist das eigentliche Leben selbst; es ist ohne Anfang und ohne Ende, und alles, was da ist, ist durch dasselbe, und wer es einmal ergriffen und mit Liebe umfaßt hat, läßt nie ab vom Glauben an dasselbe, kennt nichts Höheres, und fühlt hohe Seligkeit, es zu lieben, und himmlische Freude in dem Gedanken, von ihm geliebt zu seyn. Mit Worten sein Wesen zu beschreiben, ist keiner menschlichen Sprache vergönnt; nur andeuten läßt sich das Heiligste; aber in sich aufnehmen kann es jedes edle Herz, und wohl dem Herzen, in welchem es wohnt! Sein Daseyn beweisen wollen, hieße nichts anders, als das Daseyn des menschlichen Geschlechts beweisen wollen. So wie wir glauben, daß wir leben, so müssen wir auch glauben, daß dieses Heilige da sey, denn es ist das wahre Leben selbst. Die Sprachen bezeichnen es mit Namen, aber sein wahres Wesen bezeichnet kein Ausdruck. Wir nennen es — **Gott.**

In Gott zu leben, alle Freuden und alle Leiden, alles Handeln und Genießen auf Gott zu beziehen, nichts Höheres zu wünschen, als seine Liebe, nichts inniger und ausschließender zu lieben, als ihn: dieß ist des Menschen höchste Bestimmung.

J. Glatz.

Das Schöne.

1.

Schönheit, Amme der Kunst, des Dichters traute Gespielin,
Selige Tochter der Erd' und des erdumarmenden Himmels,
Von dem Gedanken erzeugt, und von der Empfindung empfangen,
Die du erschienest, ein waltender Dämon, ein segnender Schutzgeist,
Frieden zu stiften im hadernden Reiche der Kräft' und der Triebe,
Die du Gehorsam lehrtest das Element und den Atom,
Die du entlocktest dem starren Chaos der Schöpfungen schönste,
Die du den Massen Gestalt, dem Todten Leben gewährtest,

Die du der Töne wildes Geschrille zu lieblichem
Wohllaut,
Zu gefälligem Einklang den Schrei der Farben ver-
schmelztest;
Die du uns, Mächtige, leiser itzt, itzt wilder er-
greifest
In der Bewegungen Schwung, im wellenschlagenden
Umriß,
In der Akkorde frohem Gewühl, im Rhythmus der
Farben,
In Aurorens Erröthen, im schwellenden Kelche der
Rose,
In der Säule schlankem Gewächs, im Bogen des
Domes,
In der Nachtigall Schlag, im seelenschmelzenden
Liede,
In des Weibes Anmuth, und in der Würde des
Mannes;
Die du den Wilden bezähmst und den Barbaren ver-
menschlichst,
Die du den Rohen erweichst, und die du straffst den
Erschlafften,
Die du den Zorn entwaffnest, die schnaubende Rache
versöhnest,
Und die wiehernde Gier veredelst zu flehender Liebe;
Die du schlichtest den herben Kampf im Busen der
Keuschheit,

Jegliche Fehde verträgst, und jegliche Zwietracht vereinest,
Jegliche Pflicht verlieblichst, und adelst jegliche Neigung;
Die du uns lösest vom Joch des Instinkts, aus der Sinne Beschränktheit,
Und in's Unendliche hebst, aus der Kräfte gährendem Aufruhr
In des Gesetzes heiliges Reich den Schwindelnden rettest;
Die du verkörperst den Geist und wieder den Körper vergeistigst,
Mit lebendigem Hauch die träge Masse beseelst,
Mit der Linken der Pflicht und mit der Rechten der Neigung
Wechselnd kosest, die Pflicht mit Anmuth kränzest, der Neigung
Würd' und Adel gewährst, daß freigesprochen und selig
Die vollendete Menschheit aus deiner Umarmung hervorgeh' —
Schönheit, Schönheit, der Sterblichen Preis, der Unsterblichen Schooßkind,
Heitere, Fröhliche, Freie, Anmuthige, Blühende, Frische,
Reine, Keusche, Klare, Gefällige, Spielende, Leichte,
Zweien Welten verwandt und beiden hold und gewärtig,

Busenfreundinn der Wahrheit und Blutsverwandte der Tugend,
Günstling des Himmels und Liebling der Erde und Schutzgeist der Menschheit —
Sey uns, Hehre, gegrüßt, und sey uns gnädig, du Milde;
Oeffne, Göttinn, das blinzelnde Auge, die wegernden Ohren,
Jenes der lieblichen Form, und diese dem zaubernden Wohllaut;
Stimme die Dissonanzen im Busen zu lauterem Einklang,
Schmelze das störrige Herz in thränenträufelnde Wehmuth,
Stähle die Sehne des trägen Betrachters zu freudiger Thatkraft,
Löse die Fessel des Stoffs vom wunden Nacken des Rohen,
Reiß aus der Former frostigem Arm den lauen Beschauer,
Führ' an des Triebes schwellende Brust den ernsten Gedanken,
In die Arme der Pflicht die leicht verlockende Neigung —
Löse, Göttinn, mit leisem Finger, den Knoten der Menschheit,
Steigre zum Menschen das Thier, und adle zum Dämon den Menschen.

L. Th. Kosegarten.

2.

Schön kommt von scheinen her. Alles scheinet, was ein Leuchten, einen Glanz, einen Schimmer von sich gibt, wie das Sonnenlicht und die Farben. Scheinen ist ursprünglich bloß ein Begriff des Gesichts, und so auch das Wort schön. Das Auge heftet sich an jeden Schein; in diesem bestehet sein Wirken. Dunkelheit setzt das Organ außer Thätigkeit, und indem sie ihm die Gegenstände entzieht, so gibt sie dem Gesicht ein Gefühl des Unbehagens. Dunkelheit ist der Feind des Augensinnes. Jeder Schein hingegen gibt dem Auge schon einen Grad des Angenehmen, bloß dadurch, daß er thätig und wirksam seyn kann. Mit dem Tagelichte fängt die Thätigkeit aller lebendigen Wesen an. Dunkelheit hingegen ist Ruhe, Schlaf, Tod, Aufhören des Wirkens. Dunkelheit ist mit Verdacht, Schrecken, Entsetzen erfüllt. Schein gibt Muth, Freude, Thätigkeit. Der Sprachgebrauch nennt daher einen sonnenhellen Tag einen schönen Tag, ein vom Monde oder den Sternen erhellte Nacht eine schöne Nacht; gleichsam um zu sagen: ein scheinender Tag, eine scheinende Nacht. So liegt in dem Worte scheinen das angenehme Gefühl des Schönen. Der Sprachgebrauch zog nach und nach die Linie zwischen scheinen und schön, um durch das erste Wort bloß den absoluten Begriff von Licht zu bezeichnen, durch das zweite aber den

Begriff eines angenehmen Lichtes. — Nicht alles, was scheinet, ist schön, aber ohne Schimmer ist kein Schön.

Schön (in der Kunst) nennen wir im weitesten Sinn alles, was entweder unserm Auge, unserm Ohre oder unserer Einbildungskraft gefällt. Allein da dieses Wohlgefallen relativ ist, nach der Verschiedenheit des Organs, der Erziehung, der Gewohnheit, der größern oder geringern Kenntniß, oder auch wegen eines nebenseitigen Interesses: so ist diese Bestimmung des Schönen nicht hinreichend und entscheidend für die Kritik. Wir können uns trügen in der Linie des Schönen, wie in dem, was wir ohne hinreichende Prüfung als gut oder wahr annehmen. Die echte Definition des Schönen ist die, welche das Wesen des Schönen bestimmt, wenn es auch von Niemanden erkannt würde, und die zu einer richtigen Kenntniß desselben führen kann. Das Kunstschöne ist also das Vollkommene, welches ein Gegenstand des Auges, des Ohres oder der Einbildungskraft ist, oder werden kann.

Unter vollkommen verstehet man das Zweckentsprechende, was die Natur oder Kunst bei der Bildung oder Hervorbringung des Gegenstandes — in seiner Gattung und Art — sich vorsetzt.

A. Hirt.

3.

Die **Schönheit** ist eins von den größten Geheimnissen der Natur, deren Wirkung wir sehen und alle empfinden, von deren Wesen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört.

Die Farbe trägt zur Schönheit bei, aber sie ist nicht die Schönheit selbst, sondern sie erhebet dieselbe überhaupt und ihre Formen, so wie der Geschmack des Weins lieblicher wird durch dessen Farbe in einem durchsichtigen Glase, als in der kostbarsten goldnen Schale getrunken. Da nun die weiße Farbe diejenige ist, welche die mehresten Lichtstralen zurückschicket, folglich sich empfindlicher macht: so wird auch ein schöner Körper desto schöner seyn, je **weißer** er ist, ja er wird nackend dadurch größer, als er in der That ist, erscheinen, so wie wir sehen, daß alle neu in Gyps geformten Figuren größer als die Statuen, von welchen jene genommen sind, sich darstellen.

Die **höchste Schönheit** ist in **Gott**, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterscheidet. Dieser Begriff der Schönheit ist wie ein aus der Materie durch's Feuer gezogener Geist, welcher suchet ein Geschöpf zu zeugen nach dem

Ebenbilde der in dem Verstande der Gottheit entworfenen ersten vernünftigen Kreatur. Die Formen eines solchen Bildes sind einfach und ununterbrochen und in dieser Einheit mannigfaltig, eben dadurch aber sind sie harmonisch; so wie ein süßer angenehmer Ton durch Körper hervorgebracht wird, deren Theile gleichförmig sind. Durch die Einheit und Einfalt wird die Schönheit erhaben, so wie es durch dieselbe alles wird, was wir wirken und reden; denn was in sich groß ist, wird, mit Einfalt ausgeführet und vorgebracht, noch größer. Es wird nicht enger eingeschränkt oder verliert von seiner Größe, wenn es dieser Geist wie mit einem Blicke übersehen und messen, und in einem einzigen Begriff einschließen und fassen kann, sondern eben durch diese Begreiflichkeit stellt es uns sich in seiner völligen Größe vor, und unser Geist wird durch die Fassung desselben erweitert und zugleich mit erhaben. Denn alles, was wir getheilt betrachten müssen, oder durch die Menge der zusammengesetzten Theile nicht mit einem Mal übersehen können, verliert dadurch von seiner Größe, so wie uns ein langer Weg kurz wird durch mancherlei Vorwürfe, die sich uns auf demselben darbieten, oder durch viele Herbergen, in welchen wir anhalten können. Diejenige Harmonie, die unsern Geist entzückt, bestehet nicht in unendlich gekettelten und geschleiften Tönen, sondern in einfachen lang anhaltenden Zügen. Aus diesem

Grunde erscheinet ein großer Palast klein, wenn derselbe mit Zierrathen überladen ist, und ein Haus groß, wenn es schön und einfältig aufgeführet worden.

Aus der Einheit folget eine andere Eigenschaft der hohen Schönheit, die Unbezeichnung derselben, das ist, deren Formen weder durch Punkte noch durch Linien beschrieben werden, als die allein die Schönheit bilden; folglich eine Gestalt, die weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sey, noch irgend einen Zustand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenschaft ausdrücke, als welche nur fremde Züge in die Schönheit mischen und die Einheit unterbrechen. Nach diesem Begriffe soll die Schönheit seyn, wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist. So wie nun der Zustand der Glückseligkeit, das ist, die Entfernung vom Schmerze und der Genuß der Zufriedenheit, in der Natur der allerleichteste ist, und der Weg zu derselben der geradeste, auch ohne Müh' und Kosten kann erhalten werden, so scheint auch die Idee der höchsten Schönheit am einfältigsten und am leichtesten, und es ist zu derselben keine philosophische Kenntniß des Menschen, keine Untersuchung der Leidenschaften der Seele und deren Ausdruck nöthig. Da aber in der menschlichen Natur zwischen dem Schmerze und dem Vergnü-

gen, auch nach dem Epikur, kein mittlerer Stand ist, und die Leidenschaften die Winde sind, die in dem Meere des Lebens unser Schiff treiben, mit welchen der Dichter segelt und der Künstler sich erhebet: so kann die reine Schönheit allein nicht der einzige Vorwurf unserer Betrachtung seyn, sondern wir müssen dieselbe auch in den Stand der Handlung und Leidenschaft setzen, welches wir in der Kunst mit dem Worte Ausdruck begreifen.

Das wahre Gefühl des Schönen gleichet einem flüssigem Gypse, welcher über den Kopf des Apollo gegossen wird, und denselben in allen Theilen berühret und umgibt. Der Vorwurf dieses Gefühls ist nicht, was Trieb, Freundschaft und Gefälligkeit angepriesen; sondern was der innere feinere Sinn, welcher von allen Absichten geläutert seyn soll, um des Schönen willen selbst empfindet.

Die Grazie ist das Vernünftiggefällige. Es ist ein Begriff von weitem Umfange, weil er sich auf alle Handlungen erstrecket. Die Grazie ist ein Geschenk des Himmels, aber nicht wie die Schönheit; denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, welche dazu geschaffen ist. Sie ist ferne vom Zwange und gesuchten Witze; aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo sie sich

nach eines jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket sie, und wird durch ein wildes Feuer und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. Aller Menschen Thun und Handeln wird durch dieselbe angenehm, und in einem schönen Körper herrschet sie mit großer Gewalt.

Die Grazien standen in Athen beim Aufgang nach dem heiligsten Orte zu. Unsere Künstler sollten sie über ihre Werkstatt setzen und am Ringe tragen, zur unaufhörlichen Erinnerung, und ihnen opfern, um sich diese Göttinnen hold zu machen.

J. Winkelmann.

4.

Im Innern lebt und wirkt verborgen,
Was jeder spürt und keiner kennt;
Es regt sich, wenn am jungen Morgen
In Gold des Aethers Blau entbrennt.
Wir fühlens, wenn der Abend sinket,
Der Nacht Geheimniß uns umhüllt;
Wenn Luna's Auge freundlich winket
Ist unser Herz von ihm erfüllt.

Es ist ein wunderbares Wesen,
Und scheint aus Aethersduft gewebt,
Ein Räthsel — keiner kann es lösen,
Wie glühend auf die Sehnsucht strebt.

Oft flattern magische Gestalten,
Von ihm erzeugt, vor unserm Blick;
Und wollen wir die Schatten halten,
Dann flieh'n sie geistergleich zurück.

Doch treibt ein schmerzlich süßes Streben
Uns fort nach dem Geheimen hin,
Es anzuschau'n in That und Leben,
In Bild und Ton erklärt dem Sinn —
Und sieh! o himmlisches Entzücken!
Der Sehnsucht lautes Mahnen schweigt,
Wenn nun vor unsern frohen Blicken
Des Schönen Herrlichkeit sich zeigt.

Wenn, ein Geschenk aus Himmels Höhen,
Erscheint die Schönheit der Gestalt;
Wenn wir des Bildners Werke sehen,
Dem Göttergluth im Busen wallt;
Wenn bei des heil'gen Dichters Tönen
Das Herz mit Wonne sich erfüllt —
Dann ruht des Busens heißes Sehnen,
Das fremde Streben ist gestillt.

Der Ruhe Rosenlippe neiget
Sich dann zu uns mit leisem Kuß,
Und aus des Innern Tiefen steiget
Melodisch guter Geister Gruß.

Dann drücken nicht der Erde Lüfte
Des Geistes leichtes Schwingen mehr,
Es wehen lieblich reine Düfte
Aus unbekannten Welten her.

Das Höchste scheint sich zu entfalten,
Die Gottheit liebend uns zu nah'n,
Und über unser Seyn zu walten,
Zu ebnen unsres Lebens Bahn.
Sie scheint zu sich uns zu erheben,
Erhellt des Grabes öde Nacht;
Uns glänzt ein neues, schönes Leben,
Das die Vergänglichkeit verlacht.

So stillt das Schöne unser Streben,
Das jeder spürt und keiner kennt,
Deß Zauber ewig uns umschweben,
Das stets uns ruft und nie sich nennt;
Das nie gestillte herbe Schmerzen
Dem, der sich selbst verlor, gebiert,
Und das die kindlich treuen Herzen
Hinauf zum Thron der Gottheit führt.

Und nicht vergeh'n des Schönen Spuren,
Wenn es der Gegenwart entflieht;
Denn wie durch Sonnenglanz den Fluren
Ein lockig junger Lenz entblüht,

So keimt der Menschheit höchste Blüthe
Nur bei des Schönen Stral hervor;
Die Kraft, die einmal sie durchglühte,
Treibt sie zum Stamme hoch empor.

C. Streckfuß.

5.

Wir wollen nicht hinabsteigen in die Tiefen der Metaphysik, um dort zu erfragen, was schön genannt zu werden verdiene. Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Grenze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen erklärt uns eben so wenig, wie die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand sie das Herz, und schmolz in namenlosem Entzücken. So umschweben Cytheren *) die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur

*) Cythere, ein Beinamen der Venus, von der Insel gleiches Namens im mittelländischen Meere, wo die neugeborne Schönheitsgöttin an's Land stieg.

an ihren Gespielinnen die Göttinn erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Werke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältnisse der sie begleitenden Erscheinungen. Dem zufolge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine innern und äußeren Beziehungen unserer Vernunft vor allen andern wichtig ist.

G. Forster.

6.

Das Schöne ist dasjenige, was im Anschauen, es sey nun durch die Sinne oder die Phantasie, dadurch gefällt, daß es durch seine regelmäßige Gestalt die Einbildungskraft auf eine Art beschäftiget, die mit dem Geschäfte der Denkkraft harmonirt. Durch das Gefühl und die Beurtheilung des Schönen wird daher der Hang der Einbildungskraft zur Regellosigkeit beim Denken ohne Einbuße ihrer Energie gezähmt. Sie lernt durch lauter Genüsse und gewöhnt sich ohne Zwang mit der Denkkraft harmonisch zu wirken, und wird daher zum Dienst der theoretischen Vernunft, das heißt, zum Gebrauch des Verstandes bei der Erkenntniß des Wahren, vorbereitet.

Das ästhetische Vergnügen hält zwischen dem moralischen und dem physischen das Mittel,

und füllt gleichsam den ungeheuren Abstand zwischen diesen beiden aus: den Abstand zwischen dem Zustande, wo die Seele so zu sagen nichts als sich selbst, ihre eigene Kraft und Würde — und einem Zustande, wo sie nichts als den Körper, dessen Behaglichkeit und ihre Schwäche fühlt. Die Natur, die sich bei der Erziehung ihres Lieblingssohnes, des Menschen, als eine eben so weise als liebevolle Mutter zeigt, hat auch dagegen ihre wohlthätigen Anstalten getroffen. Sie hat ihre sichtbaren Werke mit dem Gürtel der Anmuth und Würde geschmückt, an welchem sie unser Gefühl allmälig und stufenweise von der Sinnenlust, durch welche sie uns gleich andern Thiergattungen zur Erhaltung unsres physischen Daseyns einladet, bis zu dem erhabenen Vergnügen hinaufleitet, welches den freien Bürger der Verstandeswelt für die Befolgung der Gesetze belohnt, die er sich selbst gegeben hat. Diese weisen und wohlthätigen Absichten der Natur zu befördern, ist der vornehmste Zweck und die edelste Beschäftigung der schönen Künste und Wissenschaften. Indem diese die einzelnen Schönheiten, welche die Natur über ihre Werke ausgegossen hat, näher um uns herum versammeln, vervielfältigen und erhöhen: erwecken, nähren und schärfen sie in uns diejenige Fähigkeit unsres Gefühlvermögens, welche zunächst an die moralische gränzt; erzeugen sie Neigungen und Fertigkeiten zu Genüssen, bei welchen der Verstand

nicht weniger als die Sinnlichkeit beschäftigt ist. Der durch sie gebildete Mann von Geschmack hat bessere Freuden kennen gelernt, als diejenigen sind, die sich nur mit dem Verlust seines Vermögens, seiner Gesundheit, seiner Ehre und Gemüthsruhe erkaufen lassen; er hat sich gewöhnt, bei der Befriedigung auch seiner sinnlichsten Bedürfnisse den Verstand entweder zum Theilnehmer, oder doch zum beistimmenden Zeugen zu haben; es ist ihm zur zweiten Natur geworden, allenthalben um sich herum Ordnung, Regelmäßigkeit, Ebenmaaß zu finden oder hervorzubringen. Wie könnte er diese in seinen Handlungen, in seinem Charakter, in seinem eigentlichsten Selbste vermissen?

Durch den Genuß der Schönheit, mit welchem das Studium der Regeln des Geschmacks vertrauter macht, erhält der Geist diejenige sanfte, ruhige und heitere Stimmung, die seine ernsthaftesten Anstrengungen erleichtert und mit dem glücklichsten Erfolge krönt. Erhaben über die Versuchung, seine Erholung bei groben und niedrigen Ergötzungen aufzusuchen, die seine Kräfte zerstreuen und abstumpfen würden, erquickt er sich an den ewig blühenden, niemals ersättigenden Reizen, die ihm Natur und Kunst zu allen Zeiten darbieten; und so kehrt er mit erheitertem und gestärktem Auge aus den Armen der Schönheit zur ernsten Wahrheit zurück, die sich nur dem Liebling ihrer Schwester ohne Schleier sehen läßt.

K. L. Reinhold.

7.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Leben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand:
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,

Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da. *)
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie versteh'n:
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen-
geh'n.

Der frei'sten Mutter freie Söhne!
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Stralensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein; **)
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen seyn.

---

*) Urania (die göttliche Wahrheit), die, verzehrend über Sternen gehend und nur von reinern Dämonen angeschaut, von ihrem Sonnenthrone geflohen ist, hat die Feuerkrone abgelegt, und steht als milde Schönheit vor uns.

**) Wahrheit und Schönheit sind Schwestern. (Vergleiche die Stellen von Reinhold in der vorigen Nummer.) Die hier entschwundene Wahrheit, „die furchtbar herrliche Urania," soll im Schooße der Mutter, der Kunst, wieder gewonnen werden. — Die Künstler sind die freien Söhne der freiesten Mutter, der Kunst.

Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Stralen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstralen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streu'st Keime der göttlichen aus.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

Sahest du nie die Schönheit im Augenblick des Leidens —
Niemals hast du die Schönheit geseh'n!
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte —
Niemals hast du die Freude gesehn!

Schöners find' ich nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie Verdienst heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus,

und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechenschaft abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Prinzipien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemälde *), alle jene schneidenden Gränzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen und ihre Form bewah-

---

*) Titian (Vecelli), geb. zu Cadore im Friaul 1477, gest. zu Venedig 1576, war einer der größten italienischen Maler. Er malte mit dem Finger der Morgenröthe, sagt K. P. Moritz von ihm.

ren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüthes, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung der es an architektonischer Schönheit *) mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge stralen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen wird sie das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menschen.

Anmuth ist eine bewegliche Schönheit, eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch un-

*) Schönheit der Form.

terscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen, ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einflusse der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erscheinung, die die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Besitzer Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein persönliches Verdienst.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen; aber nur solche Bewegungen können Anmuth zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen. —

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust in ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftiget? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig ohne Er selbst zu seyn, ungebunden ohne frei zu seyn, Sklave ohne einer Regel zu dienen.

Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet.

Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresse, um zu der Schönheit hinge-

lenkt zu werden und nur der Stümper borgt von dem Stoff eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Fr. v. Schiller.

8.

Es gibt ein Land, wo Seelen sich vermählen,
Wo schöner sich der keusche Busen hebt;
Nicht schüchtern darfst du hoffen und erwählen,
Frei ist der Zauber, der das Herz umwebt;
Was auch das kalte Leben dir verschleiert,
In Trümmern nur die irre Sehnsucht sah:
Es spricht dich an mit höheren Gewalten,
Und blüht um dich in lieblichen Gestalten.

Es gibt ein Land, wo vom Gefühl durchdrungen
Sich Herz an Herz in süßem Taumel schmiegt,
Wo sich das Herz in schöneren Erinnerungen,
In süßern Taumel die Empfindung wiegt;
Wo auf des Wohllauts schmelzenden Akkorden
Der Geist zu höherem Genuß entfliegt,
Und seines Urstoffs spiegelhelle Reine
Verklärt entsteigt aus trübem Dämmerscheine.

Es ist das Land des Schönen! Seine Blüthen,
Sie duften mild im Schooße der Natur;
Doch strebst du nach der Frucht der Hesperiden *),
Dem Göttlichen reift ihre Milde nur!
Der Ungeweihte, kühn, sie zu erringen,
Vergebens sucht er ihre goldne Spur!
Im blinden Wahn ergreift er die Erynnen **);
Die Charis ***) muß, wer Schönes sucht, gewinnen.

Ch. Schreiber.

9.

Sanft ermüdet von der Reise des guten Gaudentio di Lucca in's Innere Afrika ****), schreibt Kallias, entschlief ich und befand mich selbst im Traume auf einer Reise. Kalligenia suchte ich, das Land der Schönheit. Mehrere die mir begegneten, frag-

---

*) Die Hesperiden waren Töchter des Atlas und der Hesperis, eine Tochter des Hesperus (des Abendsterns). Sie hießen Aegle, Erythia und Arethusa, und besaßen einen Garten, dessen Bäume goldne Früchte trugen. Herkules wußte von diesen Früchten zu brechen.

**) Erynnen oder Eryenien, ein Beinamen der Furien.

***) Charis, die Anmuth. Die Grazien (Göttinnen der Anmuth und schöner Sitte) werden daher auch Charitinnen genannt. Sie waren Töchter der Venus und des Bacchus, oder des Jupiter und der Eurynome, und hießen Aglaja, Thalia und Euphrosyne.

****) Ein Roman des englischen Bischofs Berkley, der mehrmals in's Deutsche übersetzt ist.

ten: »Wohin gilt die Reise?» Nach Kalligenia! »Vergebliche Mühe! Es gibt kein solches Land. Lange suchten wir allenthalben umher, haben aber weder den Urquell der Schönheit, noch die sich darin badende Göttin gefunden. Kehre zurück, Jüngling!» Ich kehrte mich an ihre Rede nicht, und ging weiter.

Da gerieth ich in eine ungeheure Wüste, in der ich kaum fortkommen konnte; der Gang im tiefen Sande ermattete mich sehr. Noch mehr verwunderte mich, was ich sah. Knaben saßen am Boden und spielten, zeichneten, bildeten im Sande; andre hauchten Seifenblasen in die Luft; andre theilten die Sandkörner. Was thut ihr? fragte ich sie. »Wir trennen das Schöne vom Angenehmen, das Gute vom Schönen, um dieß rein zu gewinnen; wir machen das Schöne.» —

Ich eilte weiter, und kam an das Land des Abscheu's. Seine Gestalten auszudrücken, hat die Sprache keine Worte. »Wir suchten das Land der Schönheit im Lande der Wollust, ächzten die Elenden, und liegen hier.» Schaudernd eilte ich vorüber.

Als auf einmal mich welch ein schön umschlossenes Thal empfing! Erfrischend weheten seine Lüfte; erquickend blühten mancherlei von mir noch niegesehene Blumen rings umher, und auf den Zweigen der Bäume lockten mich ambrosische Früchte. Durstend wollte ich einige brechen, aber die Zweige wichen meiner Hand;

die Blumen wandten und verschlossen sich, gefühlvoll wie eine Mimosa. Da ertönte eine liebliche Stimme; »Beleidige nicht den Garten der Unschuld! Kein Ungeweihter darf ihn berühren; im läuternden See bad' er zuerst!» Ich schaute umher, und siehe da, von Gebüschen bedeckt, der helleste Spiegelsee, den je mein Aug' erblickte. Ein Gebilde von weißem Marmor, die Göttin der Gesundheit, stand in seiner Mitte auf einer Muschel, um welche die Wellen freundlich spielten. Schnell entkleidet von meiner staubigen Hülle trat ich in ihn; aber seine sanften Wellen, wie scharf durchdrangen und läuterten sie! Indem ich in den Spiegel des Wassers und in den blauen Himmel sah, der in ihm schwamm, sah ich in mein Innerstes; mein Leben mit allen seinen Thorheiten und Fehlern war auf einmal in meiner Seele. Es stand als Summe gegenwärtig, unbeweglich da. Ich tauchte nieder, bewegte mich; mit sanftem Schmerz riß und zog jede spülende Welle wie einen Pfeil aus meinem Busen. Heiterer und heiterer blickt' ich auf, bis ich einen Augenblick der Gesundheit und des Wohlseyns fühlte, dem an stiller Seligkeit nichts gleicht. Ich umpfing das Bild der Göttinn mit meinen Armen, und die vorige liebliche Stimme sprach: »Fremdling, du bist geläutert. Nur gesund erkennet und genießt man die Schönheit. Zur Unform wird sie dem Kranken. Auf, und labe dich jetzt an

den Früchten dieses Thals, und ziehe weiter.» Ich entstieg dem See; meine staubigen Kleider waren verschwunden, ein weißer Talar lag da. Und indem ich mich ankleidete, indem ich erquickende Früchte genoß, spielten die Lüfte um mich; unsichtbare Genien sangen:

Heilige Luft! und du, des Himmels Tochter, o Quelle,
Bleibt dem Jünglinge hold, badet ihn täglich gesund.
Vor Aurorens Auge genieß' er an jeglichem Morgen
Neue Kräfte, die ihm freudige Uebung gewährt.

Vergnügt und wiedergeboren stand ich auf und empfahl mich dankend den Unsichtbaren; als auf einmal in lebendem Bilde der Parnaß vor mir stand, wie er aus Raphaels *) unsterblichem Gemälde in der Seele des Träumenden lebte. Die Dichter aller Zeiten, in Gruppen gelagert, wurden mir jetzt sichtbar. Was empfand ich, als ich euch sah, ihr hohen Seelen der Vergangenheit, deren Gedanken und Töne in zahllosen Seelen unsterblich leben! Wie viele derselben wachten in mir auf! — Wer zuerst zu mir

---

*) Raphael Sanzio, geb. 1483 zu Urbino, gest. 1520 zu Rom, erhob sich, besonders durch tief gedachte Kompositionen und unnachahmlichen Ausdruck, zu den größten Malern Italiens und aller Zeiten. Seine Landsleute nannten ihn den Göttlichen.

trat, war Kleist *). Ich kannte ihn, ohne daß man ihn nannte; in seinem Anblick klangen mir die Töne:

»Ich malte die Natur,
Belauscht' und haschte den Lenz auf blumiger Flur;
Mich liebte der West und der Lerchen Heer,
Und Nachtigallen sangen, wo ich sang, um mich her.
Ich pries die Tugend, die ich empfand.»

Freundlich befragte er mich um seinen Freund Gleim, und führte mich zu den friedlichen Gruppen aller Erlesenen. Idyllen-, Fabel-, lyrische Dichter; auch in Elysium setzten sie ihre lehrreich frohen Spiele fort in lieblichern Tönen, als manchem ihrer die irdische Lyra gegönnt hatte. Petrarca, und Pindar, Sappho und Anakreon, Horaz und Uz, Theokrit und Geßner **); sie thaten dort, was

---

*) Kleist (Chr. Ew. v.), über ihn so wie über die weiter unten angeführten Gleim, Uz, Geßner, Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann und Mengs, siehe das Schriftstellerverzeichniß im dritten Theile. Die Kleist beigelegten Verse sind von Gerstenberg.

**) Petrarca (Franzesco) geb. zu Arezzo 1304, st. 1374 auf dem Landgute Arqua bei Padua. Er ist der eigentliche Vater der italienischen Dichtkunst und der Wiedererwecker des wissenschaftlichen Strebens im Occident. — Wer kennt nicht den thebanischen Pindar, den Fürsten der lyr. Dichter (450 v. Chr.) — nicht die unglückliche lesbische Sappho, die man die zehnte Muse nannte (600 v. Chr.) — den sanften Anakreon aus Teos (560 v. Chr.)

sie hier gethan hatten, preisend die Harmonieen der Schöpfung. Auf einem höheren Hügel saßen die Barden der Vorzeit: Homer und Ossian, Dante und Ariost, Tasso, Milton *). »Die Töne eures Klopstocks sind zu uns herübergeschallt,« sprach Milton. »Und seine Bardengesänge,« sprach Ossian. »Und seine lyrischen Herzenstöne,« sprach Petrarca; »noch bleibe er euch!« »Und Gleim,« sprachen Tyrtäus und Kleist, Anakreon und Guarini **). »Und Wieland,« sprachen

---

den klassischen Horaz, Venusia's Schwan (67 — 20 vor Chr.) und den lieblichen Idyllendichter Theokrit aus Syracus (280 v. Chr.)?

*) Ossian, der Sohn des kaledonischen Königs Fingal, lebte im Anfang des 4. Jahrhunderts. Er war der größte aller bekannten Barden. Macpherson machte zuerst seine Gesänge im Jahr 1760 und 65 bekannt.

Dante Alighieri, geb. zu Florenz 1265, st. 1321 zu Ravenna. Er erwarb sich unsterblichen Ruhm durch seine Divina Comedia, ein klassisches Gedicht in 100 Gesängen.

Ariost — siehe im ersten Theil die Anmerkung zur Rubrik Vernunft und Wahrheit. 9.

Tasso (Tarquato) einer der größten klassischen Dichter Italiens, wurde 1544 zu Sarrento geb., und starb in Rom 1595. Sein vorzüglichstes Werk ist das Epos Gerusalemme liberata.

Milton (Joh.) geb. zu London 1608, gest. auf dem Gute Bunhill 1674, gehört, besonders wegen seines meisterhaften Epos the paradise lost, zu den ersten klassischen Dichtern der Engländer.

**) Tyrtäus aus Athen (um 630 v. Chr.), berühmt durch seine Kriegeslieder.

Guarini (Giam Battista), der berühmte Dichter des Pastor fido, wurde zu Ferrara 1638 geb. und starb zu Venedig 1613.

Ariost und Horaz, Xenophon und Cervantes *).

Jetzt trat Lessing zu mir, mich freundlich umarmend. »Mit welchem Unkraut ist euer Parnaß jetzt bedeckt! Nie fehlte es ihm daran; aber was ist er jetzt worden! Komm' zur Schule Athens.»

Und sie stand vor mir lebendig, nach Raphaels Gemälde. Wie war dieß in Elysium verklärt! Sokrates und Plato, Pythagoras, Aristoteles, Epikur, Zeno, und wer von Neuern der Halle der Weisheit werth war, Campanella, Baco, Sarpi, Montagne, Locke, Leibnitz, Schaftesburi, Hartley, Montesquieu **) und viele andere. Friedlich besprachen sie sich über die Ereignisse, Bemühungen und Entwürfe ihres Lebens. Manches ihrer Worte, die ich dort hörte, ist meiner Seele noch heilig.

---

*) Xenophon aus Athen (450 — 360 v. Chr.), einer der ausgezeichnetsten Schüler des Sokrates, hat sich nicht nur als Feldherr, sondern auch als historischer, politischer und philosophischer Schriftsteller unvergänglichen Ruhm erworben.

Cervantes Saavedra (Miguel de) wurde zu Alcala de Henares 1547 geb. u. st. 1616. Er gehört, besonders durch seinen originellen Roman Don Quixote, zu den vorzüglichsten Dichtern Spaniens.

**) Hochausgezeichnete originelle Denker.

Campanella (Thomas), ein Dominicaner, geb. 1568 zu Stilo in Calabrien, starb in Paris 1639.

Baco (Francis) Baron von Verulam, geb. zu London 1560, war Großsiegelbewahrer und Kanzler von England, starb aber im Privatstande 1626.

Winkelmann und Mengs traten zu uns; wir sahen die Werkstätte der Künstler. Gesellig lebte die alte und neue Kunst mit einander; Zwiste und Streitigkeiten waren verschwunden. Raphael und Apelles, da Vinci, Michel Angelo, Bramante, Palladio *), der verschiedensten Künste

---

Sarpi (Paolo) geb. zu Venedig 1552, Theolog und Konsulent der Republik, st. daselbst 1623.

Montagne oder Montaigne (Michel de) geb. 1533 auf seinem elterlichen Schlosse Montagne in Perigord, st. daselbst 1592.

Locke — s. im ersten Theile die Anmerkung zur Rubrik Vernunft und Wahrheit. 25.

Leibnitz (Gottfr. Wilh. v.) geb. zu Leipzig 1646, war zuletzt großbrit. geh. Justizrath und Historiograph zu Hannover, wo er 1716 starb.

Schaftesburi (Graf v.) geb. 1671 zu London, st. in Neapel 1713.

Hartley (David) geb. 1704 zu Ilingworth in England, st. 1757 als Arzt zu Bath.

Montesquieu (Baron v.) geb. 1683 auf dem Schlosse Brede bei Bordeaux, war Präsident des Parlements von Guienne, und st. privatisirend 1755.

*) Vinci (Leonardo da) geb. zu Vinci bei Florenz 1444, st. zu Fontainebleau bei Paris 1520. Er gehört zu den größten Malern der toscanischen Schule und hat auch durch seinen Trattado della pittura als Schriftsteller Verdienst.

Michel Angelo Buonarotti, als Maler, Bildhauer und Architekt hochberühmt, wurde 1474 zu Caprese geb. und st. in Rom 1564.

Bramante von Urbino, einer der Wiederhersteller der Baukunst, wurde 1444 zu Castel Duranti bei Urbino geb. und st. zu Rom 1514.

Palladio (Andrea) ein großer Architekt und Wiederhersteller des guten Geschmacks in der Baukunst, weshalb er der Raphael unter den Baumeistern genannt wurde, war zu Vicenza geb. und st. um 1580 im 62. Lebensjahre.

Künstler, nachbarlich den Weisen wohnten sie und übten das Geheimniß jeder ihrer Künste: Zusammenstimmung und Wohlordnung in Reiz und Anmuth. Des Träumenden Seele hörte in Allem einen Klang, den Hymnus der Schöpfung.

Die beiden Dichter geleiteten mich, wie einst Virgil und Statius *) den träumenden Dante, weiter. Ich kam in einen großen Garten, wo Linné, wie Orpheus, stand und zählte und nannte Gattungen und Geschlechter, die Büffon **) beschrieb. Aus allen Ländern Europa's waren treffliche Männer mit ihnen; neben dem heroischen Camper standen unsre Forster ***). Allenthalben sah ich die Gesetze der Natur, hohe Ordnung. Ach, sprach ich, lauter zerstreuete Schönheiten! Abdrücke des Urbilds; aber

---

*) Virgil, der klassische Sänger der Aeneïde (70 — 19 v. Chr.) und Statius aus Neapel (um 80 n. Chr.), der Dichter der beiden Epopöen Thebaïs und Achilleïs.

**) Linné oder Linnäus (Carl) geb. 1707 zu Roshult in Schweden, st. zu Upsala 1778. Er war einer der größten Naturforscher, die je gelebt haben. Besonders in der Botanik waren seine Kenntnisse umfassend und tief.

Büffon (Graf v.), der klassische Naturbeschreiber, war geb. zu Montbar in Burgund 1707, u. st. zu Paris 1788.

***) Camper (Peter), berühmt als Arzt und Anatom und scharfsinniger Schriftsteller in diesen beiden Fächern, wurde zu Leyden 1722 geb. und st. 1789 zu Haag.

Forster — s. das Schriftstellerverzeichniß im dritten Theile.

wo ist das Urbild selbst? Kalligenia zu suchen bin ich hier. Ich erfreue mich an Abflüssen; wo ist die Quelle?

Plötzlich setzte mich der Traum auf die Höhe eines Berges; über mir und um mich waren Gestirne. Copernicus empfing mich, und Kepler, Galiläi, Newton, Tobias Mayer, Lambert *), sie zeigten mir, wohin sie seitdem gelangt waren. Freundlich nannten sie die Namen ihrer Mitbrüder: Herschel, Schröder, Zach, Olbers**) »Ihr lebt unten in einer merkwürdigen Periode, sagte

---

*) Berühmte Mathematiker und Astronomen:
Copernicus (Nicolaus) geb. zu Thorn 1473, st. 1543 als Canonicus zu Frauenburg.
Kepler (Joh.) wurde 1571 zu Wien geb., und st. 1630 zu Regensburg.
Galiläi (Galiläo) geb. zu Pisa 1564, st. 1641 auf seinem Landgute Arcetri bei Florenz.
Mayer (Joh. Tob.) geb. zu Marbach 1723, st. 1762 zu Göttingen als Prof. der Mathematik.
Lambert (Joh.) geb. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, st. als Oberbaurath zu Berlin 1777.

**) Berühmte meist jetzt noch lebende deutsche Astronomen:
Herschel (Wilh.), der Entdecker des Uranus, wurde 1738 zu Hannover geb., und st. 1822 zu Slough bei Windsor.
Schröter (Joh. Hieron.) geb. 1745 zu Erfurt, lebt als Oberamtmann zu Lilienthal bei Bremen.
Zach (Franz Freih. v.) geb. zu Preßburg 1754 lebt jetzt in Italien.
Olbers (Wilh.), der Entdecker der Planeten Pallas und Vesta, wurde 1758 zu Arbergen im Herzogthum Bremen geb., und lebt jetzt als ausübender Arzt in Bremen.

Kepler; ihr betrachtet euern jungen Planeten. Beschauet ihn recht.» — In einem Entzücken, welches mir weder der Parnaß noch die Schule der Weisen hatte geben können, war ich hier. Welten umwandelten mich; mir war's als empfände ich hier Gottesgedanken, die Regel der Schöpfung, die Kepler mir in Harmonien erklärte.

Wie von einem Hauch geweht, wie von einem sanften Strome getragen, war ich in dunkler heiliger Nacht, — wo war ich? War's die Grotte der Natur? oder die Mitte der Schöpfung? Nichts konnte ich bei mir selbst sagen, als: »Hier ist gut seyn!» Ich genoß und empfand höchste Einheit, die Uebereinstimmung und rastlose Wirksamkeit der Natur, ewige Palingenesie, immer junges Leben. Ich sah, daß nichts sich übereilen könne, daß Alles sich folgen müsse und ewig folge. Maaß, Zahl, Gewicht, Bewegung schwanden mir mit den Sinnen dahin. Eines lösete sich in das andre auf. Laß mich ein Symbol sehen dieses sanften Strebens, dieses unendlichen Werdens, du unsichtbare Kraft! rief ich in innigster Bewegung.

Und siehe da! Licht glänzte vor mir, ein Strahl des reinsten Lichts. Da er sich theilte, war's, als sähe ich in ihm alle Gestalten der Dinge in der ganzen Eintracht ihrer Verhältnisse und Formen, Punkt, Linie, Kreis, Säule, Würfel, jede Schwebung und

Schwingung der Natur, Blumenketten in allerlei Farben, jede auf dem kürzesten Wege zu ihrem Ziele eilend; dann sich hebend zur sanften Flamme, aufstrebend zu einem Punkt harmonischen Lebens. Heil, heilig Licht, rief ich, du warst es, von dem die Wesen im Schooß der kalten Mitternacht erwachten, sie regten sich und lebten.

Da hoben sich die Himmel droben
In blauer Pracht. Es hoben
Die Wellen sich und sanken nieder,
Und spiegelten den Himmel wieder;
Es that sich auf Aurorens Thor;
Die Sonne trat hervor.
Und aus den Wellen stieg der Erde weit Gebiet;
Die Sonne schaut sie an — sie blüht.

Lichtgeister, die auf goldnen Strahlen
Auf Farbenfittigen, lichthell gewebt,
Mit zarten Zügen Ihn, durch welchem alles lebt,
In Auge und Gemüth uns malen,
Sprecht, wie der Geist zum Geiste spricht,
Saht ihr den Ewigen?
»Wir sah'n ihn nicht!«

sprach schweigend der Lichtstrahl. Aber ein hoher Gesang erklang; der Gesang, durch den sich einst (so dünkte mich's) die Sonnen ordneten und alle Welten ein Chor wurden:

»Im weiten All ist Er! Im weiten All
Tönet ein Mitgefühl, Sein Widerhall.»

Niederknieen wollt' ich und anbeten, als eine Gestalt vor mir stand; zuerst verschleiert, dann — wie spreche ich ihre Majestät und Schönheit aus? Eine Mutter stand vor mir, auf ihrem Arm ein Kind tragend, das sich an ihre Brust schmiegte. Von Sternen ein Diadem umschlang ihr Haar; Rosen blühten auf ihren Wangen, eine Rose auf ihrer mütterlichen Brust. Liliengewand ihr Kleid, mit Blumen gegürtet, und hinter ihr weit in die Luft floß ein blauer goldgestickter Mantel. »Ich bin, die du suchest, sprach sie mütterlich freundlich, Kalligenia, die Mutter der Schönheit: mein Kind ist die Natur. Aus Schönheit entspringt Liebe; Liebe erschaffet und genießt die Schönheit. Sie glänzt in allem, was hold ist; am reinsten in dir, wenn du weise, gut und mächtig handelst. Forsche nicht nach dem Quell; strebe handelnd nach dem höchsten Schönen; auch aus Mißklängen erschaffe dir höhern Wohlklang. Kallias ist dein Name. Du sahest mich; dir bleibe mein Bild!»

Sie rührte mich an, schreibt Kallias, und ich erwachte. Mein Traum entfloh; aber ihr Bild — allenthalben suche ich es auf, in Gesinnungen, Thaten und Gestalten, sein kleinster Abglanz entzückt mich,

mich erinnernd an sie — Kalligenia, die mütterliche Liebe, Quell aller Schönheit.

J. G. v. Herder.

10.

Schönheit, er sah dich, wie Edle, dich wenige nur,
Glückliche nur dich sah'n. Aber gelang
Deine Bildung ihm ganz, wie du warst,
Als er dich sah?

Kennende, deren Blick lächelnd dem Schauer sich hellt,
Wenn sein Gesang sich, durch sie trunken, ergießt:
Ist sie dann eben die noch, die auch ihr
Sahet? Und irrt

Ihn und euch kein Phantom? Ah, wenn sie blieb, die sie war,
Als sie erschien, so durchwallt Heitre, durchströmt
Froheres ihn, so umwinde sein Haupt
Laube des Hains.

Ernst ist die Frage, und Thor jeder Künstler, der sie
Nicht langforschend sich thut, oder wohl gar,
G'nügsam, nicht thun will. Es keimte sein Kranz;
Aber er welkt.

Da die Schönheit entstand, war die Empfindung
die Braut,
Bräutigam war der Geist. Zauberinn lag,
Lebenblickend die Tochter, entzückt
Lag sie im Hain.

Da die Mutter gebar, sangen mit süßerem Laut
Nachtigallen. Der Lenz öffnete da
Jede Knospe. Dem Felsen entrann
Reiner der Quell.

F. G. Klopstock.

11.

Da die Vollkommenheit mit der Menschlichkeit *) nicht übereinstimmen kann, und allein bei Gott ist, von dem Menschen aber nichts wirklich begriffen wird, als was unter die Sinne fällt: so hat ihm der Allweise einen sichtlichen Begriff der Vollkommenheit eingepräget, und dieses ist, was wir Schönheit nennen.

Plato nennt die Regung der Schönheit eine Erinnerung der obern Vollkommenheit, und gibt dieses zur Ursache ihrer entzückenden Kraft. Vielleicht könnte ich eben so glücklich träumen, wenn ich sagte, daß unsere Seele von der Schönheit gerühret wird, weil sie gleichsam durch diese in eine augenblick-

---

*) Mit den Schranken der Menschheit.

liche Seligkeit geführet wird, welche sie bei Gott ewig hoffet, bei allen Materien aber bald wieder verlieret.

Die Schönheit ist die Vollkommenheit der Materie nach unserm Begriffe. Da Gott allein die Vollkommenheit zur Eigenschaft hat, so ist die Schönheit ein göttliches Wesen. Je mehr Schönheit in einer Sache ist, desto mehr ist sie geistig. Die Schönheit ist die Seele der Materie. Wie die Seele des Menschen Ursache seines Seyns ist, so ist die Schönheit gleichsam die Seele der Gestalten, und was keine Schönheit hat, ist todt für uns. Diese Schönheit hat eine entzückende Kraft, und weil sie geistig ist, reget sie des Menschen Seele, vermehret gleichsam ihre Macht und macht sie vergessen, daß sie in einem so engen Raum eingeschlossen ist. Dadurch geschiehet die Anzüglichkeit der Schönheit; wenn unsere Augen etwas sehr Schönes sehen, so fühlet es die Seele, und wünschet gleich mit der schönen Sache eines zu werden; darum sucht der Mensch sich dem Schönen zu nähern. — Die Schönheit rufet jeden, denn sie ist eine unserer Seele gleiche Kraft; der sich zu ihr wendet, siehet und findet sie bald, denn sie ist das Licht der Materien und das Gleichniß der Gottheit selbst.

Zwei Wege sind, auf welchen man zum guten Geschmacke kommt, wenn man darauf gehet von der Vernunft begleitet; der eine ist schwerer als der andere.

Der schwerste ist, aus der Natur selbst das Nothwendigste und Schönste zu wählen; der andere und leichtere ist, aus den Werken, wo die Wahl schon geschehen ist, zu erlernen. Durch den erstern Weg haben die Alten die Vollkommenheit, nämlich Schönheit und guten Geschmack, gefunden.

A. R. Mengs.

12.

Schönheit bezieht sich bloß auf sich selbst, wird ohne andere Absicht allein um ihrer selbst willen, geliebt, durch Geschmack allein erkannt. Wer nicht eben so das Gute erkennt, das Gute liebt, der ist nicht gut, der kann nicht weise seyn. Schönheit thut uns wohl, weil sie dem Verstande, der Einbildungskraft und den Sinnen gleichsam die Arbeit vormacht, dem Menschen mit dem Geiste des Gegenstandes, seinem Begriffe entgegen kommt. Darum nennen wir auch eine Seele schön, und schöner, wenn sie leicht und leichter durch ihre Hülle dringt: überall Seele offenbar macht. Und so empfangen wir von dem bessern Menschen, ohne zu wissen wie, den Samen seiner Aehnlichkeit: er strahlt uns sein Bild in's Gemüth und wir lernen froh, wie man sich selbst im Anschauen eines Andern verliert — lernen Freundschaft, Religion, Patriotismus, jede Tugend, alle Wahrheit.

Ein Mann von Geschmack ist der, welcher das Schöne unmittelbar empfindet, das Gefühl des Schönen unmittelbar aus dem Schönen schöpft. Man kann, nach einem angenommenen Muster, wenn man viel Scharfsinn und Verstand hat, bis auf einen gewissen Grad sehr gut beurtheilen und für Andre ausmachen, ob ein bestimmtes Kunstwerk schön oder nicht schön zu nennen sey, das Inwiefern, das Minder oder Mehr u. s. w.; aber wer dieß kann, ist darum noch kein Mann von Geschmack, und irrt nicht selten gröblich. — Das Schöne hat mit allem Ursprünglichen das gemein, daß es ohne Merkmal erkannt wird. Es ist und zeigt sich; es kann gewiesen, aber nicht bewiesen werden.

Wie das Schöne in dem reinen Gefühl der von ihm eingeflößten Bewunderung und Liebe ohne Merkmale erkannt wird, das Schöne unmittelbar an seiner Schönheit: so in dem reinen Gefühl der Achtung, der Hochachtung und Ehrfurcht das Gute unmittelbar nur am Guten. Beide aber, das Gute und Schöne, setzen zum voraus das Wahre, auf welches alle Vernunft gegründet ist. Das Vermögen der Voraussetzung des Wahren, und mit und in ihm des Guten und Schönen, heißt Vernunft.

F. H. Jacobi.

13.

Vom Himmel herab, aus ewigem Licht,
Entquillt dreieiniger Schimmer.
Und faßte der Sterblichen enges Gesicht
Die reinen Strahlen auch nimmer,
Doch ist aus Graus und aus Todesnacht
Die dämmernde Erde durch sie nur erwacht.

Die Wahrheit entschwebet dem Himmel nur,
Die irrende Erde mag irren,
Erforsche, was Gottes — die göttliche Spur
Wird flimmernde Täuschung entwirren.
Doch mild hat das heilige Isisbild
Mit dem Schleier die tödtende Gottheit umhüllt.

Aus Eden entwallet ein Rosenglanz,
Und röthet die irdischen Dunkel;
Er strahlt in der Weinenden Blumen-Kranz,
Und brennt in der Sterne Gefunkel.
Der Glanz ist die Schönheit, ist heilig und rein,
Vom göttlichen Glanze der Widerschein.

Und über den Sternen nur rein entblüht
Das Gute, da ganz sich's gestaltet;
Wo der Sturm nicht wüthet, die Sonne nicht glüht,
Sich die Blume vollkommen entfaltet,
Und sendet hinab manch goldenen Strahl
Von oben in's dämmernde Erdenthal.

Das ist die hohe Dreifaltigkeit
Des Wahren und Schönen und Guten;
Sie sind keine Wellen der fluthenden Zeit,
In der Ewigkeit Schooße sie ruhten.
Und diese heiligen Drei sind Eins
Im Allverein des göttlichen Seyns.

* * *

14.

Das Schöne ist ein Bedürfniß des Menschen. Darum ließ uns die gütige Natur es niemals daran fehlen. Aber das Schönste, das Vollendete, ist etwas Heiliges — es soll zu dem Göttlichen uns leiten, dessen Ausfluß es ist, und darf nicht gemein und entweihet werden. Deshalb verlieh sie uns jenes immer, dieses aber erscheint uns seltener, damit wir es in unsrer Seele aufnehmen.

Das Heilige und Schöne hat seinen Schutz in sich selber, darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schutzwehr, die nur warnt, nicht aber verwundet. Denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen. So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

Das Schöne dringt sich nicht auf, sondern erscheint in Einfalt.

F. A. Krummacher.

15.

Herzerhebend ist die Wahrheit, daß die Quellen des Schönen so viel und mannigfaltig der menschlichen Natur zuströmen und daß es von ihr abhängt, das reine Schönheitsgefühl zu genießen, so oft sie es in Erkenntniß des Aesthetischvollkommenen sucht. Ihr eigener Glückseligkeitstrieb ermuntert sie wirklich zu diesem Bestreben; und wer einmal dieses edle Vergnügen genossen hat, wird demselben nicht mehr entsagen. Alles ladet ihn dazu ein: von außen die schönen Gestalten, Kraft, Dauer, Gelenksamkeit, Farbe des Thierreichs; der schlanke Wuchs unermeßlicher Mannigfaltigkeiten des Pflanzenreichs, bunte Farben und Wohlgerüche ihrer Blumen; die Festigkeit und Biegsamkeit, der Glanz und die zweckmäßige Brauchbarkeit des Mineralreichs, und über alles, die erhabene harmonische Zusammenwirkung aller Theile des Weltalls.

Noch weit inniger als alles das, fühlt der Mensch den unwiderstehlichen, so sehr beglückenden Drang, selbst etwas Schönes durch Unternehmungen, Geisteswerke oder Kunstwerke hervorzubringen.

Die Zahl der erreichbaren Schönheitsquellen ist für jeden Menschen sehr groß; die Sonne und der kleinste Käfer drücken ihr Bild in seine Seele. Reichthum der Natur wird durch Reichthum der Kunst vermehrt, und des Menschen Seele ist ein bildliches Weltall; alles wirkt auf ihn, und aus der Wirkung des

Schönheitsgefühles entstehet in ihm der Drang der Rückwirkung. Dieser Drang ist das, was man Genie, bildende Kraft nennt. — Die Menschheit ist die geliebte Tochter des Schöpfers. In jedem Menschenalter vermehren sich die Schönheitsquellen der Kunst, und die Schönheitsquellen der Natur bleiben die nämlichen immer verjüngt.

Wer die wohlgefallende Wirkung des Schönen nicht zu befördern, zu verbreiten sucht, der verdient den Namen eines Weisen nicht. Wahr ist es, daß die Vernunft den Genuß der Freude nach ästhetischen Regeln der Lebensweisheit ordnen muß; aber wahr ist es auch, daß die edelsten Freuden in demjenigen Eindruck bestehen, den die Schönheit auf die menschliche Seele macht.

Wer das Schöne fühlt, wirkt und handelt schön.

C. v. Dalberg.

16.

Die Schönheit ist des Guten Hülle,
Der Schönheit wollen wir uns freu'n,
Und bei der schönen Gaben Fülle
Nicht Menschen nur, auch menschlich seyn.

J. H. Voß.

17.

Das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten, und auch nur in dieser Rücksicht gefällt es, mit einem Anspruche auf jedes Andern Beistimmung, wobei sich das Gemüth zugleich einer gewissen Veredlung und Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewußt ist, und Anderer Werth auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urtheilskraft schätzt.

Das Ideal des Schönen darf man lediglich an der menschlichen Gestalt erwarten. An dieser besteht das Ideal in dem Ausdrucke des Sittlichen, ohne welches der Gegenstand nicht allgemein und dazu positiv gefallen würde. Der sichtbare Ausdruck sittlicher Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen, kann zwar nur aus der Erfahrung genommen werden; aber ihre Verbindung mit allem dem, was unsere Vernunft mit dem Sittlichguten in der Idee der höchsten Zweckmäßigkeit verknüpfte, die Seelengüte oder Reinigkeit, oder Stärke, oder Ruhe u. s. w., in körperlicher Aeußerung (als Wirkung des Innern) gleichsam sichtbar zu machen: dazu gehören reine Ideen der Vernunft und große Macht der Einbildungskraft in demjenigen vereinigt, der sie nur beurtheilen, vielmehr noch wer sie darstellen will. Die Richtigkeit eines solchen Ideals der Schönheit beweiset sich daran: daß es keinem Sinnenreiz sich in das Wohlgefallen an

seinem Objekte zu mischen erlaubt, und dennoch ein großes Interesse daran nehmen läßt, welches dann beweiset, daß die Beurtheilung nach einem solchen Maaßstabe niemals rein ästhetisch seyn könne, und die Beurtheilung nach einem Ideale der Schönheit kein bloßes Urtheil des Geschmackes sey.

I. Kant.

18.

Die Schönheit ist die eigenmächtige Beherrscherinn aller unserer Empfindungen, der Grund von allen unsern natürlichen Trieben, und der beseelende Geist, der die spekulative Erkenntniß der Wahrheit in Empfindungen verwandelt und zu thätiger Entschliessung anfeuert. Sie bezaubert uns in der Natur, wo wir sie ursprünglich, aber zerstreuet antreffen, und der Geist der Menschen hat sie in Werken der Kunst nachzubilden und zu vervielfältigen gewußt. Die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Schönheiten in Figuren und in Tönen dringen durch verschiedene Sinne zu unserer Seele und beherrschen alle ihre Neigungen. Sie können uns nach ihrem Belieben bald fröhlich machen, bald betrüben. Sie können unsere Leidenschaften erregen, und wiederum besänftigen, und wir schmiegen uns willig unter die Gewalt des Künstlers, der uns hoffen, fürchten, zürnen, besänftigt seyn, lachen und

wiederum Thränen vergießen läßt. Alle diese verschiedenen Wirkungen müssen aus einer einzigen Quelle herfließen. Zwei verschiedene Quellen der Bewegung würden unsere Seele zu einem zusammengesetzten Wesen machen, und wir sind überzeugt, daß sie einfach sey.

Das Vergnügen an den Schönheiten der Natur wird durch die Rücksicht auf die unendliche Vollkommenheit des Meisters, der sie hervorgebracht, bis zur Entzückung angefeuert. Wie kalt muß daher das Vergnügen eines Gottesläugners seyn, der sich bloß mit den Schönheiten der Gegenstände selbst begnügen muß!

Jeder Begriff einer geistigen Schönheit ist ein Blick in das Wesen der Gottheit; denn das Schöne, Ordentliche und Vollkommene, das wir wahrnehmen, ist ein schwacher Abdruck dessen, der die selbstständige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ist.

M. Mendelssohn.

19.

Hold ist der Rose schimmerndes Angesicht,
Wenn sie, geweckt von den Lüften des jungen Tags,
Dem Blick der Sonne sich entschleiert
Schimmernd in Purpur und hellem Glanz.

Gern weil' ich bei ihr, und der beseelte Blick
Hängt, sanfte Wonne lächelnd, am Unschuldskleid
Der Neugebornen, die mit leisem
Athem balsamischen Duft verhauchet.

Doch mit des Blickes Wenden entflieht der Rausch;
Kaum daß in todten Bildern Erinnerung
Noch die Erscheinung wiederspiegelt,
Matte Gefühle das Herz noch nachhallt.

Es sind nur Blätter, Spiele der Frühlingsluft!
Des Lebens Pulsschlag regt sich in ihnen nie;
Die Sonne malte ihren Purpur,
Blendende Schminke des todten Staubes.

Der wahren Schönheit bildende Schöpferinn
Ist nur die Seele, läßt sie den Wiederstrahl
Von ihrem innern heil'gen Leben
Hell auf das spiegelnde Antlitz leuchten.

K. H. Heydenreich.

20.

Zur vollkommenen Schönheit des Menschen wird erfordert, daß sowohl die Seele, der edelste Theil, als der Leib, jedes ganz und gar in seinem natürlichen Zustand der Gesundheit sich befinde. Jene muß tugendhaft, dieser lebhaft und blühend seyn, beide aber in der besten Harmonie stehen. Es findet sich aber eine vollkommene Schönheit nirgend als in den Welten der Dichter. Hingegen theilen sich die Menschen in Absicht der Schönheit in verschiedene Klassen. Bei einigen findet man bloße Schönheit des

Leibes ohne Anmuth, und da liegt der Fehler an der Seele. Bei andern findet man Tugend ohne äußerliche Schönheit, die aber durch das gefällige Wesen, welches Personen von guter Sinnesart eigen ist, genugsam ersetzt wird. Bei einer noch kleinern Anzahl finden sich beide Schönheiten gepaaret; es gibt aber in dieser und den andern Klassen unzählige Grade. Es sollte mir leid seyn, wenn es nöthig wäre, noch eine vierte Klasse für diejenigen zu machen, welche weder äußerliche noch innere Schönheit haben; denn ich denke, daß dergleichen Geschöpfe eher unter die Affen als die Menschen gehören möchten. Wenn ich nun alles zusammennehme, so dünkt mich, weil doch ein vollkommen schöner Mensch schwerlich gewöhnlicher seyn wird, als ein Sphynx, so müsse man die Schönheit nach den vornehmsten Theilen bestimmen, so daß wir, wenn wir richtig reden wollen, nur diejenigen Personen schön nennen müssen, bei denen wir die Schönheit der Seele und die damit verbundenen Annehmlichkeiten finden. Hingegen soll eine Person, die nur dem ersten Anblick schön vorkommt, in der That aber nichts Vorzügliches in ihrem Gemüth und Charakter zeigt, schlechterdings das Recht auf das Lob der Schönheit verloren haben. Die Poeten haben einen Narcissus, der seinen Namen füglich allen den jungen Herren leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reizungen gefallen wollen; und um gleicher Bequemlichkeit willen

könnte man eine jede rosenwangige Dame ohne Geist, um das Wort schön nicht zu mißbrauchen, eine Narcissa heißen.

C. M. Wieland.

21.

Das Schöne gefällt uns ohne Rücksicht auf den Werth seines Stoffes, wegen seiner Form oder Gestalt, die sich den Sinnen oder der Einbildungskraft angenehm darstellt, ob sie gleich sonst nichts an sich hat, das den Gegenstand in andern Absichten brauchbar machte.

Für den Eigennützigen ist Schönheit nichts, weil man sie durch bloßes Anschauen genießt; für den spekulativen Kopf ist sie etwas sehr geringes, weil ihre Beschaffenheit nicht deutlich kann erkannt werden. Der Liebhaber des Schönen steht zwischen dem bloß materiellen, ganz sinnlichen Menschen, und dem, der bloß Geist und Verstand ist, in der Mitte.

Der Künstler kennt die wahre Schönheit nicht, dessen Werk, wie lieblich und einschmeichelnd das darin seyn mag, was den Sinnen und der Einbildungskraft schmeichelt, nicht zugleich auch den Verstand und das Herz einnimmt. Es ist, wie Irions Juno, nur eine aus Dünsten gebildete Schönheit, eine bloße Larve, die nur so lang gefällt, als die Täuschung eines Traumes dauern kann.

Darum, o Jüngling, dem die Natur ein feines Gefühl für die Schönheit der Form und eine lachende Phantasie gegeben hat, befleißige dich, die Schönheit höherer Art kennen und fühlen zu lernen, damit du den schönen Formen auch schöne Seelen einflößen könnest.

Der Geschmack ist im Grunde nichts anderes, als das innere Gefühl, wodurch man die Reizung des Wahren und Guten empfindet; also wirkt er natürlicher Weise Liebe für dasselbe. Zugleich erweckt er Gefühl für Ordnung, Uebereinstimmung, Widerwillen und Verachtung gegen das Schlechte, Unordentliche und Häßliche; und der Mensch, in dessen Seele der gute Geschmack seine völlige Bildung erreicht hat, ist in seiner Art zu denken und zu handeln regelmäßiger, angenehmer und gefälliger als andere Menschen. Er ist einer so beständig anhaltenden Aufmerksamkeit auf Ordnung, Schicklichkeit, Wohlanständigkeit und Schönheit gewohnt, daß er Alles, was dieser entgegen ist, verachtet. Ihm ekelt vor allem Spitzfindigen, Sophistischen, Gezwungenen und Unnatürlichen — man kann hinzusetzen, vor allem Platten, Kleinlichen und Gemeinen — in Gedanken und Handlungen.

J. G. Sulzer.

22.

Wie in Zimmern mit rosenrothem Spiegelglas jedes Angesicht blüht, und überall Morgenröthe umherliegt: so verschönert und verjüngt Schönheit alles, was sie umgibt. Sie — der Frühling der Gesellschaft — wärmt jede Kraft zum Aufblühen, und die gesellige Prosa zur einsamen Dichtkunst; das Alter wird jugendlich, die Jugend wird ernst; — jedes Herz bewegt sich mit neuer freudiger Macht.

Das Herz ist unendlich und ewig neu. Wir können uns an den größten Schönheiten und Wahrheiten übersättigen, und ihren Reiz und Umriß durch den Genuß zerdrücken; aber keine schöne That kömmt uns veraltet oder zu oft, und über den moralischen Zauber und Genuß herrscht keine Zeit. Diese seelenstärkende Unveränderlichkeit bauet sich nicht nur auf Gränzenlosigkeit des freien Herzens, sondern auch auf die eigene Einrichtung unserer Natur, daß wir die moralische Schönheit und Freiheit und das Verdienst nur außer uns finden, und also lieben können, in uns aber nur moralische Wahrheit und Nothwendigkeit antreffen und billigen.

Es gibt eine in unserm Herzen hangende Geisterwelt, die mitten aus dem Gewölke der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht. Ich meine das innere Universum der Tugend, der Schönheit und der

Wahrheit, drei innere Himmel und Welten, die weder Theile noch Ausflüsse, weder Absenker noch Kopien der äußern sind. Wir erstaunen darum weniger über das unbegreifliche Daseyn dieser drei transcendenten Himmelsgloben, weil sie immer vor uns schweben, und weil wir thöricht wähnen, wir erschaffen sie, da wir sie doch bloß erkennen.

Jean Paul Fr. Richter.

23.

Es liegt tief in des Menschen Brust
Ein Wunsch nach Licht und Klarheit;
Er flieht die Nacht, es forscht mit Lust
Sein reger Geist nach Wahrheit;
Die Zukunft, die kein Strahl erhellt,
Will kühn sein Blick ergründen;
Er sucht den Weg von dieser Welt
Zum Geisterreich zu finden.

Es weidet sich sein offner Blick
Am Lieblichen und Schönen;
Er schöpft ein nie versiegend Glück
Aus Farben und aus Tönen;
Er huldigt früh mit reinem Sinn
Der Schöpfung Harmonieen,
Zur Schönheit zieht's ihn mächtig hin
Und Herz und Wangen glühen.

Und dieser Trieb nach Wahrheit reißt
Ihn aus der Sinne Schranken,
Beseelet ihn — ein guter Geist —
Zu heiligen Gedanken;
Dann tritt im innigsten Verein
Das Schöne mit dem Wahren
Im Lebenstaumel gut und rein
Das Herz ihm zu bewahren.

Drum laßt mit schwärmerischer Gluth
Der Schönheit uns erfreuen,
Und uns mit hohem Forschermuth
Dem Dienst der Wahrheit weihen!
Sie zieh'n uns hier schon himmelwärts;
Mit ewig neuem Muthe
Denkt frei der Geist, schlägt froh das Herz:
Wir wollen nur das Gute.

C. Müchler.

24.

Schönheit ist die vollkommenste Harmonie der Bewegung, und die Seele erkennt darin ihren reinsten Zustand.

Schönheit gibt der Seele das lauteste Gefühl ihres Daseyns. Schönheit ist die freieste Wohnung der Seele. Schönheit erinnert die Seele an ihre Gott-

heit, an ihre Schöpfungskraft, und daß sie über alle die Körperwelten, die sie umgibt, ewig erhaben ist.

Schönheit ist ewig und in tausend verschiedenen Formen eins. Ihre Strahlen leuchten umher und die schönen Seelen erklingen, wie die Säule Memnons *), bei der leisesten Berührung.

W. Heinse.

25.

Ein jedes schöne Werk der Natur und Kunst muß den Stempel des Genies an sich tragen, aus dem es entsprang. Dieser Stempel heißt Vollendung; einem schönen Gegenstande darf nichts fehlen; unser innerer Sinn muß sich bei seiner Betrachtung vollkommen befriedigt fühlen. Aber diese Vollendung der Schönheit, als eines für sich gleichsam nur zum süßen Anschauen gegebenen Ganzen, darf uns nicht an mühsame Arbeit des Künstlers erinnern, wodurch mit Anstrengung eine mechanische Vollkommenheit sauer errungen wäre: nein, frei und leicht, wie der schöpferische Wille ohne Mühe die Urschönheiten der Natur hervorbrachte, kündige sich uns jegliches schöne Gebilde als

*) Memnon, ein Sohn des Tithon und der Aurora, wurde bei der Belagerung von Troja von Achilles getödtet. Seine Bildsäule zu Theben in Aegypten soll harmonische Töne haben hören lassen, sobald die Sonnenstrahlen sie berührten.

das Werk eines schöpferischen Geistes an, in froher Phantasie aus sich selbst empfangen, und wie durch einen Hauch in vollendete Wirklichkeit gezaubert.

Hier ist die Gränze mechanischer Vollkommenheit und der Vollendung des Schönen. Das mechanische Kunstwerk, die Uhr, die Maschine, die Mühle bewundern wir desto mehr, je mehr wir in ihm die Kunst des Werkmeisters, den mühsamen Fleiß bis auf die kleinsten Theile, kurz das Ausgearbeitete erblicken. Das Schöne hingegen muß sich als Produkt des Enthusiasmus zeigen; es muß Spiel einer frohen Einbildungskraft seyn, und uns das Vergnügen des Künstlers, das er während seiner Darstellung empfand, rein mittheilen. Wenn wir den Oberon (von Wieland) lesen, oder einen Freiheitsgesang von Voß, oder Ossians Klage an den Gräbern seiner Väter: so empfinden wir unmittelbar, was jene Herrlichen empfanden.

Ueber die Schönheit werde der Künstler und seine Arbeit vergessen, und wie die Schönheiten der Natur keine Spur mühsamer Zusammensetzung an sich tragen, sondern unmittelbar aus der Idee eines schöpferischen Geistes vollendet entsprungen zu seyn scheinen: so stelle sich jegliche Schönheit der Kunst als Lieblingswerk, aus bildender Phantasie unmittelbar ins Daseyn gezaubert, dar.

C. Fr. Schmid.

26.

Menschengröße hebt dich auf Jahrtausende über die gewöhnlichen Menschen empor. Aber schöner Sinn macht dich zum Sohn und ewigen Erben der Götter selbst, und diesen ähnlich.

Der ist ein königlicher Mann, welchen nichts besiegt, als das Schöne und Göttliche, den nichts beugt, als die Andacht.

Der denkbar höchste Grad von Herrschergewalt, den das Gute über die Menschheit zu erreichen vermag, ist nur durch die Schönheit möglich. Und so würde eine Selbstherrscherinn, die das größte und beste Weib auf Erden wäre, erst dann die Mächtigste seyn, wenn sie die Schönste und wahrhaft schön wäre. Um jedes Widerstreben gegen ihre Macht zu vernichten, dürfte sie sich nur zeigen.

E. Wagner.

27.

Einst besuchten der Musen Gefild' Eurynomens Töchter,
Schlossen den lieblichsten Bund, einigten Reize dem Reiz'.
Da ward plötzlich ein zartes Gebild; sie nannten es Anmuth.
Holde, du bist es, die nun Götter und Menschen beherrscht.

Welcher der Sterblichen weih' ich des Preises höchsten? Der Schönheit
Oder der Anmuth? Sie fesseln den Blick und das Herz.
Anmuth nenn' ich die Seele der Schönheit; gleicht sie dem Marmor
Ohne die Himmlische nicht? Darum der Holden den Kranz.

Aus den Händen der Mutter-Natur begleitet dich Schönheit.
Sorge du, wie sie erschein' immer im lieblichsten Licht.
Nicht dein Spiegel belehre dich deß; auch nicht glänzender Flitter!
Sanftmuth, Sittsamkeit, Huld sey dir das liebste Gewand.
Dieß ist die jegliches Herz bezaubernd fesselnde Anmuth;
Reize verschwinden, wo die bessere Grazie fehlt.

Christine Westphalen.

28.

Grazie ist Schönheit in Bewegungen. Es ist augenscheinlich dieses Leichte in dem Bewegten und dieses Bewegte in dem Leichten, was uns in der Grazie

anzieht. So groß indeß die Wirksamkeit dieser beiden Kräfte seyn mag, so würde sie doch immer noch nicht groß genug seyn, um den Zauber zu erklären, womit die Grazie alle feinfühlenden Seelen beherrscht. Sie ergießt sich in die mannigfaltigsten Zweige der Anmuth, der Holdseligkeit und des Liebreizes, und wirkt durch diese mit unwiderstehlicher Gewalt. Hier deutet ihr Reiz auf einen höhern Aufschwung als in der bloßen Bewegung des Körpers. Dieser höhere Aufschwung ist in dem Innern, wovon das Aeußere nur der sichtbare Abdruck ist.

Auf der untersten Stufe steht die, welche ich, um sie durch ein Wort zu bezeichnen, die Lebensgrazie zu nennen wage. Ihr Charakter ist bloß der Ausdruck von Leben und Bewegung mit Leichtigkeit in den Handlungen, den Stellungen, den Formen. Sie kann sich in allem Lebendigen finden, in den Thieren sowohl als in den Menschen.

Höher steht die sittliche Grazie. Ihr Charakter ist Ausdruck schöner sittlicher Neigungen und Tugenden, des süßen Verlangens, gefesselt durch Unschuld, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit. So ist die Grazie der mediceischen Venus; und sie ist es, die wir Liebreiz nennen.

Am höchsten steht die rührende Grazie. Ihr Charakter ist der Ausdruck der mildesten, wohlwollendsten, liebevollsten sympathetischen Gefühle, der innigsten

Zärtlichkeit und Zuneigung, des süßen Enthusiasmus wohlthuender Thätigkeit, die Hand in Hand mit der Schönheit geht. Sie ist die Seele der Schönheit und die Kraft des sanftesten Ausdrucks. Wer erkennt hier nicht die Grazie der Holdseligkeit?

J. A. Eberhard.

29.

Die Natur der reinen Schönheit ist Zusammenstimmen des Mannigfaltigen zu Einem, harmonische Verschmelzung der einzelnen Züge, Ordnung und Ebenmaß des Verschiedenen ohne Rücksicht auf einen bestimmten Zweck. Daraus entstehet die freie Lust des erweiterten Herzens und des unbeengten Lebens. Auch in der Liebe ist dieses Zusammenstimmen und diese Verschmelzung, diese Ordnung und dieses Ebenmaß. Aber während die Schönheit nur todte Stoffe umfaßt und vereinigt, umfaßt und vereinigt die Liebe inneres Leben, menschliche Charaktere, menschliches Daseyn. Während die Schönheit erfüllt ist in der Harmonie der Bestandtheile eines natürlichen Ganzen, verlangt die Liebe Harmonie zweier Individuen, die sich in eins aufzulösen streben. Da die Schönheit als etwas Aeußerliches am Gegenstande haftet, so kann sie sich in tausend Formen spiegeln, die Liebe

aber, welche aus dem Innern kommt, erkennt nur *eine*, die durch das Wesen selbst bestimmt ist. Darum können wir auch einem beseelten Wesen den höchsten Preis der Schönheit zugestehen, ohne die geringste Anwandlung von Liebe zu empfinden; im Gegentheil, je vollkommner eine Schönheit ist, desto mehr ist sie auch in sich geschlossen, desto mehr scheint das Wesen, welches sie schmückt, sich selbst genug, und der Aufnahme eines andern in sich unbedürftig zu seyn. Eine *vollendete reine Schönheit* dürfte weder männlich noch weiblich seyn; sie müßte vielmehr Männliches und Weibliches in innigster Verschmelzung, und sich dadurch als etwas über die Liebe Erhabenes, darstellen.

Von der reinen Schönheit unterscheiden wir die *eigenthümliche Schönheit der Geschlechter*. Die Schönheit des Mannes ist *Harmonie in Kraft und Festigkeit*; an ihm gefällt das Bestimmte, Gespannte, Gediegene, und Strebsame; die Schönheit des Weibes ist *Harmonie des Zarten und Fröhlichen*; das Weiche, Ineinanderfließende, Sanfte und Verlorne macht hier vorzüglich die Rechte der Schönheit geltend.

Die weibliche Schönheit in der Bewegung heißt *Anmuth* oder *Grazie*. Ihr steht entgegen: auf der einen Seite die *Ruhe*, auf der andern die *zu große Lebhaftigkeit* der Bewegung, und das daraus entspringende Ungeregelte.

Schönheit ohne Grazie erregt nur auf den ersten Augenblick Bewunderung, nachher Widerwillen; aber die Grazie verklärt das ganze Wesen, sie läßt den Mangel der Schönheit leicht übersehen und entzückt immer mehr, je länger man sie betrachtet.

Den zwei Arten der natürlichen Grazie, von welchen in der einen die Sanftheit, in der andern die Lebhaftigkeit hervorsticht, entsprechen genau zwei Arten der sittlichen, von welchen in der einen die Innigkeit und Ergebung, in der andern die Mannigfaltigkeit und das fröhliche Leben das Uebergewicht haben. Jene ist Holdseligkeit, diese Liebreiz.

Von der Grazie möchte man bildlich sagen: sie sey die verkörperte Harmonie in der Bewegung. In ihrem vollen Glanze offenbart sie sich nur an weiblichen Wesen. Wie die männliche Kraft sich in hehrer Würde ausspricht, so strahlt die weibliche Milde in heitrer Anmuth. Die Würde schreitet besonnen einher; sie repräsentirt den Gedanken. Die Anmuth ergießt sich spielend; in ihr herrscht die Empfindung.

In der Schönheit der Gestalt, noch mehr aber in der Grazie, scheint sich etwas Ueberirdisches verkörpert zu haben, und das ist gewiß eine bedeutende Ursache mit, warum wir uns hier so stark angezogen fühlen. Es ist, als ob sich eine andere Welt verklärend auf

die unsere herabgelassen hätte. Der Geist, der hier lebt und ordnet, kann nicht aus den Gegenden stammen, wo vieles so gemein, vieles so dunkel und alles so vergänglich ist. —

Ein gebildeter Geschmack hat auf das ganze Wesen des Menschen einen verschönernden Einfluß. Er läßt uns nichts Gemeines sagen, nichts Ungeziemendes thun. Er steht mit dem sittlichen und dem religiösen Sinn in genauer Verbindung; darum kann er in seiner Ausbildung nicht anders als vortheilhaft für das Herz wirken. Leicht empfiehlt sich ihm die Tugend in ihrer Harmonie; leicht öffnet er das Gemüth dem Unsichtbaren in seiner Erhabenheit. Der Mensch von gebildetem Geschmack ist doppelt schuldig, wenn er nicht auch der beste und frömmste ist. Wer das Schönste kennt und seinen Werth empfindet, sollte sich der dem Gemeinsten hingeben? Wer das geistige Vergnügen zu schätzen weiß, sollte der nach der Befriedigung grober Begierde gelüsten? — Sanftmuth und Wohlwollen, Mäßigung und Humanität gesellen sich zum gebildeten Geschmacke, und die Tugend nimmt, nicht unwillig, die Begleitung der Schönheit an.

Fr. Ehrenberg.

30.

Das wahre Schöne bestehet eben darin, daß eine Sache bloß sich selbst bedeute, sich selbst bezeichne,

sich selbst umfasse, ein in sich vollendetes Ganze und nicht bloß Symbol sey.

Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne seyn, wenn wir ihn einen Augenblick umfassen könnten. Jedes schöne Ganze der Kunst ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur. Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigener Kraft empfinden. Jeder Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseyns.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen; denn was die Vorwelt hervorgebracht hat, ist nun, mit der Natur verbunden, für uns eins geworden, und soll nun, mit ihr vereint, harmonisch auf uns wirken. —

Die Grundsätze des Geschmacks liegen eben sowohl im Verstande als im Gefühl. Man glaubt zu fühlen, daß etwas schön ist; man fühlt es durch den Gedanken — darum läßt sich wohl über den Geschmack reden. — Die Schweifungen und Krümmungen an einem Gebäude sind deswegen nicht schön, weil sie mit dem Begriff des Gebäudes nicht übereinstimmen, wo das auf den Säulen ruhende Gebälk in gerader Richtung liegt. Es ist nicht sowohl das Auge, welches durch die krummen Linien in der Baukunst beleidigt

wird, als vielmehr der Verstand. Die Wellenlinie ist nicht an sich schön, sondern wegen des Begriffs der Bewegung, wo derselbe damit verknüpft ist.

K. P. Moritz.

31.

Der Geschmack ist die Knospe der Tugend. In dem Begriffe vom Schönen liegt der Begriff vom Guten, von Vollkommenheit, von Zweckmäßigkeit eingewickelt und gleichsam im Dunkeln. Derjenige, welchem das Schöne gefällt, und welcher die Stufen desselben unterscheidet, ist vorbereitet dazu, in allen Sachen — auch in Handlungen — das Zweckmäßige, Uebereinstimmende, Vernünftige zu bemerken und zu lieben. Von dieser Stimmung des Gemüths ist nur noch ein Schritt zur wirklichen Ausübung des Guten.

Chr. Garve.

32.

Der du Güt' und Schönheit liebst,
Reiz und Anmuth fühlst und gibst,
Was du thust, gefällig thust,
Und in schönen Seelen ruhst;

Werke, die die Kunst erschafft,
Nicht allein mit Nerv' und Kraft,
Nein, mit Liebreiz auch beseelst,
Und des Beifalls nie verfehlst;

Dich im einfachsten Gewand
In Bewegung, Gang und Stand,
Wenn du weinest, wenn du lachst,
Schweigst und redest, kennbar machst;

Wenn du wählst, das Beste wählst,
Wenn du tadelst, selten fehlst,
Richtig missest, siehst und hörst,
Wenn du auch die Schnur entbehrst:

O Geschmack! wo find' ich dich?
Lehrt die Bücherweisheit mich,
Sagt mir Richtschnur, Ebenmaaß:
Jen's sey schön und häßlich das?

Wohnest du bei Größ' und Macht?
Liebst du Lärm und Flitterpracht?
Bist du Silber, bist du Gold,
Oder bunten Steinchen hold?

Nein, wie würd' ich von der Flur,
Die die lächelnde Natur
Bloß mit ihrer Einfalt schmückt,
Mehr als im Palast entzückt?

Fänd' ich Auen, Thal und Höh'n,
Selbst in ihrer Wildheit schön?
Voller Reiz und Trefflichkeit
Einer Ros' einfarbig Kleid?

Rauschte mir der Wasserfall
Lieblich? Säng' die Nachtigall
Mir so schön? Und wär' mir Most
Einer Traube Götterkost?

Fänd' ich jenes Marmorbild
Von so hohem Reiz erfüllt,
Wo die Kunst, versteckt mit List,
Darleihn der Natur nur ist? —

O, ich seh's, nur du, Natur!
Zeigst mir zum Geschmack die Spur:
In der Schöpfung Schönheit find'
Ich, du sey'st ein echtes Kind;

Sey'st ein Kind nach Kindesart,
Ungeschmückt, unschuldig, zart,
Voller edler Einfalt, frei,
Und der Wahrheit stets getreu.

C. F. Weiße.

33.

In Werken des Geschmacks ist es sehr schwer weiter zu kommen, wenn man schon einigermaßen weit ist, weil hierin ein gewisser Grad von Vollkommenheit leicht unser Vergnügen werden kann, so daß wir nur diesen Grad, der unsern ganzen Geschmack aus-

füllt, zum Endzweck unserer Bemühungen machen. In andern Stücken, die nicht bloß auf das Vergnügen gehen, verhält es sich ganz anders. Daher haben wir es in den letztern den Alten weit zuvorgethan; in den erstern aber sind wir noch tief unter ihnen, ungeachtet wir sogar Muster von ihnen vor uns haben. Dieses kommt daher, weil das Gefühl des neuern Künstlers nicht scharf genug ist: es geht nur bis auf die körperlichen Schönheiten seines Musters, nicht bis auf die moralischen, wenn ich so sagen darf. Man kann das Gesicht eines redlichen Mannes sehen, man kann es aber auch gewissermaßen fühlen. Das letztere ist das erstere, verbunden mit einer Rücksicht auf das Moralischgute, womit wir in ihm oft die Miene begleitet sahen. So lange der Künstler bloß nach den Augen zeichnet, wird er nie einen Laokoon *) herausbringen, der etwas mehr als Zeichnung hat, der mit Gefühl verfertigt ist. Dieses Gefühl ist dem Künstler unumgänglich nothwendig.

L. Chr. Lichtenberg.

---

*) Laokoon, der trojanische Priester, wie er, von ungeheuern Schlangen ergriffen, mit seinen beiden Söhnen zu einer Todesgruppe umschlungen wird, ist das größte Meisterstück antiker Bildhauerkunst.

34.

Wo das Mannigfaltige in einer solchen Harmonie der einzelnen Theile mit einander erscheint, daß es gleichsam in Einheit zusammenfließt, und durch den Anblick, den es gewährt, unsern Verstand und unsere Phantasie in ein leichtes angenehmes Spiel verwickelt und unsern Geist zu reinem Wohlgefallen stimmt: da ist Schönheit, die zu fühlen ein Vorrecht des Menschen ist.

Wem es nicht an Sinn für das Schöne, Anmuthige und Erhabene fehlt; wer die Fähigkeit besitzt, es schnell aufzufinden und zu fühlen, der hat Geschmack, oder — wie die Neuern sprechen — ästhetisches Gefühl.

Das Vermögen, das Schöne aufzufassen und zu empfinden, besitzt jeder Mensch, und diese Gabe ist ein köstliches Geschenk des Himmels. Der es entwickelt und ausgebildet hat, ist dadurch dem Throne der Sittlichkeit um Vieles näher gekommen, hat wenigstens sich die Bahn zu demselben auf eine vortreffliche Weise geebnet. So manches, was sinnlich und verwerflich ist, wird des Eindrucks auf ihn verfehlen, weil es sein Schönheitsgefühl beleidigt; das Edle und Heilige wird ihn leichter ansprechen, weil es den verfeinerten Geschmack freundlich anspricht.

Und was soll ich von dem wohlthätigen Einflusse sagen, den ein geläuterter Geschmack auf unsere Ansichten des Lebens äußert? Unstreitig verbreitet er über dasselbe ein freundliches Licht und die liebste Anmuth. Anders erscheint die Natur in dem Wechsel unseres Daseyns dem, der beide mit einem veredelten Schönheitssinne ansieht; anders dem Rohen, in welchem dieser Sinn noch nicht entwickelt ist. Wo dieser gefühllos dastehet, erwärmt jenen ein schöner Gedanke, eine liebliche Ansicht zum Wohlgefühl, und gießt das Feuer reiner Freude in seinen Busen. In reiner Freude aber liegt das wahre Leben, keimt die Tugend und lodert die Seligkeit empor.

Freundlich ist die Dichtung der Alten. Drei liebliche, keusche Jungfrauen des Olymps — die Grazien — waren die Pflegerinnen der Anmuth und Schönheit, und beglückten den, der ihnen opferte. Selig priesen die Edlern den, den sie liebten, unglücklich jeden dem sie ihre Freundschaft versagten. Sinnvoll sind in dieser Beziehung Matthissons Worte an den Dichter Salis:

Glücklich ist und hochgesinnt wie Götter,
Der den Grazien opfert! Seine Tage
Fließen hell, wie die Tage des Blüthenmondes,
Lieblicher Sänger!

Wehe dem Manne, dem sie zürnen! Traurig
Schweifen seine Gedanken erdwärts; Amor
Und Lyäus *) senden ihm oft des ganzen
Tartarus **) Qualen.

J. Glatz.

---

*) Lyäus, der Sorgenvertreiber, ein Beiname des Bacchus.

**) Tartarus hieß bei den Griechen der Strafort der Verdammten in der Unterwelt.

Das Erhabene.

1.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durch's Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühvolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet — über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der Andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlige Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne

ein Ausdruck der Freiheit; aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt, und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Natur harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinem andern als seinem eigenen Gesetze stände.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äussert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der

Zustand unseres Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Prinzip in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Falle durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Gränzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Gränzen unserer Phantasie zugleich die Gränzen unserer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas anders im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Ima-

gination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Gränzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprunges aus dem selbstständigen Denk- und Willensvermögen unsere Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwickelung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsere Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach der Gesetzgebung reiner Geister zu richten: so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unserer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Fr. v. Schiller.

2.

Erhaben nennen wir im Allgemeinen alles, was schlechthin groß, oder über alle Vergleichung groß ist. Daß wir mit den Worten groß und klein keinen bestimmten Begriff verbinden, und daß es im Grunde nichts gesagt heißt, wenn wir behaupten, ein Gebäude sey groß, oder ein Thier sey klein, dieß folgt bei näherer Betrachtung von selbst, so leicht wir auch im gemeinen Leben uns darüber täuschen. Die Hütte eines Kamtschadalen ist groß, gegen den Bau eines Bibers gehalten — aber klein, wenn sie mit unsern Wohnungen verglichen wird. Die Milbe scheint uns unter allem Lebendigen das kleinste; aber sie wird zum Elephanten, wenn wir sie mit dem kleinsten der Thierchen vergleichen, die das Mikroskop selbst im klarsten Wassertropfen entdeckt. Von jenen reizenden Inseln, die wie Perlen im Südmeere verstreuet liegen, bis zu Grönlands ewig starrem Eise — welch ein Weg! Und doch wie unbedeutend ist diese Reise, wenn wir die Bahn dagegen in Gedanken fassen, die der Lichtstrahl von der Sonne bis zu uns in wenigen Minuten durchläuft. Und selbst diese Bahn, die kaum der menschliche Gedanke erfaßt, dient nur gleich der Elle oder der Meßruthe zum Maaßstabe, um die überschwänglichen Weiten des Abstandes himmlischer Körper zu messen. — Groß und klein ist also nichts, an und für sich betrachtet und diese Begriffe sind leer, wenn wir nicht den

Maaßstab in Gedanken haben, mit welchem wir die Gegenstände messen. Desto bestimmter ist der Begriff des Erhabenen, denn es ist das, mit dem in Vergleichung alles andere klein ist; es ist die Größe, die keinen Maaßstab hat, die alles übertrifft, die keine Vorstellung faßt, kein Gedanke ausdenkt, mit einem Worte, das Unermeßliche.

Das Erhabene oder unvergleichbar Große ist von doppelter Art, weil es eine doppelte Größe gibt: die Größe der Ausdehnung und die Größe der Macht. Die Größe der Ausdehnung oder körperlichen Erstrekkung ist erhaben, wenn sie, wie die Größe des Weltalls, alle Vergleichung übertrifft, oder wie die unendliche Größe der Zeit, die wir Ewigkeit nennen, alle Vorstellung übersteigt; darum sind der Himmelsraum und die Unsterblichkeit erhabene Gedanken. Aber auch die unermeßliche, alles übersteigende Kraft, die wir an dem mächtigen Stromfall eines Rheins oder Niagara, oder an einem Orkan, der Felsen spaltet und Wälder hinstürzt, in sinnlichem Bilde bewundern, auch diese ist erhaben. Erhaben ist die stillwirkende Kraft der Natur, denn so verborgen sie wirkt, so sicher ist ihr Gang, kein Hinderniß ist im Stande, die Naturgesetze zu hemmen, — an ihnen bricht sich alle menschliche Kraft. Erhaben aber auch, wie die äußere Natur, ist die innere moralische Macht des vernünftigen Wesens; die feste unwandelbare Entschließung die kein

äußeres Hinderniß überwindet, keine Reizung und kein Drohen wanken macht. Denn wie in jenen großen Naturschauspielen, so äußert sich auch hier eine unbezwingbare Kraft; und in diesem Sinn muß Seneka verstanden werden, wenn er sagt: Der Tugendhafte im Kampfe mit dem Schicksal sey der erhabenste Anblick für Götter und Menschen.

Der erhabenste Gegenstand, den die menschliche Denkkraft vorzustellen vermag, ist der, welcher die Erhabenheit der Dauer und Kraft, Ewigkeit und Allmacht in einem Begriffe vereinigt, Gott, das unendliche Wesen. Hier steht alle Betrachtung still; diesen Gedanken faßt der Geist nur von Weitem. —

Das Erhabene liegt eigentlich im Menschen selbst, und wird von ihm auf die Betrachtung der Natur übergetragen. Dieses leitet uns zu einer Bemerkung, die in der Geschichte des Menschen ihre Bestätigung findet, diese nämlich, daß der Sinn für das Erhabene der Natur, schon einen Grad von Kultur und Bildung voraussetze, ohne den das Erhabene nur Furcht erregt. Ungebildete Völker zittern vor großen Gegenständen; sie finden kein Wohlgefallen an großen Gebirgmassen, an großen Naturschauspielen, als Gewittern, Stürmen, Wasserfällen u. s. w. Sie sehen hier nur eine furchtbare Macht, die sie zertrümmern könnte, und sie daher mit Bangigkeit erfüllt. Dasselbe bemerkt man an Kindern, die

überall das Erhabene nicht fassen, ungeachtet sie das Schöne sehr früh und oft sehr richtig beurtheilen. Es gehört schon ein starkes Bewußtseyn innerer, allen äußerlichen Hindernissen überlegener Kraft dazu, ehe man an großen Scenen der Naturgewalt Vergnügen findet. Man mußte erst wissen, daß die Bauart des Schiffes den Menschen vor den Gefahren der Wellen schützte, ehe man mit Wohlgefallen auf diesen Wellen tanzte. Und wahrlich, ein hoher Grad der Seelenstärke gehörte dazu, sich, wie Vernet *), an den Mastbaum eines halbzertrümmerten Schiffes binden zu lassen, und in den brausenden Sturm mit Entzücken hinauszurufen: »Es ist furchtbar — aber es ist doch herrlich!« Dieses Gefühl, welches das Erhabene in uns erregt, ist, wie selbst dieser Ausruf zeigt, von gemischter Art. Es ist nicht die reine Freude, die der Anblick des Schönen in uns erweckt, es ist ein Wohlgefallen, das aber zugleich mit einem Gefühle der Einschränkung unserer Natur verbunden ist, und daher eine gemischte Empfindung erregt, welche wir Bewunderung nennen, die sich gern in der Folge in ruhige Betrachtung, in stilles Anschauen aufzulösen pflegt.

C. F. v. Schmidt.

*) Vernet (Joseph) wurde zu Avignon 1712 geb. u. st. zu Paris 1789. Er gehört zu den größten neuern Malern in Seestücken.

3.

Schaudernd blicket das Aug' in geahnete Tiefen des Abgrunds;
Staunend zum Felsengebirg', hoch in die Wolken gethürmt.
Tief betrachtend verfolgt es die Ströme der glühenden Lava;
Schwindelnd den wirbelnden Schlund, wo die Charybde sich birgt;
Starr die tosenden Wasser der Rhone, des schäumenden Rheinfalls,
Von der Sonne beglänzt, funkelnd, wie Edelgestein;
Freudig das Werden des Lichts, die Prachterscheinung des Tages;
Ernst, wo die Sonne sich taucht tief in die Fluthen des Meers;
Still den silbernen Mond, und der Sterne freundliche Bilder,
Ihren geordneten Tanz hoch im unendlichen Raum —
Und es horchet das Ohr dem krachenden Donner; erschüttert
Von der Orkane Geheul, von dem zerschmetternden Schall,
Wenn der gespaltene Boden die weiten Gräber eröffnet,
Städte, Länder verschlingt, Berge zu Meeren gesellt! —

Dann sinkt er, ein Nichts! ein Schatten! staunt dem Erhab'nen —
Er, der Mensch, ein Atom, der sich verlieret im All.

Nicht versinkt der erhabene Mensch! Verweile betrachtend
Mit dem Blick des Gemüths, schaue bewundernd ihn an.
Sieh! er kämpfet die Kämpfe der Leidenschaft, bändigt die Stürme
Jedes mächtigen Triebs, jedes empörten Gefühls.
Doch sein unvermeidlich Geschick verfolgt ihn rastlos —
Nicht zu besiegenden Muths trotzt er der ehernen Macht.
Nun umringt ihn bedrohend, und fesselnd den Freien, das Unglück;
Legt das folternde Joch schwerer und weher auf ihn.
Aber ihn beugt nicht die Last der unverschuldeten Uebel:
Selbst nicht der spottende Blick; selbst nicht das Lachen des Hohns.
Sieh! er trägt sie mit würdiger Kraft und mit Adel der Seele;
Schaut mit vertrauendem Blick auf zu den Höhen des Lichts.

Hier verehre das Größte, dem Geistig-Erhabenen staune!
Tief erschüttert Natur — mehr des Erhabensten Bild.

Christine Westphalen.

4.

Das Unermeßliche, das wir zwar als ein Ganzes betrachten, aber nicht umfassen können, erregt eine vermischte Empfindung von Lust und Unlust, die Anfangs ein Schauern, und wenn wir es zu betrachten fortfahren, eine Art von Schwindel erregt. Diese Unermeßlichkeit mag in einer ausgedehnten oder unausgedehnten, in einer stetigen oder unstetigen Größe bestehen, die Empfindung ist in allen Fällen die nämliche. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, die Ewigkeit der Zeit, jede Höhe oder Tiefe, die uns ermüdet, ein großes Genie, große Tugenden, die wir bewundern, aber nicht erreichen können: wer kann diese ohne Schauern anblicken, wer ohne angenehmes Schwindeln zu betrachten fortfahren? Diese Empfindung ist von Lust und Unlust zusammengesetzt. Die Größe des Gegenstandes gewährt uns Lust; aber unser Unvermögen, seine Gränzen zu umfassen, vermischt diese Lust mit einiger Bitterkeit, die sie desto reizender macht.

Doch ist dieser Unterschied zu bemerken: Wenn der große Gegenstand uns bei seiner Unermeßlichkeit keine Mannigfaltigkeit zu betrachten darbietet, wie die stille See, oder eine unfruchtbare Ebene, die von keinen Gegenständen unterbrochen wird: so verwandelt sich der Schwindel zuletzt in eine Art von Ekel über die Einförmigkeit des Gegenstandes; die Unlust überwiegt, und wir müssen den verwirrten Blick von dem Gegenstande abwenden. Hingegen ist die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, die Größe eines bewundernswürdigen Genies, die Größe erhabener Tugenden so mannigfaltig als groß, so vollkommen als mannigfaltig, und die Unlust, die mit ihrer Betrachtung verknüpft ist, gründet sich auf unsere Schwachheit; daher gewähren sie uns ein unaussprechliches Vergnügen, dessen die Seele nie satt werden kann. Was für selige Empfindungen überraschen uns, wenn wir an die unermeßliche Vollkommenheit Gottes denken! Unser Unvermögen begleitet uns zwar auf diesem Fluge und drückt uns in den Staub zurück; aber die Entzückung über jene Unendlichkeit, und das Mißvergnügen über unser eigenes Nichts, vermischen sich in eine mehr als wollüstige Empfindung, in ein heiliges Schauern. Nach einer kleinen Erholung wagen wir den zweiten, den dritten Versuch, und die Quelle des Vergnügens ist noch so unerschöpflich, als vorhin. Hier mischt sich kein Ekel, keine Unlust von Seiten des Gegenstandes

in unsere Empfindung, und wir wären glückselig, wenn unser ganzes Leben ein ununterbrochener Versuch, die göttlichen Vollkommenheiten zu begreifen, seyn könnte.

So wie es ein Unermeßliches der ausgedehnten Größe nach gibt, eben also gibts ein Unermeßliches der Stärke, oder der unausgedehnten Größe nach, das mit jenem ähnliche Wirkungen hat. Die Nacht, das Genie, die Tugend, haben ihr unausgedehntes Unermeßliche, das gleichfalls eine schauervolle Empfindung erregt, dabei aber den Vorzug hat, daß es durch keine ermüdende Einförmigkeit sich zuletzt in Sättigung und Ekel endiget, wie bei dem ausgedehnten Unermeßlichen zu geschehen pflegt. Jene sind so mannigfaltig als groß, und es ist die Empfindung, die sie erregen, von Seiten des Gegenstandes unvermischt; daher die Seele ihnen mit so vieler Begierde nachhänget. Man nennet gemeiniglich das intensiv Große, das Starke und das Starke in der Vollkommenheit mit der besondern Benennung des Erhabenen. Man könnte also überhaupt sagen: ein jedes Ding, das dem Grade seiner Vollkommenheit nach, unermeßlich ist oder scheinet, wird erhaben genannt. Man nennet Gott das erhabenste Wesen. Man nennet die Wahrheit erhaben, die irgend ein sehr vollkommenes Wesen als Gott, das Weltall, die menschliche Seele angehet,

die, von unermeßlichem Nutzen für das menschliche Geschlecht, oder zu deren Erfindung ein großes Genie erfordert wurde.

M. Mendelssohn.

5.

Wenn sich durch Idealität in der ästhetischen Reflexion ein großer Gegenstand bis zum Unendlichen erweitert, so heißt er erhaben.

Daß man das Erhabene von den übrigen Modificationen des Idealen deutlich unterscheide, bedarf es nur einer theoretischen Reflexion auf den Begriff der Größe; denn der Eindruck oder die Vorstellung von einer Größe ist es, was das Gefühl des Erhabenen objektiv erzeugt. Die Idealität in der ästhetischen Reflexion hebt aber überall an, wo diese Reflexion auf etwas ruhet, das mehr als Natur zu seyn scheint. Die mediceische Venus ist ein Muster der idealen Grazie, aber erhaben ist sie durchaus nicht. Manche ästhetische Idealgestalten sind mit dem Erhabenen kaum vereinbar, z. B. die Liebesgötter im griechischen Styl. Etwas Großes muß es seyn, was im idealen Lichte erscheint, wenn es erhaben seyn soll. So erscheint unfehlbar das Ideale selbst, wenn es in seiner ganzen Kraft unmittelbar aus den Tiefen des Bewußtseyns hervordringt, erhaben. Denn da ist es das Unendliche selbst, das alle Natur

in der Idee überwältigt, das Ewige, das Heilige, das Göttliche, das absolut Ueberirdische in allen seinen Beziehungen auf die endliche Welt. Man darf diese Ideen mit kräftigem Bewußtseyn nur denken, und man hat das Gefühl des Erhabenen in seiner ursprünglichen Reinheit. In der Idee des Unendlichen versinkt alle andere Größe. Wenn nun etwas Großes in der Natur oder Kunst, oder auch in der Vorstellung, nicht nach mathematischer sondern nach ästhetischer Schäzzung imposant auf uns wirkt, das heißt, durch seine Größe den endlichen Geist in ein Erstaunen setzt, in dem er sich selbst zu verlieren anfängt: dann regt dieser Gegenstand oder diese Vorstellung das Gefühl des Unendlichen auf. Mit einem Maaßstabe, für welchen die ganze Welt zu klein ist, messen wir dann, auch ohne es zu wissen, die erkennbare Größe nach. Wir fühlen uns selbst groß, weil wir das Unendliche denken können, und fühlen uns doch auch klein, weil uns dieser Gedanke niederwirft und alle unsere Fassungskraft erschöpft. Klein fühlen wir uns gegen den Gegenstand selbst, der uns durch seine Größe imponirt; aber wir messen uns doch zugleich als denkende Geister mit der ganzen Natur. So entsteht das Gefühl des Erhabenen als ein freies ästhetisches Reflexionsgefühl, das so mancherlei Formen annimmt, als es imposante Größen in der physischen und moralischen Welt gibt.

Aber was imponirt nicht einmal dem Schwachen und dem Thoren? Vieles, was interessant ist, als ob es erhaben wäre, ist darum noch nicht wirklich erhaben. Die abgeschmacktesten Religionszeremonien werfen manchen Gläubigen, der zu dem gestirnten Himmel mit dumpfer Gleichgültigkeit schauet, auf die Knie, und er sieht in ihnen etwas unnennbar Großes. Nur was im Gefühle der wahren Menschlichkeit, nach Gesetzen des Natürlichen und Vernünftigen, imposant auf edle Gemüther wirkt, ist wahrhaft erhaben.

Fr. Bouterwek.

6.

Der höchste Punkt über uns, unser Zenith *), durchschneidet uns und die Welt bis zum tiefsten Nadir hinab; ringsum breitet unser Augenmaaß einen Horizont aus unter dem hohen Hemisphär, in dem wir leben. Zu unserm Zenith hinauf können wir nicht; der eingebildete Punkt steigt höher. Zum Nadir hinab wollen wir nicht; der eingebildete Punkt sinkt tiefer. Wir haben im Universum unsern Standpunkt, an dem wir haften.

---

*) Zenith oder Scheitelpunkt, ist der Punkt am Himmel gerade über unserm Haupte, Nadir oder Fußpunkt aber der Punkt gerade unter uns an der andern halben Hohlkugel des Himmels.

Unsre Höhe, der Sitz unsrer edelsten Vermögen, ist das Haupt; mit ihm schauen wir umher und messen Höhe und Tiefe *). Dieß Hochgefühl in unsrer erhobenen Gestalt ist der Charakter der Menschheit.

Vor unserm Auge also scheidet sich die Natur in Höhe und Tiefe, Himmel und Erde. Das Schwere, Gemischte, Träge sinkt und liegt; das Geistige, Leichte, Kräftige steigt empor, so daß eben Licht und Reinheit herrschen, wenn Dunkel das Niedrige deckt und in ihm das Unreine, Schwere sich sammelt. Diese Zusammenfassung und Sonderung der Natur, die Himmel und Erde, das Obenherabwirkende und das Niedererwirkte vor unsern Augen scheidet, hat unserm Blick Hochachtung für das, was hoch ist, geboten. Die Höhe, rein und mächtig, blickt weit umher, alles Niedere umfassend, erleuchtend, befruchtend, segnend.

Dieß uns angeborne Hemisphär der Welt tragen wir in die menschliche Seele. Was in ihr hell und rein, vielumfassend und stillwohlthätig ist, halten wir von himmlischer Art, heben es in die Region des Lichts und der Gestirne, als hochwandelnder, mächtigwirkender, segnender Kräfte. Nicht nur die My-

*) Haupt kommt von Heben, und heißt Höhe, das Oberste, Vortrefflichste.

thologie aller sinnlichen Völker blieb dieser Verehrung der Höhe treu, wie unter Griechen und Andern, Worte, Dichtung, Gebräuche bezeugen, sondern die Physik und Metaphysik selbst mußte in ihren Bezeichnungen dem großen Naturproceß, der Höhe und Tiefe schied, folgen. Der Glaube des Volks endlich, daß, was oben ist, seiner Natur nach vortrefflich, göttlich und selig sey, ist fast unaustilgbar.

Da die Höhe ein Maaß fordert, so zeichnet die Natur uns im Universum dieß selbst vor. Welch Maaß ist bestimmter, als der Lichtstrahl? Welche Form fester und prächtiger als das himmlische Gewölbe? Unsre Stirn erheitert sich, wenn der Blick sich zu ihm erhebt; umfassendfrei und licht werden unsre Gedanken. Die Bahn, die der hochschreitende Hyperion (die Sonne) in den Wüsten des Aethers geht, der stille Pfad, den in den Gefilden der Nacht Selene (der Mond) wandelt; die unmerkliche und doch anschauliche Bewegung der Gestirne um den unbeweglichen Weltpunkt, sammt dem Auf- und Niedergehen der Sterne des Thierkreises und mit ihnen der Jahreszeiten: sind uns Erdbewohnern das reinste Maaß einer hohen Zusammenfassung der Dinge der sichtbar gewordenen Weltordnung. Die Kräfte, mit denen die Himmelssphäre auf das Niedere wirkt, sind uns das höchste Bild erhabenstiller Einwirkung.

Was also auch in menschlichen Kräften dieser himmlischen Höhe gleich wirkt, nennen wir erhaben, himmlisch, göttlich. Hohe Gedanken sind, die viel umfassen, viel geben; sie geben Licht, sie orientiren eine Welt von Begriffen unter ihnen und theilen sie ab in Ost und West, in Berg und Thal, in Länder und Meere mit ihren Erzeugnissen und Bewohnern; jedem Gegenstand sein Licht, seine Farbe und Haltung gebend. Hohe Gesinnungen werden von der Höhe herab glänzende Vorbilder in stillem Einfluß. Sie drücken sich ohne Pomp auf die einfachste Weise aus, in Worten wie in Thaten. Das morgenländische »Er will, und es wird; er gebeut, es steht da!

Nacht war; es wehte lebendiger Geist;
Da sprach die Stimme:
Sey Licht! — und es ward Licht» —

Formeln dieser Art werden dem Erhabenen immer der angemessenste Ausdruck bleiben. Es verschmähet den Prunk der Worte. Auch in menschlichen Dingen sind Müh' und Bestreben nichts und wirken nichts, wo der Himmelsgeist, die aura coelestis, fehlet. Aber

Ein Sinn, der aufwärts steigt,
Der über die Gedanken
Gebückter Seelen geht,

kennet seine Region und ihr gemäß die ihm einwohnende Kraft, die in Hoheit wirket. Eine Pracht, die tausend Lichter bedarf, um zu glänzen, ist eben so erdmäßig, als eine Höhlenversammlung, die der Schimmer eines Lämpchens erleuchtet.

Der Analogie der Natur zufolge ist also erhaben das, was seiner Natur und Region nach mit Einem viel, und zwar das Viele in Einem still und mächtig gibt oder wirket. *)

Dieß Erhabene, unter hohen Gesetzen der Natur zwanglos, kann nie seinen Eindruck verfehlen. Das Niedere denkt und wirkt niedrig, mit vieler Mühe nichts oder wenig; das Hohe gibt und wirkt mit Wenigem viel: das Himmlische ist und wirket himmlisch.

J. G. v. Herder.

7.

Im Zeiten-Anfang war in der Natur
Nur Höh' und Tiefe. Da erscholl
Der Schöpfung Stimme! Niederstieg das Hohe,
Die Tief' empor — und es ward Ordnung.

---

*) Diese Erklärung ist zu eng; sie begreift nur das Still- oder Himmlisch-Erhabene, welches hier trefflich dargestellt ist. Das Gebiet des Erhabenen ist aber grösser, wie es von Schiller, Schmid, Mendelssohn, Bouterwek und Kant, in dem Vorhergehenden und Nachfolgenden, richtig bezeichnet wird.

Noch standen Fluthen aufgethürmt — erhabner
Anblick! —
Die Fluthen senkten sich, die Wolken schwanden,
Allmälig schwieg der Erde Grimmen, und
Bewohnbar ward die Welt.
Nun tobten, kriegentflammt, der Völker Stämme;
Der Freiheit Unterdrücker, Räuber, Mörder,
Als Götzen standen sie auf den Altären; —
Da kam die Zeit des furchtbaren Erhabnen.
Bald siegte die Vernunft, das Recht begann,
In Trümmer sanken die Altäre der Tyrannen,
Und aus dem Rohen ward das Sittlich-Schöne.

Jetzt schwang die Kunst, die Wissenschaft sich auf,
Bis zu der Gottheit Tiefen forschend stieg der Geist,
Und ins Gewand erhabner Dunkelheit
Verhüllten sich die Denker und die Künstler.
Bewundernd stand das Volk bei ihren Werken.
Nun kam das Licht. Der Nebel der Betäubung
Zerrann. Das Angenehme ward, das Wahre,
Das Nützliche gesucht. Und was mit Staunen einst
Der Geist ergriff, das faßt' er denkend jetzt,
Und es entstand das Schön-Erhabene.

Mit Ernst betrachte dieses Spiel der Menschheit!
Dein eignes enges Leben spiegelt sich darin.
Als klein und schwach die Erde dich empfing,

Da lag's unendlich groß, erhaben vor dir da,
Und unerfahren staunetest du dem Umfang.
Den hohen Himmel wolltest du erfliegen,
Dich tauchen in den Brunn der Morgenröthe,
Und schiffen in der Wolken schnellem Flug.
In dem Erhabnen wohnt die Dichtung aller Völker,
Und alle Götter, Geister und Dämonen,
Die hohe Feste, der Olympus schloß sie ein. —
Drauf, als der Himmelsgenius uns nahte,
Milchstraßen uns und Sonnenheere zeigte;
Als uns der kühne Menschengeist das Buch
Der Himmel aufgerollt: da schwand das dumpfe Staunen
Der Kindheit, doch ein größeres Erstaunen
Nahm seinen Platz, und hält ihn fest und ewig.

Der innre Geist, nicht unser Auge, will
Umfassen jetzt das Weltall, und nachdenken
Dem Weltenordner, göttliche Gedanken! —
Nun ahnten wir die Regel ew'ger Ordnung,
Und der, der diese Regel wirklich macht,
Der allerfüllend, ewigschaffend lebt —
Was ist erhabner, schöner, als er selbst? —
Als ich zuerst das Meer in seiner Ruhe sah,
Endloses über mir und unter mir, da sank
Mein Blick verloren in die ungewisse Tiefe.
Und als der Sturm erwachte, dumpf der Abgrund bebte;

Als Winde heulten, und die Wolken borsten:
In diesem Aufruhr der Natur erblickt' ich —
O welch Erhabnes einer höhern Ordnung! —
Gewogen alles und gemessen nach Gestalt
Und Zeit und Ort, gleichstimmig die Bewegung
Des Brets, auf dem ich wankte, mit dem Element.

Einst staunten wir das Dunkel an. Wir bildeten
Uns Hirngespinnste und ein reiches Heer
Erhabner Nichtigkeiten! — Die Vernunft erschien;
Es schwand der Schatten wesenloses Bild,
Und hell und leicht ward der Ideen Flug!

Chr. Schreiber (nach Herder.)

8.

Erhaben ist das, mit welchem in Vergleichung alles andere klein ist, und was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüths beweiset, das jeden Maaßstab der Sinne übertrifft.

Das Gefühl des Erhabenen und des Schönen ist angenehm; aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneiete Gipfel sich über Wolken erheben; die Beschreibung eines rasenden Sturmes, oder die Schilderung des höllischen Reiches von Milton, erregen Wohlgefallen, aber mit Grau-

fen vermischt; dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Herden, die Beschreibung des Elysium, oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus, veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächelnd ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne, so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen, und um die letztere recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind erhaben; Blumenbeete, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemüthsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurch bricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmälig in hohe Empfindungen gezogen von Freundschaft, von Verachtung (des Gemeinen in) der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Die Miene des Menschen, der im vollen Gefühle des Erhabenen sich befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafte Empfindung des Schönen durch glänzende

Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns, und oft durch laute Lustigkeit an.

Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen, oder auch mit Schwermuth, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung, und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das schreckhafte Erhabene, das zweite das edle, und das dritte das prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art. Daher große weitgestreckte Einöden, wie die ungeheure Wüste Chamo in der Tartarei, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein seyn. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert seyn. Eine große Höhe ist eben sowohl erhaben, als eine große Tiefe, allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft-erhaben und jene edel seyn kann. Der Anblick einer ägyptischen Pyramide rührt weit mehr als man sich aus aller Beschreibung es vorstellen kann; aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig; weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit, z. B.

Gold, mosaische Arbeit 2c. so verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten hindurch wirkt, so heißt der Gegenstand prächtig. Ein Arsenal muß edel und einfältig, ein Residenzschloß prächtig, und ein Lustpalast schön und geziert seyn.

Wer sich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur gar nicht urtheilen, so wenig als der, welcher durch Neigung eingenommen ist, über das Schöne. Jener fliehet den Anblick eines Gegenstandes, der ihm Scheu einjagt, und es ist unmöglich, an einem Schrekken, der ernstlich gemeint ist, Wohlgefallen zu finden.

Kühne überhangende gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich aufthürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane, in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der gränzenlose Ocean in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses und dergleichen, machen unser Vermögen zu widerstehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, zur unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaaß erhöhen, und ein Vermögen zu widerstehen ganz von anderer Art in uns entdecken lassen, das Vernunftvermögen, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der

Natur messen zu können. Die Natur heißt hier erhaben, weil sie die Einbildungskraft zur Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung, selbst über die Natur, sich fühlbar machen kann.

J. Kant.

9.

Das Erhabene gefällt, wie das Schöne, ohne daß wir nöthig haben, uns einen Begriff von dem, was der Gegenstand seyn soll, zu machen, und das Wohlgefallen an dem Erhabenen rührt eben so wenig, als das Wohlgefallen am Schönen, aus Beurtheilung der Vollkommenheit des Gegenstandes her.

Es gibt indessen auch beträchtliche Unterschiede zwischen dem Wohlgefallen am Schönen und dem Wohlgefallen an dem Erhabenen. Das erstere ist ein ruhiges Wohlgefallen. Das Blut läuft stille und ungestört durch die Adern; Muskeln und Nerven sind etwas abgespannt, wenn das Schöne seine wohlthätige Wirkungen in uns übergehen läßt. Wir befinden uns in dem Zustande des ruhigen Genießens bei der Betrachtung einer Schönheit. Das Wohlgefallen am Erhabenen aber ist stürmisch. Der Gegenstand zieht uns an und stößt uns zurück. Das Gemüth ist in Bewegung, das Herz klopfet, und sogar die Haare

können sich sträuben, wenn wir als Zuschauer bei einer großen Naturbegebenheit zu uns selbst sagen: das ist erhaben. Wie schrecklich ist nicht der empörte Ocean! Wie fürchterlich thürmen sich nicht im Seesturme Wellen auf Wellen! Mit welchem erschütternden Toben schlagen sie nicht an das Gestade! Und doch nennt man den Anblick solcher Scenen erhaben, und fühlt sich aufgefordert, das Gemüth von solchen Vorstellungen erschüttern zu lassen.

Auch die Gegenstände dieser beiden Arten von Wohlgefallen sind sehr verschieden. Was schön ist, ist jederzeit zierlich, begränzt und leicht zu übersehen. Die Form desselben ist niedlich, und kann vollkommen aufgefaßt und klar vorgestellt werden. Der erhabene Gegenstand aber ist unförmlich, oft gränzenlos. Das Alpengebirge kann nirgend ganz übersehen werden, das Auge des Anschauenden entdeckt daher nirgend die Gränze desselben. Dessen ungeachtet ist der Anblick einer solchen Gebirgsmasse erhaben. Das Weltmeer bietet dem Auge durchaus keine Gränze an, je weiter wir nur auf demselben hinsehen, desto weiter zieht unser Auge die Gränze desselben mit fort. Das macht aber den Ocean nur desto mehr zu einem Gegenstande des Wohlgefallens. Je unbegränzter und unförmlicher, desto willkommener, heißt es bei dem Liebhaber dieses erschütternden Wohlgefallens. Man muß daher auf diesen Umstand Achtung geben, wenn

man sich der Eigenthümlichkeiten dieser Art von Wohlgefallen versichern will. Nicht nur das Ungeformte, sondern sogar das Formlose, nicht nur das Zwecklose, sondern sogar das Zweckwidrige ist in die Reihe der durch Erhabenheit gefallenden Gegenstände eingeschlossen.

J. H. G. Heusinger.

10.

Stolz und herrlich erscheint das Erhabene mit göttlicher Großkraft,
Und der bewundernde Geist staunet mit heiliger Furcht.
Doch mit stiller Gewalt, in süßer lieblicher Anmuth
Naht sich das Schöne, es schlägt, selig begeistert, das Herz.
Wenn das Erhabene sinkt, dann stolz und groß noch im Falle,
Stürzt es durch göttliche Macht, und es erzittert die Welt.
Aber das Schöne bleibt, es kann nicht verblüh'n und versinken,
Und in der liebenden Brust stralt es mit ewiger Gluth.

Th. Körner.

11.

Erhaben nennen wir eine Erscheinung, die in ihrem Glanze unsere Sinne blendet, und mit erschütternder Allgewalt das Gemüth ergreift, — nicht wegen ihres betäubenden Eindrucks, der uns vielmehr niederschlägt, sondern wegen der hohen Gedanken, die sie in uns belebt, wegen des Gefühls, womit sie uns erfreut, wegen der Herrlichkeit und Würde, womit die Menschheit in uns durch sie hervortritt. Es ist unser höchstes Leben, das Uebersinnliche, Endlose, Freie, Unbesiegbare unserer Natur, dessen wir uns im Erhabenen bewußt werden. Im Erhabenen steigt der Geist zuerst über das Sichtbare empor, in der Ahnung einer unsichtbaren, ewigen Welt, welcher er angehört.

Alles Erhabene ist groß, aber nicht alles Große erhaben. Erhaben wird das Große nur in seiner Unermeßlichkeit; wenn es nämlich der Einbildungskraft und dem Verstande nicht bloß schwer, sondern unmöglich wird, alles aufzufassen und in ein Bild zu vereinigen. Dieß gewährt uns auf der einen Seite ein unangenehmes Gefühl unserer Schwäche und der gehemmten Kraft. Uns schwindelt vor der Größe, die unser Geist nicht erreichen kann. Auf der andern Seite werden wir aber auch veranlaßt, in unser Inneres zu schauen und da eine Größe zu ahnen, die alles, was die Natur Großes aufzuweisen hat, weit hinter sich

zurückläßt. Wo die Einbildungskraft im Reiche der Sinne nicht mehr fort kann, da leuchtet die Glorie unseres übersinnlichen Charakters desto herrlicher hervor, indem er sich auch über dasjenige leicht empor schwingt, was uns dort so ausgezeichnet und so furchtbar schien. Die Natur scheint ihr Unermeßliches darum vor uns hingestellt zu haben, damit der Geist der höhern Unermeßlichkeit seines Wesens inne werden und seine eigene Majestät ehren lerne.

Fr. Ehrenberg.

12.

Das Erhabene ist dasjenige, was im Anschauen, es sey nun durch die Sinne oder die Phantasie, dadurch gefällt, daß es durch seine sinnlich wahrnehmbare Größe die Einbildungskraft auf eine Art beschäftiget, die mit dem Geschäfte der Vernunft beim moralischen Wollen harmonirt. Für die Vernunft nämlich, die das unendliche denkt, ist kein Gegenstand zu groß; aber für die Einbildungskraft gibt es Schranken, über welche hinaus sie die Größe eines gegebenen Gegenstandes in kein Bild aufzufassen vermag. Ein solcher Gegenstand, er sey nun physisch oder moralisch, eine ungeheure und nahe Felsenmasse, oder der Kampf, der über alle Reize und Schrecknisse der Sinne obsiegenden Tugend, erweckt daher zugleich

neben und unter dem unangenehmen Gefühl des Unvermögens unsrer Sinne, das angenehme Gefühl der alles Vermögen der Sinne übersteigenden Kraft der Vernünftigkeit und Freiheit in uns. Aus diesen beiden Gefühlen ist das so interessante durch Schauder und Entzücken sich ankündigende Gefühl des Erhabenen zusammengesetzt, wobei durch die Einbildungskraft die Macht der Freiheit und Vernünftigkeit in dem Verhältnisse erhoben, als die Gewalt der Begierden und Sinne niedergeschlagen wird.

Durch das Gefühl und die Beurtheilung des Erhabenen wird daher der Hang der Einbildungskraft zur Gesetzlosigkeit beim Wollen ohne Einbuße ihrer Energie gezähmt. Sie lernt durch lauter Genüsse, und gewöhnt sich ungezwungen mit dem moralischen Gesetze harmonisch zu wirken, das heißt, die Gewalt der Sinne der Macht der freien Vernünftigkeit zu unterwerfen, die Erhebung des freien Willens über alle Nöthigung durch Reize und Schrecknisse zu unterstützen, das Wohlgefallen an der Erhöhung der Vernunft durch Erniedrigung der Sinnlichkeit zu beleben — mit einem Worte, sie wird zum Dienst der praktischen Vernunft, das heißt, zum Gebrauch der Freiheit und Vernünftigkeit beim Wollen vorbereitet.

C. L. Reinhold.

13.

Das Erhabene scheint weniger in der Sphäre des Jugendalters zu liegen, als das Schöne. Es setzt in den meisten Fällen, um empfunden zu werden, einen höhern Grad von Ausbildung der Vernunft voraus, als in den frühern Jahren natürlich wäre. Erhabene Vorstellungen entstehen da, wo die Begriffe zu schwach sind, um den Gegenstand ganz zu fassen, weil er alles Bekannte und Gewöhnliche übertrifft. Wenn Kinder, wegen der natürlichen Schwäche ihres Erkenntnißvermögens, Alles bewundern, weil sie noch so wenig kennen: so erweckt doch diese Bewunderung erst in den reifern Jahren erhabene Ideen in ihrer Seele, indem sie dann erst mit Nachdenken und Bewußtseyn verbunden ist. Erhabene Empfindungen entstehen aus dem Gewahrwerden von Kräften, die weit über die unsrigen gehen, und deren Größe nicht anders als durch eine außerordentliche Anstrengung des eigenen Gefühls gefaßt werden kann. Sie spannen daher den Menschen zu ungewöhnlicher Thätigkeit. Auch dazu ist erst der reifere Jüngling und Mann fähig; nicht das Kind, nicht der Knabe. Man beschleunige daher auch diesen Zeitpunkt nicht. Durch eine zu frühe Erweckung des Hanges zum Ausserordentlichen, das oft an das Abentheuerliche gränzt, entwöhnt sich die Jugend, an dem Wohlgefallen zu finden, was eine natürliche Schönheit hat, oder mehr

die sanfteren Empfindungen in Bewegung setzt. Selbst das moralische Gefühl will dann immer durch etwas Ungewöhnliches bewegt werden, und der Sinn für die sanften und stillen Tugenden geht verloren. Aber nach und nach gehe man doch zur Kultur auch dieses Gefühls über, indem man auf Gegenstände, welche physische oder moralische Größe auszeichnet, aufmerksam macht, oder sie herbeiführt. Von dem Großen in der Natur fängt man am Besten an; es erfüllt auch den weniger gebildeten Verstand mit Bewunderung und Erstaunen. Das Erhabene in menschlichen Charakteren und Handlungen setzt schon mehr innere Kultur, so wie das Erhabene in der Sprache und den Werken der Kunst eine vollendetere Kultur des Geschmacks voraus.

A. H. Niemeyer.

14.

Schweres begreift der Verstand, es enthüllt dem
Sinn sich das Schöne;
Doch was erhaben und groß, faßt nur ein
reines Gefühl.

C. G. v. Brinkmann.

Natur.

1.

Es irrt der Bach in leisern Melodieen,
In seinen Perlen blitzt des Tages Licht,
Die Nacht entweicht, die düstern Schatten fliehen,
Der Morgenlüfte stilles Säuseln spricht,
Und alle Blumen öffnen sich und glühen;
Die Flur enthüllt ihr stralend Angesicht,
Und ringsum streut vom goldenen Gefieder
Der Farben Glanz die Morgenröthe nieder.

Begeistre mich zu würdigem Gesange
In deinem Tempel, heilige Natur!
Was dunkel in mir wogt vom innern Drange,
Den Nachhall deiner Sprache leih' mir nur;
Dein Mund muß reden in dem Saiten-Klange,
Dem Lied enthüllt sich deine Götterspur;
Was du gebildet für das Reich des Schönen,
Läßt der Gesang dem Herzen wiedertönen.

Wer, als des Urgeists mächt'ger Ruf erklungen,
Wer zwang das irre Chaos zur Gestalt?
Wer gab dem stummen Raum der Rede Zungen,
Dem Element die bildende Gewalt?
Und als sich liebend Kraft um Kraft geschlungen,
Des langen Kampfs Verwirrung nun verhallt;
Wer rief den Keim zur frischen Lebensblüthe?
Dein Odem war's, Natur, der ihn durchglühte.

Da sank der Schleier, der mit ew'ger Hülle
Den Urstoff von dem Unsichtbaren schied;
Das Leben trat in die erstaunte Stille;
Der Laut ertönt, die heitre Farbe glüht;
Die Götter nah'n mit ihrer Gaben Fülle,
Zu schmücken das unsterbliche Gemüth;
Und in dem Staube, den ihr Geist entzündet,
Ward Göttern gleich des Menschen Seyn gegründet.

Du, Göttinn bist's, aus deren Wunderhänden
Fortzeugend jedes Leben sich entwand;
Die, Harmonie und Ordnung auszuspenden,
Das Würmchen an den Strahl der Sonne band,
Und, ihm die Macht des Staubes abzuwenden,
Dem Menschen lieh den herrschenden Verstand;
Die überall, wohin ihr Geist gedrungen,
Maaß und Gesetz dem Daseyn abgerungen.

Du rufst den Stürmen, daß sie donnernd gehen,
Die Tiefen regst du auf im Ocean;
Es sprach dein Hauch im milden Abendwehen,
Den Morgenlüften zeigst du ihre Bahn;
Dir grünt der Eichwald auf des Berges Höhen,
Der Sterne Schimmer führt dein Wink heran;
Du sprichst — und brausend schäumt der Woge Schwellen;
Du sprichst — und Friede säuselt auf den Wellen.

Entfaltend haucht des Geistes dunklen Willen
Dein Odem an im menschlichen Gemüth,
Daß kühn zerreissen seines Staubes Hüllen,
Er frei erwacht, von innrer Kraft durchglüht.
Du leitetest, der Seele Drang zu stillen,
Die Kunst herab, die ihm unsterblich blüht;
Und von dem ewigen Olymp hernieder
Riefst du der Farben Leben und der Lieder.

Daß nie der Mensch von deiner Bahn sich wende,
Allgüt'ge Mutter, heilige Natur!
Du schmücktest ihn mit deiner Götterspende,
Heil dem Bemühn, das deiner Leitung schwur!
Du reichst dem Erdensohn die treuen Hände,
Und zeigst ihm freundlich der Vollendung Spur.
Was auch der Flug des Geistes mag erschwingen,
Nur durch Natur kann er zum Schönen dringen.

Chr. Schreiber.

2.

Was ist Natur? Was ist diese plastische Bildnerinn, die alles verändern, umbilden, auflösen, entwickeln, erneuern, nur nichts erschaffen und vernichten kann? Ist sie, wie Platon und seine spätern Schüler es sich dachten, ein verständiges Wesen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? Oder gar unmittelbares Wirken Gottes, seine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umgestaltet? — Wie schwer diese Frage zu entscheiden ist, wird derjenige am besten empfinden, der auch die Frage: was ist Gott? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieses Nachdenken das Bekenntniß des Syrakusers ablockt: je mehr er die Tiefen dieses erhabensten Wesens zu ergründen versuche, desto unmöglicher finde er es, zu sagen, was es sey. Wir überlassen spekulativen Köpfen, geübten Metaphysikern beide Aufgaben zur Entscheidung, und falls sie dieselbe nicht lösen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und diese bietet uns die Betrachtung der Schöpfung in überschwänglichem Maaße dar. Je weniger wir im Stande sind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um so vielmehr finden wir zur ehrfurchtsvollsten Anbetung, zur feurigsten Dankbarkeit, zur kindlichsten Gegenliebe die dringendste Veranlassung. Die Natur, es sey als Wirkung oder wirkende Kraft,

bleibt allezeit die erste unmittelbare Offenbarung Gottes an einen jeden unter uns. »Sie ist ein offenes Buch, sagt der beredte Büffon, in welchem wir lesen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit.« Was wissen wir anders von unserm unsichtbaren, unerforschlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieser Offenbarung durch so unendlich viele bewundernswerthe Kräfte verkündigt? —

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

Die Größe, womit die Natur unsere Seele erfüllt, ist heilig, und erhaben über allen Ausdruck.

G. Forster.

3.

O wie schön bist du, Natur! In deiner kleinsten Verzierung, wie schön! Die reinsten Freuden misset der, der nachläßig an deinen Schönheiten vorüber geht, dessen Gemüth, durch tobende Leidenschaft und falsche

Freuden verderbt, der reinsten Freuden unfähig ist. Selig ist der, dessen Seele durch keine trübe Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindet. Wo Andere mit Unempfindlichkeit vorüber gehen, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her. Ihm schmückt sich die ganze schöne Natur; alle seine Sinne finden immer unendliche Quellen von Freude auf jedem Fußsteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet. Sanfte Entzückungen sprudeln aus jedem Quelle, duften aus jeder Blum' ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüsche. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinsten Verzierung unendlich mannigfaltig und schön, jedes zum besten Endzweck in allen seinen Verhältnissen schön und gut. Selig, o selig, wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügungen schöpft! Heiter ist sein Gemüth wie der schönste Frühlingstag, sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephyre, die mit Blumengerüchen ihn umspielen.

S. Geßner.

4.

Bebet meine Harfe von selber?
Rauschen deine stärkeren,
Wehen deine linderen Lispel darein?
O Allmutter Natur!

Unsichtbare Sichtbare!
Ueberall Hörbare, überall Fühlbare!
Wo dein melodischer Laut mir tönt,
Wo deines himmlischen Lächelns Widerstrahl
Ueber der Fläche der Erde schwebt,
Wann du dein Zaubergewand dem Frühling
Um die schwellenden Hüften wirfst;
Wann du in tausend Vögelkehlen
Deine schöne Seele hauchst,
Und von schwanken Aesten nieder
Der Accent der Liebe schwebt,
Und der aromatische Duft im Hain
Und der Balsamathem des Blüthenzweigs
Die unsichtbare Göttinn verräth,
Alle die Kinder deiner Liebe,
Die Wesen alle dir zeugen;
Wann aus vergeudendem Füllhorn
Der braune Sommer,
Der falbere Herbst
Deinen Segen,
Deiner Fruchtbarkeit Fülle spendet,
Und stillerhaben
Der feiernde Winter
(So ist die Ruhe des großen Mannes
Fruchtbarer Thaten Beginn)
Deine schaffende Ruhe verkündet:
Ueberall, du Allschöpferinn,

Wo du säuselst im West,
Wo du wandelst im Sturm,
Schmetterst im Donner,
Und in der wilden Woge zürnend brausest —
Ueberall verfolgt dich mein Aug',
Und ich sehe dich nicht, erkenne dich nicht,
Ahne dich nur.
In deiner stillen Grotte,
Wo du sinnend sitzest,
In deiner Rechten
Tausende der Leben zu Tausenden gereiht,
Immer schaffest, immer zerstörest,
Nie zernichtest,
Schwindelt hinab mein Blick,
Und die schwankende Seele bebt:
Denn deinen Schleier hat
Kein Endlicher noch aufgedeckt.
Laß mich dich anbeten immer!
Mög' harmonisch mein Leben seyn, wie du!
Und wann ich mich vereine wieder mit dir,
Soll der edlere Hauch,
Den du mir einbliesest,
Ewig tönen zu deinem ewigen
Gleich großen, gleich harmonischen Konzert.

C. Ph. Conz.

5.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich, und stimmt zu dessen hohem Geiste. Man kann nicht sagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberschwängliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in den Reden und Gesprächen von der Natur, entfernt nur immermehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht, die sich das fremde kalte Wesen gern gefallen läßt, wenn sie nur einst auf vertrautern Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unserm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkte sich rings verbreitend. Liegt nun die wundersame sinnliche und übersinnliche Natur rund um uns her, so glauben wir, es sey jener Zug ein Anziehen der Natur, eine Aeußerung unserer Sympathie mit ihr: nur sucht der Eine hinter diesen blauen fernen Gestalten noch eine Heimath, die sie ihm verhüllen, eine Geliebte seiner Jugend, Eltern und Geschwister, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andere meint, da jenseits warteten unbekannte Herrlichkeiten seiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er da-

hinter versteckt, und streckt verlangend seine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieser herrlichen Umgebung ruhig stehen, und suchen sie nur selbst in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen, vergessen über die Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden sich beseligt in der Beschauung dieses lebendigen, über nächtliche Tiefen schwebenden Schmucks. So entstehen mannigfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigen Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben.

Wer zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn, handle und bilde dem edeln Kerne seines Innern gemäß, und wie von selbst wird die Natur sich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln ist jener große und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannigfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht und in strengen Gedankenfolgen zu zerlegen weiß, ist ewiger Meister der Natur.

Die Natur ist eine versteinerte Zauberstadt; sie ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind.

Novalis.

(Fr. L. v. Hardenberg.)

6.

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne,
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut;
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegentheil statt finden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch,

dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums und dergleichen zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey.

Diese Art des Wohlgefallens an der Natur ist kein ästhetisches, sondern ein moralisches; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. an sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst,

das Daseyn nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlornen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung, umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frei und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn beides sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in

ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wonach wir aufgefordert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Trittst du heraus zur Natur aus deinem künstlichen Kreis; steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt: dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, — es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beiden das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich, wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wiederfindest, aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündest.

Fr. v. Schiller.

7.

Wer aus schöner Natur weihendem Brunnquell schöpft,
Misset gerne den niedern Prunk.
Froh durchirrt er die Flur; froh wenn auch sein Fuß
Keine blitzende Schnall' umwölbt.

Perlen achtet er Spreu; Spinnengewebe nur
Brabants Spitzen; er lächelt kalt
Auf den funkelnden Ring und der Dose Schmelz
In des prunkenden Thoren Hand.

Gerne mißt er die Stadt; blickt auf vermummten Tanz,
Auf belastete Tafeln Hohn.
Nimmer reizt ihn der Hof, nimmer der Goldpalast,
Noch der marmorne Fürstensaal.

Aber Seelengefühl trinkt sein geweihter Blick;
Ihn entzücken des Buchenwalds
Säulenhallen, der Luft sternenbesä'ter Dom,
Und der Spiegel des klaren Sees.

Silber gießt ihm des Monds ruhiges Flammenlicht;
Gold der scheidende Sonnenstrahl;
Perlen streut ihm der Thau, färbt sich zum Edelstein
Auf dem wankenden Tulpenkelch.

Kräuselnd bläht sich das Moos, polstert den Felsensitz,
Schwellt zum Sopha die Rasenbank;
Der gefällige Lenz sticket ihm Teppiche
Mit Violen und Güldenklee.

Frische haucht ihm die Kluft, athmet das Birkenlaub,
Das vom duftigen Frühthau träuft;
Schatten bräunen sich ihm, und der bemooste Bach
Rauscht ihm Kühlung und Schlummerton.

Baldachine von Laub wölbt ihm der Eiche Schirm
Um den ländlichen Traualtar,
Und des Nachtigallhains dämmerndes Brautgemach
Hellt die Leuchte des Sternenchors.

J. G. v. Salis.

8.

Ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen, — nicht bloß Geschmack haben, um sie zu beurtheilen, — ist jederzeit ein Kennzeichen einer guten Seele, wenn dieses Interesse habituell ist; wenigstens zeigt es eine dem moralischen Gefühl günstige Gemüthsstimmung an, wenn es sich mit der Beschauung der Natur gerne verbindet. Dieses Interesse ist der Verwandschaft nach moralisch, und der, welcher es am Schönen der Natur nimmt, kann

es nur in so fern an demselben nehmen, als er vorher schon sein Interesse am Sittlich-Guten wohlgegründet hat.

Die Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffernschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen. Schon der bloße Reiz in Farben und in Tönen nimmt gleichsam eine Sprache an, die einen höhern Sinn zu enthalten scheint, und die Natur näher zu uns führt.

J. Kant.

9.

Der Geschmack am Schönen findet nirgend so viel Befriedigung, als in der leblosen Natur. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben in der lieblichsten Harmonie vereint und in jedem gefälligen Ton gestimmt, reizt das Auge überall, wo es sich hinwendet. Dabei lernt der Mensch erst fühlen, daß eine nicht bloß thierische Empfindsamkeit für die erschütternden Eindrücke der gröbern Sinne, sondern ein edleres Gefühl das Innere seines Wesens durchdringt. Er lernt andere Bedürfnisse kennen, als bloß Hunger und Durst. Er lernt ein unsichtbares, in ihm liegendes Wesen kennen, dem Ordnung, Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung gefallen. Die Schönheiten der Natur unterrichten selbst den im Denken noch ungeübten Men-

schen, daß er kein bloß irdisches Wesen sey. Auch sittliche und leidenschaftliche Empfindungen entwickeln sich in der Betrachtung der Natur. Sie zeigt uns Scenen, wo wir das Große, das Neue, das Außerordentliche bewundern können. Sie hat Gegenden, die Furcht und Schauer erwecken; andere, die zur Andacht und feierlichen Erhebung des Gemüths einladen; Scenen einer sanften Traurigkeit oder einer erquickenden Wollust. Wer fühlt nicht die fröhlichsten Regungen der Dankbarkeit, wenn er den Reichthum der Natur in fruchtbaren Gegenden verbreitet findet? Wer fühlt nicht seine Schwäche und Abhängigkeit von höhern Kräften, wenn er die gewaltigen Massen überhangender Felsen sieht, oder das Rauschen eines mächtigen Wasserfalls, das Stürmen des Windes oder der Wellen des Meeres hört! Wen schreckt nicht ein großes Ungewitter! Oder wer fühlt nicht in diesen Scenen die allmächtige Kraft, welche die ganze Welt regiert! — Eine stille Gegend voll Anmuth, das sanfte Rieseln eines Baches, oder das Lispeln eines kleinen Wasserfalls, eine von Menschen unbetretene Gegend, erweckt ein sanftschauerndes Gefühl der Einsamkeit, und scheint zugleich Ehrfurcht für die unsichtbare Macht einzuflößen, welche in diesem verlassenen Orte wirkt. Kurz, jede Art des Gefühls wird durch die Scenen der Natur rege, — und der Philosoph, der überall die Spuren einer unendlichen Weisheit und Güte findet, wird

überzeugt, daß diese Verschiedenheit der Kräfte nicht ohne Absicht in die Natur gelegt, und daß sie der erste Unterricht für die Menschen sind.

J. G. Sulzer.

10.

Wer in dem Bruderarm gesunden Schlafs erquicket,
Sein Lager im Gefühl der Auferstehung flieht,
Vom ersten Sonnenstral, der durch die Nebel zücket,
Sein Morgenopfer brennen sieht:
Dem lohnt Begeisterung. Sein frommes Auge strebet
Dem Unsichtbaren nach. Sein weis'res Herz versteht
Die edle Bangigkeit, die seinen Busen hebet —
Und jeder Blick wird ein Gebet.
Entschluß gerecht zu seyn, Muth zu der Freundschaft That,
Veredeltes Gefühl der Lieb', entsteigen nur
Der Dunkelheit des Waldes, dem Wellenschlag der Saaten,
Und deinem Säuseln, o Natur!

Suche daher vorzüglich Erbauung in den Wäldern unter dem Gesange der Vögel und an dem rieselnden Bache! Ueberlasse dich auf einige Zeit ganz jener glücklichen Art von Müßiggang, die mehr Thätigkeit in sich enthält, als manches Aemtchen im Staate.

Wenn von dem Morgenschleier nun
Dein Liebesblick das Land enthüllet,
Die Saaten tief im Rauche ru'hn,
Der aus der Aehren Blüthe quillet,
Und sich dein Herz mit Freude füllet,
Und dir es Noth wird wohlzuthun;
Wenn alles mit dir lebt und fühlet,
Sich sympathieenvoll dein Fuß
Am Tausendschön vorüberstiehlet,
In dessen Kelch mit Schnellgenuß
Des Lebens eine Mücke wühlet;
Dein Geist in Harmonie gewiegt,
Kraftvoller durch sein Wohlbehagen
Die Lobgesänge überfliegt,
Die deiner Zunge sich versagen;
Dein volles Herz die Adern spannt,
Mit Rosenöl die Wangen schminket,
Und von Gefühlen übermannt
Im Strudel der Natur versinket: —
Sprich, ob dann besser angewandt
Dich einer deiner Tage dünket?
Und will ein Thor, den im Gebrauch der Zeit
Nur Sorgen der Geschäfte quälen,
So fromme Tage für entweiht
Im Laufe deines Lebens zählen:
So lohne der Vermessenheit
Das edle Mitleid weis'rer Seelen.

Selbst der Verwesung ausgestreut,
Wird über uns're Gräber Höhlen
Der Samen eines Tags von solcher Fruchtbarkeit,
Den besten Tagen beigereiht,
Nie unserm Erntefeste fehlen.

M. A. v. Thümmel.

11.

Keine höhere Gesinnung, kein untadelhafteres Princip aller Handlungen kann es geben, als die Liebe zur ganzen Natur. In dieser ist Zufriedenheit mit allen Schicksalen, Gelassenheit im Leiden, Standhaftigkeit im Arbeiten, Einwilligung in alles, was die Nothwendigkeit der Natur und das Verhältniß unserer Umstände von uns fordert, mit eingeschlossen. Und diese Liebe zur ganzen Natur — wie kann sie in einem menschlichen Herzen anders Statt finden, als wenn sie sich in die Liebe zu Gott gleichsam umbildet? Er ist es, welcher dem Guten, das uns durch die ganze Natur widerfährt, das Ansehen des Wohlwollens gibt; dem Schönen, was wir in ihr sehen, den Stempel des Verstandes und der Kunst aufdrückt. Und dann erst kann die Welt ein Objekt von Empfindung und Zuneigung werden, wenn sie gleichsam der immerwährende Beweis einer über uns waltenden Güte und Weisheit ist.

Die Analogie zwischen dem Anmuthigen in der leblosen Natur und dem Liebenswürdigen im Menschen, fiel mir einst an einem der schönsten Sommerabende in einer herrlichen Gegend so sehr auf, daß ich nicht umhin kann, meine Betrachtungen mitzutheilen.

Was ist der Liebe ähnlicher, dachte ich, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt! Wie muß nun also wohl der Mensch seyn, der diese Empfindung selbst in seinen Nebengeschöpfen hervorbringen soll? Ohne Zweifel so wie die Natur, wie Himmel und Erde mir in diesem Augenblick erscheint.

Erst heiter, also in sich vergnügt, mit seinem Zustande zufrieden. Der Ausdruck der Freude ist an und für sich schon angenehm.

Dann sanft, wie diese Luft, wie dieses Licht. Alles Heftige erschöpft, betäubt, blendet; aber das Stille, Angenehme vergnügt. Warum bekommen alle Gegenstände in der Abendsonne ein so interessantes Ansehen, wenn sie auch in dem Glanze der Mittagssonne etwas Gemeines zu seyn scheinen? Weil dann der Grad des Lichtes gerade unserer Kraft zu sehen angemessen ist. So müssen auch alle Kräfte im Menschen, welche ihm Vorzüge geben, Verstand, Muth, Fröhlichkeit, in ihren Aeußerungen sich etwas herab-

stimmen und mildern, wenn sie auf den größten Theil der Menschen angenehme Eindrücke machen sollen.

Ferner, freundlich und wohlwollend. Die Züge, welche Liebe ausdrücken, müssen in seinem Gesichte, in seinem Betragen ausgeprägt seyn; sein offenes Herz, das gern den Andern Vergnügen machen will, muß sich in allem zeigen, was er sagt und thut und in der Art, wie er es sagt und thut.

Aber auch reich; reich, wie diese Gegend an Produkten, so reich an Vorstellungen, an Gedanken, an mitzutheilenden Kenntnissen. Nutzen und Fruchtbarkeit ist eine Folge davon. Das schönste Land nährt seine Bewohner am besten. Der wirklich angenehme Mensch ist der, welcher seinen Gesellschafter belehrt und bilden hilft; wenn er weiß, den Geist der Andern in seine vollkommene Freiheit zu setzen, ihnen das Nachdenken, was zum Umgange gehört, behaglich zu machen; wenn er ihnen ihre Kenntnisse ablockt, ihre dunkele Ideen entwickeln hilft, sie in Thätigkeit bringt, und alle ihre Kräfte und Vorzüge an den Tag zu legen; wenn er dabei sie von Aengstlichkeit, von Sorge, von jeder Leidenschaft zu befreien versteht, so wie die Natur mich in diesem Augenblick davon befreiet hat: dann besitzt er die Kunst des guten Gesellschafters im hohen Grade.

Zu dem allen muß noch die Beständigkeit und die Gleichheit hinzukommen. Sie ist es,

welche den schönen Dingen den Werth des wirklich Liebenswürdigen gibt. Ein Tag, wo kalte Schauer mit heißen Sonnenblicken abwechseln, oder eine drückende Mittagshitze auf rauhe Morgenwinde folgt, ist beschwerlich; aber der entzückt, an welchem die Frühlings- oder Herbstsonne eine gleich sanfte Wärme, einen gleich milden Glanz von ihrem Aufgange bis zu ihrem Niedergange um sich her verbreitet. Ein Mensch, dessen Launen oft abwechseln, ist, so angenehm seine gute Laune seyn mag, selten geliebt.

Aber doch muß auch eine sanfte Bewegung, wie in der Natur, so im Menschen seyn, wenn sie am lieblichsten seyn sollen. Die Stille der Nacht ist ehrwürdig, nicht angenehm; ein sanftes Wehen der Luft belebt eine ganze Gegend. Auf eben die Weise muß der angenehme Mann munter und doch gesetzt, nicht einförmig und steif seyn, aber doch nicht von einem Aeußersten zum andern ausschweifen. Seine Empfindungen müssen aufwallen, ohne in Leidenschaften überzugehen. Seine Fröhlichkeit muß Ausbrüche haben, aber nie rauschende Lustigkeit werden. Sein Witz muß auflodern, aber nicht immer leuchten wollen. Seine Imagination muß bisweilen von anmuthigen Bildern aufgeweckt werden, aber nicht immer gespannt und in Arbeit seyn. Dieser sanfte Fortschritt eines männlichen starken Geistes macht, daß Alle, die um ihn sind, in Schwung kommen und anfangen,

sich ihrer Gedanken lebhafter bewußt zu werden, und eben dieß gibt dem Gesellschafter, wie dem Schriftsteller, seinen vorzüglichen Werth.

Chr. Garve.

12.

Gewöhnet euer Auge an die Schönheiten der Natur, und aus ihren mannigfaltig schönen Formen, ihrer reizenden Farbengebung füllet eure Phantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geistes den Stempel der Natur, Einfalt und ungezwungene Zierlichkeit, einzudrücken. — Alle andere Werke der Natur scheinen nur spielende Versuche und Vorübungen, wodurch sie sich zur Bildung ihres Meisterstücks, des Menschen, vorbereitet. In ihm allein scheint sie alles, was sie diesseits des Himmels vermag, vereinigt, an ihm allein mit Wärme und verliebt in ihr eigenes Werk, gearbeitet zu haben. Aber sie hat es in unsrer Gewalt gelassen, es zu vollenden oder zu verderben. Jede harmonische Bewegung unsres Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie, verschönert uns; jede allzuheftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestüme Leidenschaft, jede neidische oder übelthätige Gesinnung verzerrt unsre Gesichtszüge, vergiftet unsern Blick, würdigt die schöne menschliche

Gestalt zur sichtbaren Aehnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit die Seele eurer Bewegungen bleiben, werdet ihr die schönsten unter den Menschenkindern seyn.

Chr. M. Wieland.

13.

In deinen Tiefen, deinen Höh'n,
Natur, ist Vieles zu versteh'n;
Mehr, als in unserm Kopfe liegt,
Mehr, als wovon die Schule spricht.

Ein reines Herz, ein offner Sinn,
Führt uns durch dich zur Weisheit hin,
Zur Weisheit, die auch fühlen kann.
Ein Fröstling ist kein weiser Mann. —

Er stirbt bei Todten; — mag er denn
Mit seines Wissens Staub verweh'n! —
Natur, du bist so warm so mild,
Mit Lebenskräften überfüllt!

Du bist so hehr, so groß und mild,
Du bist des Schöpfers Ebenbild!
Wer dich im Geist' umfassen kann,
Natur, der ist ein weiser Mann.

Chr. A. Overbeck.

14.

O heilige Natur, wie herrlich ist dein Plan!
Der Weise staunet ihn mit stiller Ehrfurcht an,
Und läßt die blinden Thoren klagen.
Im Geben bist du klug, noch klüger im Versagen;
Durch Mängel eines Theils weiß deine Meisterhand
Vollkommenheit des Ganzen zu erstreben;
Sie weiß ein allgemeines Band
Aus gegenseitigen Bedürfnissen zu weben.

Der Mann bedarf des Weibs, daß sie den wilden Trutz
Von seiner rauhen Seele schleife;
Das Weib bedarf des Manns, damit sein starker Schutz
Sie deck', und ihr Verstand durch seine Weisheit reife.
Das Alter braucht der Jugend Muth,
Kraft, Thätigkeit und Feuer abzuborgen;
Doch leiht es ihr die Kunst voraus zu sorgen,
Erfahrung, Klugheit, kaltes Blut.

J. B. v. Alxinger.

15.

Das unermeßliche All ist für uns kein sichtbar schöner Gegenstand. Nichts verdienet diesen Namen, das nicht auf einmal klar in unsre Sinne fällt. Zwar

hat das Unermeßliche, dessen Gränze zu erreichen, unsre beflügelte Einbildungskraft ermüdet, seinen besondern Reiz, der das Vergnügen der abgemessenen Schönheit öfters übertrifft; allein schön im eigentlichen Verstande können wir das Weltgebäude nur alsdann nennen, wenn die Einbildungskraft seine Theile in einem so vortrefflichen Ebenmaße ordnet, wie Vernunft und Wahrnehmung lehren, daß sie außer uns geordnet sind. Geschiehet dieses, so nimmt man nur die allgemeinen Verhältnisse der Welttheile zum Ganzen wahr; die Größe, die für die Sinne unermeßlich ist, verjünget sich in der Einbildung und tritt in die Schranken der Schönheit zurück, die unsern Kräften angemessen sind.

Dem Weltweisen bleibet also die Betrachtung des Weltgebäudes eine unversiegende Quelle des Vergnügens. Sie versüßt seine einsamen Stunden, sie erfüllt seine Seele mit den erhabensten Empfindungen, entziehet seine Gedanken dem Staube der Erde, und nähert sie dem Throne der Gottheit. Ehre, Wollust und Reichthümer, die er vielleicht über seine Betrachtungen entbehren muß, sind ihm jetzt Staub, den er mit Füßen tritt; und zur Verfolgung, die mit gezücktem Schwerte hinter ihm stehet, spricht er mit archimedischer Zerstreuung: Verwirre mir nur diese Zirkel nicht!

Aber wie muß er sich zu dieser Fülle des Vergnügens vorbereiten? Wohlan, theurer Jüngling, hier ist der Weg zum wahren Vergnügen! Mache die Anwendung meiner Lehre auf die Schönheit der allgemeinen Natur. Sie ist das würdigste Beispiel, das eine Lehre befestigen kann. Lerne daraus, wie zuträglich es der Empfindung des Ganzen sey, wenn wir alle seine Theile vorher bis zur Deutlichkeit überdacht haben.

Mache die Anwendung! sage ich. Wenn du von der wundervollen Einrichtung aller Weltkörper nichts wüßtest; wenn es dir unbekannt wäre, daß eine unermeßliche Kette von Wesen jeden Planeten bewohnt; unbekannt, daß sich aus der Mitte eines jeden Weltgebäudes ein milder Strom von Licht und Leben nach allen Seiten ausbreitet; wenn du von allen diesen wichtigen Wahrheiten nichts wüßtest, und du würdest jetzt nur die allgemeine Verbindung der Weltkörper, ihre Lagen, Größen, Entfernungen, nur das Gerippe gleichsam des copernicanischen Weltbaues gewahr; so würde diese Erkenntniß dich zwar vergnügen, aber nicht deine ganze Seele anfüllen. Die Armuth an Mannigfaltigkeit würde, in dem Begriffe vom Ganzen erstaunliche Lücken hinter sich lassen, und die Harmonie, die dich ergötzen soll, auf wenige Gesetze der Natur hinauslaufen, nach welchen die Weltkörper in ihren Kreisen herumgeführt werden. Nunmehr rufe alles, was

dir von den einzelnen Theilen der Welt bekannt ist, in dein Gedächtniß zurück. Betrachte den leblosen Stein, dessen ganze Natur Gewicht und Farbe zu seyn scheinet, und die Pflanze, in derer Bau Ordnung und Absicht zu erkennen ist; den Wurm, dessen Welt ein einziges Blatt ist, und den Menschen, den die ganze Erde in allzu enge Räume einschließt; kurz! überdenke alles, was die bloßen Augen, die Ferngläser, Vernunft und Sinne, von der Welt bekannt gemacht haben; erwäge die Gründe, wodurch die Muthmaßung von der ähnlichen Beschaffenheit aller Weltkörper mehr als wahrscheinlich wird; die uns veranlassen, unser Weltsystem in Myriaden von Fixsternen, und unsre Wohnungen hinieden, in unzähligen Kugeln, die sich um jene in lichten Wirbeln drehen, vervielfältiget zu sehen; steige die Kette allgemach hinauf, die alle Wesen an dem Throne der Gottheit befestiget; alsdann schwinge dich mit kühnem Fluge bis auf das allgemeine Verhältniß aller dieser Theile zu dem unermeßlichen Ganzen. Welche himmlische Wollust wird dich auf einmal überraschen! Kaum wirst du dich in der betäubenden Entzückung fassen können. Woher dieser unendliche Unterschied? Was hat dein Gefühl geadelt und deinem Vergnügen diesen überschwänglichen Zuwachs verliehen? Gestehe es! Ist es nicht die deutliche Wahrnehmung aller Theile, die in dem letzten Falle vor der Empfindung des Ganzen hergegangen ist? Hat das Ueberden-

ken der Theile die Lust gestört, die aus der Wahrnehmung des Ganzen entspringt? O nein! es hat dich vielmehr dazu vorbereitet; du hast dem Vergnügen, das aus der Schönheit des Ganzen entspringt, die gehörige Fülle gegeben, indem du eine größere Mannigfaltigkeit an's Licht gebracht, die einhellig an seiner Bestimmung Theil nimmt.

M. Mendelssohn.

16.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden werden, in den Verstand übergehen, und von dem ganzen Menschen wieder neu geboren werden.

Mannigfaltige Uebung der Kraft, ist das Leben in der Natur; es geht keine verloren, und wo sie den Zweck nicht erreicht, da ist ja die Uebung selbst schon Zweck.

Wer den reizbarsten, innigsten Sinn für die Schönheiten der Natur hat, ihre geheimsten Regungen fühlt, deren Mängel nicht vertragen kann, und denselben abhilft nach seinen Kräften: der übt aller Religionen Wahrstes und Heiligstes aus.

W. Heinse.

17.

Im Lenzhauch webt der Geist des Herrn!
Sieh! Auferstehung nah' und fern,

Sieh! Jugendfülle, Schönheitsmeer,
Und Wonnetaumel ringsumher!

Ich blicke her, ich blicke hin,
Und immer höher schwebt mein Sinn.
Nur Tand sind Pracht und Gold und Ruhm,
Natur, in deinem Heiligthum!

Des Himmels Ahnung den umweht,
Der deinen Liebeston versteht:
Doch an dein Mutterherz gedrückt,
Wird er zum Himmel selbst entzückt!

Hier, Freiheit, blüht dein mütterlicher Boden,
Hier weilest du!
Hier wohnt Zufriedenheit! Hier weht der Odem
Der Seelenruh!

Hier träuft ein steter Himmelsthau von Freuden
Auf Hain und Flur!
So lang ich bin, soll nichts von dir mich scheiden,
Natur! Natur!

Fr. v. Matthisson.

18.

Das allgemeine Gefühl der Munterkeit und der Freude bei der Verjüngung der Natur, belebt auch den Menschen; der würde ein Fremdling in unserm

Geschlecht und unter die Glückseligkeit der Thiere erniedrigt seyn, der in dieser Zeit keiner angenehmen Empfindung fähig wäre. Wenn diese frohen Triebe, die bei den Thieren meistens nur durch die Erwärmung, durch die Fülle ihrer frischen Nahrung und durch reiche Befriedigung ihrer Begierden erwachen, sie so sehr beleben: so sollten die viel feinern Sinne des Menschen noch mehr gerührt werden. Andere Geschöpfe sind für eine Menge Schönheiten in der Natur gleichsam todt; nur der Mensch kann sie empfinden, und er ist dazu durch seine ganze Einrichtung verbunden. Die ganze Schöpfung ruft ihm zu, ihren Reizungen seine Sinne und seine Vernunft zu eröffnen; für ihn stralet die Morgenröthe der Frühlingstage über die bethaueten Wiesen, nicht für den blinden Wurm, der unter der Erde kriecht. Sich an ihr belustigen, ist Pflicht, und von ihr zum Schöpfer geleitet werden, Gottesdienst. Die Freude über die Annehmlichkeiten der Natur war die erste Empfindung des Menschen, als er auf die Erde trat; sie ist noch eben so unschuldig als sie damals war, noch eben so sehr seiner Bestimmung gemäß.

Die ganze Welt ist für den Weisen ein unermeßlicher Schauplatz von Vergnügungen; alles, was er auf ihm antrifft, wird ihm eine Quelle froher Empfindungen. Die sinnlichen Freuden des Herzens machen gleichsam die Morgenröthe aus, die vor dem An-

bruch des Tages, vor den gereinigten Betrachtungen des Verstandes vorhergehen. Sie sind die ersten, die uns einnehmen, noch ehe wir von dem Licht der Vernunft einige Stralen empfangen. Sie verlassen uns nicht, wann schon die männliche Seele sich entwickelt hat. Sie bahnen den Weg zu höhern Ergözzungen, und sind eine Vorbereitung zu den erhabensten Empfindungen des Vergnügens, die von den aufgeklärtesten Einsichten nur erzeugt werden können. Aber eben diese sinnlichen Ergötzungen über das Schöne der Natur, müssen, der Würde des Menschen gemäß, erhöhet und moralisch gemacht werden. Sehet hier die Stufen, auf welchen uns die Natur hinaufleitet. Wann wir bei der Verjüngung der Natur unsere Wiesen voll Gras und Blumen, unsere Felder voll Saat, unsere Gärten voll Anmuth erblicken; wann wir bei dem Anschauen und bei dem Gefühl der Reizungen der Natur von einer sanften Fröhlichkeit durchdrungen werden: was ist alsdann natürlicher, als zu denken, wem wir das Daseyn dieser Gegenstände und das Vermögen, ihre Annehmlichkeiten zu empfinden, zu danken haben, und was wir den wohlthätigen Gesinnungen dieses Wesens schuldig sind? Der höchste Grad dieser Betrachtungen wird durch die Naturlehre verschafft. Diese Wissenschaft, sagt ein großer Schriftsteller, belebt die Lust an den Geschöpfen, und macht sie nicht nur der Einbildungskraft, sondern auch dem

Verstande angenehm. Sie bleibt nicht bei dem Murmeln der Bäche und dem Gesange der Vögel, in den Schatten der Grotten und Wälder, oder bei dem Stückwerk der Felder und der Wiesen stehen, sondern betrachtet die verschiedenen Absichten der Vorsehung, die dadurch erhalten werden, und die Wunder der Weisheit, die darin erscheinen. Sie erhöhet die Vergnügungen des Auges; und erregt eine solche vernünftige Bewunderung in der Seele, die nicht viel geringer ist, als die Andacht.

Hier auf dem Lande unterhalten wir uns mit der ganzen Natur und ihrem Urheber. Wir sehen und fühlen ihn selbst in seinen Werken. Jedes Gemälde ist von ihm. Die Meisterstücke seiner Macht und Weisheit liegen uns in einer größern Mannigfaltigkeit und Pracht vor Augen, als in der Stadt. Die Betrachtung wird durch die Stille des Landes befördert und erfüllt die ganze Seele. Jedes Thal und jeden Wald können wir, wie jene frommen Bewohner der neuen Erde, zu einem Tempel der Gottheit machen. Ueberall wandelt der allgegenwärtige Gott in der Natur umher; die hohen Haine rauschen von Baum zu Baum sein Lob, und die Bäche verkündigen von einer murmelnden Quelle zur andern seine Güte. Welcher Ort ist von Spuren der Gottheit leer? Wir mögen im schattigen Gebüsche sitzen, oder in einem Labyrinthe von Thal und Wald und Wiesen umherirren, oder eine

heitere Anhöhe besteigen — überall wird die Seele den großen Gedanken nähren müssen: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus.

C. C. L. Hirschfeld.

19.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäume auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderinn,
Deiner herrlichen Sonne;
Dich im Wurm und im Knospenzweig!

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' er-
gießt,
Strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthen,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielt und hüpft, winket ihm süßere
Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterinn.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn als er geboren ward;
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

L. H. C. Hölty.

20.

Je mehr der Mensch die Natur und ihren Schöpfer und Vater liebt; je mehr Reize Unschuld, Wahrheitssinn, Aufrichtigkeit, einfältige Sitten für ihn haben; je mehr Geschmack er am stillen Nachdenken findet; je mehr er sich mit sich selbst zu beschäftigen weiß; je theurer ihm Weisheit und Tugend und herzliche Frömmigkeit sind: desto angenehmer wird es ihm seyn, wenn er zuweilen die Unruhe der Stadt mit

der Stille des Landes vertauschen; wenn er da freier athmen und denken und leben; wenn er da recht zu sich selbst kommen und mit sich umgehen, auf die Stimme Gottes in der Natur und in dem noch wenig verkünstelten und verdorbenen Menschen merken, und sich den natürlichsten und wahrsten Gedanken und Empfindungen ohne Scheu und ohne Zurückhaltung überlassen kann. Dieß ist zu allen Zeiten Nahrung des Geistes für die Weisesten und Besten untern den Menschen gewesen.

Der Aufenthalt auf dem Lande ist lehrreich in Absicht auf Gott und unser Verhältniß gegen ihn. In dem Gewühle der Städte, in dem Gewirre des geschäftigen Lebens, in dem Taumel zerstreuender Lustbarkeiten, da verirrt sich der Gedanke an Gott und die Empfindung seiner Gegenwart nur gar zu leicht; da ist die Erkenntniß, die wir von ihm haben, nur gar zu oft todter Buchstabe, und der Gebrauch, den wir davon machen, mechanisches Geschäft des Verstandes. Aber mitten auf dem großen Schauplatz seiner Werke, von lauter Wirkungen seiner Weisheit und Güte umgeben, im Genusse der ländlichen Stille, bei dem offenen, freien Anblick seines Himmels und seiner Erde, da fühlet man es ganz anders, weit inniger, daß man in ihm und durch ihn ist und lebet und webet; daß man seine Luft in sich hauchet, von seiner Sonne beschienen und erwärmet

und erfreuet, von seiner Kraft gestärket und zu ihm erhoben wird, und von allen Seiten mit Gütern und Freuden, die er uns bereitet hat, umringet ist. Die Gottheit ist uns da gleichsam näher, ob sie schon nirgend ferne von uns ist. Ihre Existenz wird uns da gewisser; sie wird uns anschauend gewiß, und alle Zweifel, die uns vielleicht sonst verwirrten, verlieren ihre Kraft. Gott ist, und er ist dein und aller Wesen Schöpfer und Vater, dieß rufet uns da alles, was uns umgibt, mit unverhörbarer Stimme zu. Wir sehen ihn da gleichsam handeln, wirken, sich mittheilen, mit freigebigen Händen Wohlthaten um sich her verbreiten, und sich mit der Erhaltung und dem Wohl alles dessen, was ist und lebet, beschäftigen. Je weniger menschliche Kunst, und je mehr Natur, und je schönere Natur wir da vor uns sehen, desto mehr führet uns alles auf Gott zurück; desto mehr erhöhet und belebet alles unsere Vorstellungen und Empfindungen von ihm. Jedes Gras, jede Blume des Lebens, jede Pflanze, jedes Insekt, jedes Thier, die aufgehende und niedergehende Sonne, der sanfterquickende Hauch der Abendluft und die majestätische Gewalt des Sturmes, der heitere lachende Himmel und die dunkle Gewitternacht, — alles kündigt uns da den Allmächtigen, den Allweisen, den Allgütigen und seine nähere Gegenwart an; alles macht uns ihn gleichsam sichtbar und fühlbar; alles heißt uns vor ihm uns nie-

derwerfen, und seine Herrlichkeit anbeten und seines Daseyns uns freuen. Da wird jeder Gedanke an Gott bei dem guten gefühlvollen Menschen Empfindung, und jede Empfindung von der höchsten Weisheit und Güte ist bei ihm mit Ehrfurcht, mit Liebe, mit Dankbarkeit, mit Freude, mit Hoffnung und Zuversicht verknüpft.

Sehr lehrreich ist das ländliche Leben auch in Absicht auf den Werth und die Bestimmung des Menschen. Hier zeiget sich dir der Mensch mehr als Mensch, von allen äußern, blendenden Vorzügen enthüllet; hier kannst du ihn mehr als Menschen schätzen lernen, was ihm als Menschen seinen eigentlichen wahren Werth gibt. Ein gesunder, starker Körper; ein gesunder richtiger Verstand; ein froher Muth; ein aufrichtiges, Gott und Menschen liebendes Herz; ein kluger und geschäftiger Fleiß in seinem Berufe; Weisheit, die sich auf Jahre und Erfahrung gründet; Tugend, die mehr in Werken als in Worten besteht; Frömmigkeit, die eben nicht gelehrter, aber doch besser und ruhiger macht: dieß gilt da mehr als Geburt und Stand und Rang, mehr als aller erborgte Schimmer, womit der Reiche und der Große prangen, und eben dieß macht da und allenthalben den wahren Werth des Menschen aus. Lerne also auch dich und die Bewohner der Städte nach diesem Maaßstabe schätzen, so wirst du von dir und von

ihnen ganz anders und weit richtiger urtheilen. Kein eitler Stolz auf Dinge, die nicht zu dir selbst gehören, wird dich aufblähen; keine übertriebene Achtung für bloß äußere Vorzüge dich zum Schmeichler und Sklaven erniedrigen. Du wirst jeden Menschen, der menschlich denkt und handelt, als deinen Bruder achten und lieben, und an dir und Andern nur innere bleibende Vollkommenheit und Güte für ehrwürdig erkennen.

Hier kannst du aber auch über die Bestimmung des Menschen richtiger denken und urtheilen lernen. Wann du da siehst, wie viele und mannigfaltige, mühsame, anhaltende Arbeiten, wie viele Hände und Kräfte dazu erfordert werden, die Erde fruchtbar zu machen, dem Menschen Nahrung und Kleidung zu verschaffen, und seine ersten dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen: kannst du dann wohl daran zweifeln, daß der Mensch zu einem thätigen, geschäftigen Leben, daß er zur treuen Anwendung und Anstrengung aller seiner Kräfte bestimmt sey? Kannst du dann wohl glauben, daß er seiner Bestimmung ein Genüge leiste, wenn er alles, was Mühe heißt, scheuet; festgesetzte, anhaltende Arbeit für Zwang und Beschwerde hält; seine Tage in träger Ruhe, in weichlicher Schonung seiner Kräfte zubringt; oder sich bloß mit fruchtlosen Speculationen und Grübeleien beschäftiget, die keinen Einfluß in das Beste der menschlichen Gesellschaft haben? Kannst du dir wohl einbilden, daß Menschen,

die so denken und handeln, noch wahre Vorzüge vor dem Landmann behaupten können? Oder kannst du dann an der größern Würde des Landmannes und seiner Bestimmung zweifeln? Kannst du ihm die Achtung und den Dank, die er verdienet, versagen? Nein, das Land zu bauen, ist der erste, natürlichste, nothwendigste, edelste, ehrwürdigste Stand und Beruf des Menschen, und wer diesen Stand verachtet, der verachtet Gottes Ordnung, und vergißt, wozu der Mensch von seinem Schöpfer bestimmt ist.

Sehr lehrreich ist endlich dem nachdenkenden Menschen sein Aufenthalt auf dem Lande in Absicht auf das, was Glückseligkeit heißt! Hier siehst du Tausende von deinen Brüdern und Schwestern, die keine Paläste, keine schön geschmückte Häuser bewohnen; die keine ausgesuchte, künstlich zubereitete Speisen genießen; die keine kostbare, glänzende Kleider tragen; die kein weiches Lager haben, und die doch in ihren niedrigen Hütten, bei ihren gemeinen Speisen und ihrer simpeln Kleidung, auf ihrem harten Lager viel Schutz und Freude und Nahrung und Erquickung und Ruhe finden, die an diesem Allen vielleicht mehr Geschmack finden, als du im Genusse des Ueberflusses und der Bequemlichkeit. Hier siehst du Tausende von deinen Brüdern und Schwestern, die sich täglich mit mühsamen, dir höchst beschwerlich und unangenehm scheinenden Arbeiten beschäftigen, und die doch bei ihrer

Arbeit froh und mit ihrem Zustande zufrieden sind; Menschen, denen alle deine Kunstwerke und die meisten deiner feinern gesellschaftlichen Vergnügungen ganz fremd sind, und die sich doch weder über Langeweile, noch über Mangel des Vergnügens und der Lust beklagen, Menschen, die das frohe Gefühl ihrer Gesundheit und ihrer Kräfte, der Anblick der schönen Natur, die Aussicht auf eine gesegnete Ernte, die glückliche Einsammlung der Früchte des Feldes, der ruhige Genuß der kühlern Abendstunden, das vertrauliche Tischgespräch, und die lebhaftere Freude des Sonn- und Feiertages für deine meisten Vorzüge mehr als schadlos halten.

O lerne hier, was wahre Glückseligkeit ist, wodurch und auf welchem Wege du sie suchen und finden kannst. Lerne hier, daß sie nicht im Ueberflusse, nicht im äußern Schimmer, nicht in Rang und Titeln, nicht in einem üppigen, weichlichen, müßigen, unthätigen Leben, nicht in dem ewigen Hin- und Herlaufen in einem engern oder weitern Kreise von Lustbarkeiten, nicht in dem unglücklichen Vermögen, jeder kindischen thörichten Begierde Gehör zu geben und auf ihre Befriedigung zu denken, bestehn. Nein, lerne, daß sie in dem frohen Gefühl und in der muntern Anwendung unsrer Kräfte, in einem geschäftigen, thätigen Leben, in der treuen Wahrnehmung unsrer Berufspflichten, in der Einschränkung unsrer

Begierden, in der Verminderung unsrer erkünstelten Bedürfnisse; daß sie in der Zufriedenheit des Herzens und in dem tröstlichen Gedanken an Gott und an die zukünftige bessere Welt besteht; daß sie also weit mehr von uns selbst und von unsrer Art, die Dinge anzusehen und zu beurtheilen, als von unsern äußern Umständen und Verhältnissen abhängt; und daß keinem Menschen der Zugang zu ihrem Besitze und Genusse schlechterdings verschlossen ist, in welchem Stande er auch seyn mag.

So lehrreich kann uns der Aufenthalt auf dem Lande seyn, und so lehrreich ist er dem nachdenkenden Menschen wirklich. So wird ihm das, was nur Erholung und Vergnügen für ihn zu seyn schien, zur fruchtbaren Quelle der Weisheit. So wird sein Geist zugleich mit seinem Körper, die Gesundheit von jenem zugleich mit der Gesundheit von diesem gestärkt. So nähert er sich Gott, seinem Schöpfer und Vater, lernt ihn in allen seinen Werken sehen und fühlen, und berichtiget seine Urtheile über den Werth und die Bestimmung des Menschen und über seine wahre Glückseligkeit.

G. J. Zollikofer.

21.

Mir gefällt des Freundes Entschluß, der dem Kerker der Mauern
Entronnen, sich sein Tusculum *) erwählt.
Warum thürmten Unsinnige wir die gehauenen Felsen?
Zu fürchten etwa ihren schnellen Sturz?
Oder zu verbau'n des Himmels glänzenden Anblick?
Zu rauben uns einander selbst die Luft? —
Anders lebte voreinst in freier und fröhlicher Unschuld,
Von solcher Thorheit fern, die junge Welt
Auf dem Lande. Da blühen unschuldige Freuden. Sie füllen
Mit immer neuer Wollust unsre Brust.
Da schaut man den Himmel. Da raubt kein Nachbar den Tag uns.
Apoll aus frischen klaren Quellen beut
Trank des Genius uns. O kennten die Menschen ihr Glück nur!
Gewiß, in finstre Städte barg es nicht
Unsre Mutter Natur, nicht hinter Schlösser und Riegel;
Für Alle blüht's in offner freier Natur.

---

*) Tusculum, jetzt Frascati, ein Städtchen in Campagna di Roma, in einer schönen, mit vielen Landhäusern besetzten Gegend. Hier hatte auch Cicero ein Landhaus.

Wer's nicht suchte, fand's. Wer reich ist ohne Procente,
Genießt's. Sein Schatz ist, was die Erde beut.
Hier der rinnende Bach, sein Silber. Es steiget in Aehren
Sein Gold empor, und lacht an Bäumen ihm.
Dunkel im Laube verhüllt singt seine Kapelle. Da klaget,
Frohlockt und streitet seiner Sänger Chor.
Anders klagt in der Stadt der gefangene traurige Vogel.
Ein Sklave, der ihm ein Körnchen streut,
Glaubt, er singe dem Herrn. Mit jedem Tone verwünscht er
Den Wütherich, der ihm seine Freiheit stahl.

Auf dem Lande beglückt die Natur; ihr Affe, die Kunst *), darf
Nur furchtsam dort und züchtig sich ihr nah'n.
Schau hier diesen Palast, die grüne Laube; gewölbet
Von wenig dichten Zweigen birgt sie dich,
Wie den Persermonarch sein Haus von Zedern, und schenkt dir,
Was jenen flieht, gesunden süßen Schlaf.

---

*) Daß hier nicht die Kunst im höhern Sinne gemeint ist, bedarf keiner Bemerkung.

Große Städte sind große Laster. Der eignen Freuden
Beraubt, hascht nach fremden Freuden man.
Alles in ihnen ist gemalt, Gesichter und Wände,
Gebehrden, Worte, selbst das arme Herz.
Alles in ihnen ist von kostbarem Holz und von Marmor,
Von Holz und Marmor sind auch Herr und Frau.

O Landesarmuth, o wie bist du reich!
Wann man hungert, so ißt man dort, was jegliche Jahrszeit
An mannigfalt'ger Erquickung dir
Froh gewährt. Der Pflug wird Tafel, das grünende Blatt wird
Ein reiner Teller für die schöne Frucht,
Reinliches Holz dein Krug, dein Wein die erfrischende Quelle,
Die frei von Giften dir Gesundheit strömt,
Und mit sanftem Geräusch zum Schlaf dich ladet; indessen
Hoch über dir die Lerch' in Wolken singt,
Steigt auf und hernieder, und schießt, dir nah an den Füßen,
In ihr geliebtes kleines Furchennest.

J. G. v. Herder.

22.

Der Anblick und die Betrachtung der schönen wundervollen Natur und ihrer Wirkungen auf unsere Sinne, verliert oder gewinnt an wahrem Vergnügen, je nachdem dieses ohne oder mit Religiosität genossen wird. In dem ersten Falle bleibt es bei einer bloßen Befriedigung der Wißbegierde durch angehäufte neue Ideen, oder allenfalls bei einem kalten Verwundern und Erstaunen über anscheinende Verbindungen zur Ordnung und zu Zwecken, ohne eine Ursache davon zu denken, die diese Ordnung gekannt und diese Zwecke gewollt hat, — und so entbehrt die Seele hierbei jede weitere Erhebung und Erwärmung, die ihrer edlern Fähigkeiten würdig wären. Auf der andern Seite aber zeiget die Religion uns einen allgemeinen anordnenden Geist mit Gedanken, Verstand, Absicht und Gesinnung, nach dessen Willen und Einrichtung alles so ist, wie es seyn sollte. In ihm lag schon — wer kann hier anders als menschlich reden! — der Abriß, das Musterbild dieses großen Werks verborgen, ehe er ward, dieser unermeßliche Schauplatz seiner Wunder. Von ihm hat also die sichtbare Welt ihre Zusammenstellung, Schönheit, Zweckmäßigkeit, und Nutzbarkeit. Aus dem unzugänglichen Lichte, mit welchem er sich umgibt, streut er, so zu reden, die Stralen seiner Weisheit und Wohlthätigkeit durch das

Unendliche seiner Schöpfung umher, — und dem denkenden Menschen, der sich dadurch zu einer Aufmerksamkeit höherer Art wecken läßt, und sich mit seiner Ueberlegung und Empfindung bis zu dem hinauf erhebt, dessen göttliche, verschönernde und beglückende Wirksamkeit er allenthalben sieht und fühlet: dem wird auf diese Weise die dabei innigst empfundene Bewunderung und Anbetung ein hohes heiliges Freudenfest, dessen Aehnliches ohne diesen Glauben niemand auch nur in dem kleinsten Maaße zu genießen vermag.

Die Freude an der so feierlich erhabenen und zugleich so lieblich wohlthätigen Gestaltung der sichtbaren Natur, ist offenbar, in Geist und Gehalt, ganz etwas anders mit der dabeibewußten rührungsvollen Richtung des Gemüths auf den Urheber, als ohne dieselbe. Die Seele fühlet sich wie von einer neuen Kraft belebt, zu einer neuen Würde erhöhet in dem Gedanken von einer allerersten höchst weisen und höchst gütigen Ursache alles des Großen, Schönen und Guten der Schöpfung, in der Bewunderung der unzähligen Anstalten zur Erhaltung und Erquickung der lebendigen Geschöpfe, in den unaussprechlich angenehmen Bewegungen eines von Lobpreisung, Dankbarkeit und Liebe durchdrungenen Herzens. Wenn es überall einen in der menschlichen Natur ursprünglich gegründeten Trieb zum Frohseyn, und eine mögliche dieser vernünftigen Natur würdige Befriedigung desselben gibt,

so öffnet auch besonders hier in diesem Falle die religiöse Denkungsart dazu eine so sichere, reine und reiche Quelle, daß wir bei deren Ermangelung vergebens nach irgend etwas in der Welt suchen würden, welches sich zu unsrer Entschädigung dafür an ihre Stelle setzen ließe.

Was hier überhaupt von der Vorzüglichkeit der Religion in dieser Art ihrer Wirkungen auf das menschliche Herz gesagt worden, das bestätiget sich auch durch eine Erscheinung und Thatsache, die sich schwerlich anders als aus diesem Grunde erklären läßt: nämlich, woher der Unterschied komme, daß es in dem höhern Alterthume nirgend solche herzerhebende, anziehende Darstellungen der Natur in Werken des Geistes gegeben hat, als nur da, wo sich eine religiöse Denkungsart damit verband, und wo der große Begriff von einem verständigen und mächtigen Urheber alles dieses Schönen und Guten die Gemüther eingenommen hatte. Dieser Gedanke begeisterte schon so früh, und bei aller übrigen Eingeschränktheit damaliger Naturkenntnisse, die heiligen Dichter und Redner der alten Hebräer mit dem edlen hohen Feuer ihrer in dieser Gattung häufigen Vorträge, lange vorher, ehe unter den berühmten Werken der Vorzeit nur einige Spur von einer durch die Betrachtung der sinnlichen Welt erweckten würdigen Gemüthsregung zu finden war. Die Ursache dieser Trockenheit und Kälte lag, bei ihren

Schriftstellern von sonst so vorzüglichem Geiste, unstreitig in dem Mangel einer gehörigen Erkenntniß von der Gottheit und deren Beziehung auf die Welt, und dieser Mangel konnte denn auch nichts von der lebendigen warmen Empfindungsart aufkommen lassen, bei welcher dem vernünftigen Gottesverehrer in seinem bedachtsamen Anschauen der Natur so wohl ist. Jemehr deswegen auch nachher nebst der erweiterten Bekanntschaft mit den Geschöpfen zugleich die Begriffe von dem Schöpfer ausgebreitet, gereiniget, auf ihre einfache Wahrheit zurückgebracht und dadurch zu ihrer eigenthümlichen Würde erhöhet worden, desto mehr haben in dieser Verbindung die gefühlvollen dichterischen Naturbeschreibungen ein allgemeines Interesse bei denen gewonnen, deren Gemüthsverfassung so etwas Geistigeres zu schätzen und sich dessen zu freuen fähig war.

J. J. Spalding.

23.

O schlage nur fort, mein Herz, muthig und frei! dich wird die Göttin der Liebe, es werden die Huldinnen alle dich beschirmen: denn du ließest alle, alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertrautest unumschränkt der allgütigen Mutter; schenktest ihrem zartesten Lächeln jedes Mal von Neuem dich ganz; strömtest hin in verdachtlosem Entzücken — lern-

test, empfingest von ihr, zu geben und zu nehmen, wie sie selbst. Gleich den Millionen Lichtstralen, die von unzähligen Gegenständen zurückprallen ohne sich zu verwirren, dann im Auge sich sammeln, wieder ohne sich zu verwirren: — o unaussprechliches Wohlthun — unendliche Güte — Leben und Liebe!

Daß ich es dir mittheilen könnte! Könnte leben dich lehren dieß unendliche Leben! Nie würdest du dann befestigen wollen die Sonne, weder in Osten noch in Westen, sondern würdest wenden dich nach Aufgang und Untergang. Und schön ist ja auch der Mond unter Sternen am Nachthimmel — und schön der dunkelere Nachthimmel mit hellen funkelnden Sternen im Neulicht! — O, daß ich diese Gottesader in dir rühren und zum immerwährenden Pulsschlage bringen könnte! —

Fr. H. Jacobi.

24.

Sternenfeier.

Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.

Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit nieder wallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau, wie Zug an Zug sich dränget!
So groß und doch so still! Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkrone auf.
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Stralen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.

Vor allen sey Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden *),
Aus ihrem düstern Nebelflor,
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan **), und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.

O, laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf; folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.

---

*) Die Hyaden und das sogenannte Siebengestirn, die Plejaden, sind Sterngruppen am südlichen Himmel, im Sternbild des Stiers. Die erstern werden auch die Regensterne genannt.

**) Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben der Leier (Lyra) in der Milchstraße.

Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt vom Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensocean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruh'n.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstralen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf.
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen:
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schau'n.

Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Stralenkranz im Haar der Jungfrau *) schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfenlaut;
Die Aetherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des heiligen Arcturs **) herüber;
Und röthlich blickte der Arctur,
Als wär' er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb Licht, ein Sterngewölk empor,
Und wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.

---

*) Die Jungfrau — eines der schönsten und größten Sternbilder im Thierkreise am nördlichen Himmel.

**) Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels im Bootes. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammen-
meere.
In tiefen Nächten schwamm der ferne Uranus *),
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit und vollem Ueberfluß
Von Kräften ausgestattet.
Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da weh'n die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht
löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinsten Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —

Laß vor den Wundern dieser offnen Hallen,
In heil'ger Ruhe laß uns niederfallen!

---

*) Uranus, Jupiter, Venus — Planeten unsres Sonnen-
systems.

Anbeten, tief anbeten laß uns Ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht, heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der sich zum Wurme neigend,
Den Wurm wie seine Welten zählt;
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

C. A. Tiedge.

25.

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet, bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des erdumgürteten Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend stralst du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freut sich dein! In schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres.

Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Safrange-
wande.
Aber wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen
Jünglings!
Feuriger blickt er; er greift nach deinem stralenden
Köcher,
Und schon schnellt er vom goldnen Bogen flammende
Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! Und soll dein Bogen er-
tönen,
O so richte dein furchtbar Geschoß auf des Oceans
Fluthen,
Auf der schneeigen Alpen herunterschmelzende Gipfel,
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tiger durch-
irren.
Zürne, Himmlischer, nicht! Dir flehen der Vögel
Gesänge,
Dir der säuselnde Wald, und dir die duftende Blume:
Wollest nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wollest nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wollest vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen
nicht nehmen!

Sonne, lächle der Erd', und geuß aus stralender
Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!

Schöpfest näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürstest
Selber nimmer! Als Gott, mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden bekränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: Verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürstenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Also rief er. Gedenke du deß, o Stralende! Früher
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erbleichenden Stralen herunter fallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht, zu vergeh'n. Der große Geber des Lebens
Wird gefallene Mücken, gefallene Sonnen, in neues
Leben rufen. Wie du auf schwärmende Mücken herabschauest,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel.

Hymne an die Erde.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sey mir gegrüßt! sey mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh', o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o grüngelockte, von deinem wallenden Hauptbaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften!
Ach du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmuth
In das Herz, daß Wehmuth und Wonn', aus schmelzender Seele,
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!
Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme,
Schwester der allfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der stralenden Stern' und der flammenbeschweiften Kometen!
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung,
Immer blühendes Weib des segenträufelnden Himmels!

Sprich, o Erde, wie war dir, als du am ersten der Tage
Deinen heiligen Schooß dem buhlenden Himmel enthülltest?
Dein Erröthen war die erste der Morgenröthen,
Als er, im blendenden Bette von weichen schwellenden Wolken,
Deine gürtende Binde mit siegender Stärke dir löste!
Schauer durchbebten die stille Natur, und tausendmal tausend
Leben keimten empor aus der mächtigen Liebesumarmung.
Freudig begrüßten die Fluthen des Meeres neuer Bewohner
Mannigfaltige Schaaren; es staunte der werdende Wallfisch
Ueber die steigenden Ströme, die seiner Nase entbrausten;
Junges Leben durchbrüllte die Auen, die Wälder, die Berge,
Irrte blökend im Thal, und sang in blühenden Stauden,
Wiegte sich spiegelnd am Quell, auf wankenden Blümchen, und girrte
Auf den Gipfeln der Ulme, die liebende Reben umschlangen.
Denn der edle Wieh'rer nicht nur und der mächtige Löwe,

Nicht nur die Vögel des Hains und summende goldene
Fliegen
Tranken aus der Quelle des Lebens; Libanons Zedern
Tranken auch; es tranken die Haine, die Blumen und
Gräschen,
Jedes nach seinem Maaße, vom lebentrunkneren
Menschen
Bis zum Gräschen im Thal und bebenden Sprößling
des Berges.
Alle streben und werden geführt von Stufe zu Stufe,
Durch unendliche Reihen bestimmter Aeonen, sie
schleichen
Oder sie fliegen, von Kraft zu Kraft! von Schöne
zu Schöne!
Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen
Sterne,
Dich der himmelwandelnde Mond! So bald du vom
Schlummer
Dich erhebst und Thau aus duftenden Locken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glän-
zenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgen-
gewande.
O wie schimmerst du dann im rosigen Schleier! mit
tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen
umträufelt,

Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Aber wann dein Haupt zum süßen Schlummer sich neiget,
Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir kühlet,
Siehe, dann lächelt der Mond von seinem einsamen Pfade
Sanfte Freuden dir zu, gesäugt vom Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu. In heiliger Stunde
Hört' ich gestern ihr Lied im Wehen wölbender Buchen.
Einigen deiner Kinder, o Mutter! will ich erzählen,
Was im goldnen Reihentanze die Sterne dir sangen.
Also sangen sie — lauscht, ihr Lieblingskinder der Mutter! —
»Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette!
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!
Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zerwehen,
Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,
Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres verstimmen!
Hekla müsse dir nicht, dich müsse der Aetna nicht wecken;

Ruhen müsse der Blitz in schwarzen Gürteln der
Alpen,
Keine Wolke verbergen vor uns dein liebliches Antlitz,
Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mondes um-
schleiern!
Leichtes Fußes müssen vorbei die Stunden dir tanzen,
Bis mit rosigem Finger die Morgenröthe dich wecket.
Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer be-
kümmern,
Denn sie schlummern mit dir. Die Wenigen, welche
der Kummer
Von der Ruhe Lager verscheuchte, tröstet mit milden
Blicken der sanfte Mond, der mit den Weinenden
weinet,
Sich mit Freuenden freut, und liebend Liebenden
lächelt!
Deine Kinder, welche das Meer auf Schiffen um-
tanzen,
Wollen wir während der Nacht an stralendem Gängel-
band leiten,
Daß die Gleitenden nicht ein kreisender Sturm er-
hasche!
Daß kein tückischer Fels die eilenden Kiele verletze!
Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden
Bette!
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig er-
wachest!»

Also sangen die Stern' und schimmerten freundlich; die Lüfte
Bebten, wie mitertönende Saiten der rauhen Leier,
Wann ein preisendes Chor den gewölbten Tempel durchhallet!
Erde, wie bist du schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen, die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? Wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungeheurer Urne
Seine schwellenden Fluthen aus sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber? Den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlersflügeln, zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtiger Orellana *), du Riese,
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluthen des Weltmeers,
Wann du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergießest!

---

*) Orellana — der Maranhon oder Amazonenfluß in Südamerika.

Aber vor allen seyd mir gegrüßt im feiernden Liede,
Vaterländische Ströme! Du, edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wann sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebet.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wann der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendsterne weichen!
Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! Vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo mit umwölkter Hand die Natur, am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Muthiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzet die brünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen;

Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O wie stürzt er donnernd herab beim fallenden Laufen!
Unter dir beben die Felsen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich im glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewundrung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Eichen ergreifen.
Ernst, mit männlicher Kraft, theilst du die Kostnizer Fluthen,
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schimmernden Reichthum; schützest die Grenzen des heiligen Reiches,
Und beschenkst die Ufer mit hangenden goldenen Trauben.
O wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! Sie wandelt
Sich zum Lied' im Munde des Dichters. Bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch singe,
Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buhlen umarmet!

Siehe, sie fleußt ihm entgegen in sanfter Wallung und bringt ihm
Edle Geschenke, den Reichthum der fruchtbaren fränkischen Fluren,
Bringt ihm silberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felsen die heißere Sonne gereift.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faßt sie mit mächtigem Arm, und führt sie hinunter,
Durch krystallene Hallen, in seine stille Behausung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die schönen Gestade
Hallen weit umher vom Brautgesange der Fluthen!

Erde, wie bist du schön, mit wechselnden Bergen und Thälern,
Mit sanftrieselnden Quellen geschmückt und ruhenden Seen,
Mit gethürmten Gebirgen, wo überhangenden Felsen
Hohe Tannen entwachsen und Ströme reissend entstürzen,
Mit geweihten Einsiedleien, wo, unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtrischer Eichen, die hohe Begeistrung

Schwebet und weht im Säuseln und Brausen des heiligen Haines,
Oder im Wogengeräusch des geisterhebenden Weltmeers!
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedsamen Thalen;
Steile Gebirge sind reich an kühnen Thaten und Freiheit.

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Lächelnd blüht die Verheißung des jungen Jahres am Zweige,
Und der sinkende Ast erfüllt sie mit schwellenden Früchten.
Siehe, bald lockt mich am Gipfel des Baums die glänzende Kirsche,
Und bald ladet mich ein die Labsal duftende Erdbeer.
O wie schmückt der Sommer dein Haupt mit farbigen Blumen,
Deren Balsam die Luft mir mit leisen Fittigen zuweht!
Gleich der Erdbeer verbirgt sich bescheiden das Veilchen, ein sanftes
Mädchen suchet es auf und wiegt es am wallenden Busen.
O wer nennt sie alle, die duftenden, farbigen Freuden,

Die dem gewässerten Thal und umwölkten Bergen entblühen?
Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden Pinsel,
Als du den Teppich der Alpen mit Enzianen bemaltest!
Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels sich kleidet?
Wen entzückt nicht die Lilie? O wie selig verweil' ich
Unter den lieblichen Schaaren der tausendfältigen Nelken!
Siehe, dort koset mit mir das duftende hangende Geisblatt,
Und es winket mir hier die kaum geöffnete Rose!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter
Schon sein Urtheil gesprochen, der sanftesten Freuden zu mangeln!
Ihn wird Philomelens Gesang zur Quelle nicht locken,
Ihn kein liebender Blick des süßen Mädchens entzücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinenden Liede,
Mädchen, klaget den Tod der schnell verblühenden Rose!

Sieh, ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnen stralen, und Rosen blüh'n: erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wann dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn
Werden entfließen, in Flüss' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, ein Himmel ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Samml' indessen in deinem Schooße die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden;
Wenn die Sicheln der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern
Und hinsinken wird, in einem rauschenden Schwunge,

Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des Himmels,
Den wir seh'n, mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

Fr. L. v. Stolberg.

26.

Es gibt nur wenige Menschen, die wissen, wie weit die Harmonie der äußern Natur mit unserer reicht, und wie sehr das ganze All nur eine Aeolsharfe ist mit längern und kürzern Saiten, mit langsamern und schnellern Bebungen vor einem göttlichen Hauche ruhend.

Hohe Natur! wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünendes abendrothes Gebirge. Ach, vor der Seele, vor welcher der Morgenthau der Ideale sich zum grauen kalten Landregen entfärbt hat — und vor dem Herzen, dem auf den unterirdischen Gängen dieses Lebens die Menschen nur noch wie dürre, gekrümmte Mumien auf Stäben in Katakomben begegnen — und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist und das kein Mensch mehr erfreuen will — und vor dem stolzen Göttersohne, den sein Unglaube und seine einsame, menschenleere Brust an einen ewigen unverrückten Schmerz anschmieden,

— — vor allen diesen bleibest du, erquickende Natur, mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf deinen Vulkanen und auf deinen Frühlingen und auf deinen Sonnen liegen! —

Auf einen Berg steigt der Mensch, wie ein Kind auf einen Stuhl, näher am Angesicht der unendlichen Mutter zu stehen, und sie zu erlangen mit seiner kleinen Umarmung. Um meine Höhe liegt die Erde unter dem weichen Nebel mit allen ihren Blumenauen schlafend; aber der Himmel richtet sich schon mit der Sonne unter dem Augenliede auf. Unter dem erblaßten Arkturus glimmen Nebel an; und aus Farben ringen sich Farben los. Der Erdball wälzt sich groß und trunken voll Blüthen und Thiere in den glühenden Schooß des Morgens.

Sobald die Sonne kommt, so schau' ich in sie hinein, und mein Herz hebt sich empor — — Durchglühe, Aurora, das Menschenherz wie ein Gewölk, erhelle das Menschenauge, wie deinen Thau, und zieh' in die dunkle Brust, wie in deinen Himmel eine Sonne herauf!

Wehe größere Wellen auf mich zu, Morgenluft! Ziehe mich in deine weiten Fluren, die über unsern Auen und Wäldern stehen, und führe mich im Blüthengewölk über funkelnde Gärten und über glimmende

Ströme und laß mich, zwischen fliegenden Blüthen und Schmetterlingen taumelnd, in der Sonne mit ausgebreiteten Armen zerfließend, leise über der Erde schwebend, sterben; und die Bluthülle falle zerronnen zu einer rothen Morgenflocke, gleich dem Ichor *) des Schmetterlings, der sich befreiet, in die Blumen herab, und den blauhellen Geist sauge ein heißer Sonnenstral aus dem Rosenkelch des Herzens in die zweite Welt hinauf!

Walle trunken um mich, beseelter Goldstaub, mit deinen dünnen Flügeln, ich zerdrücke dein kurzes Blumenleben nicht — schwelle herauf, taumelnder Zephyr, und spüle mich in deine Blüthenkelche hinab. — Ach, du unermeßlicher Stralenguß, fall' aus der Sonne über die enge Erde und führ' auf deinen Glanzfluthen das schwere Herz vor den unendlichen Thron, damit doch das ewige Herz die kleinen an Asche gränzenden nehme und heile und wärme!

Ist denn ein armer Sohn dieser Erde so unglücklich, daß er verzagen kann mitten im Glanze des Morgens, so nahe an Gott auf den heißen Stufen seines Thrones?

---

*) Ichor heißt bei den Dichtern das Götterblut. Hier bezeichnet Ichor die rothen Tropfen, die den Schmetterlingen in ihrer letzten Verwandlung entfallen, und die man sonst Blutregen hieß.

O Mensch! meine Seele hat sich aufgerichtet gegen die Sterne! Der Mensch ist ein Engbrüstiger, der erstickt, wann er liegt und seinen Busen nicht aufhebt. Aber darfst du die Erde, diesen Vorhimmel, verachten, den der Ewige gewürdigt, unter dem lichten Heer seiner Welten mitzugehen? Das Große, das Göttliche, das du in deiner Seele hast und in der fremden liebst, such' auf keinem Sonnenkrater, auf keinem Planetenboden: die ganze zweite Welt, das ganze Elysium, Gott selbst erscheint dir an keinem andern Ort, als mitten in dir. Sey so groß, die Erde zu verschmähen; werde größer, um sie zu achten. Dem Mund, der an sie gebückt ist, scheint sie eine fette Blumenebene; dem Menschen in der Erdnähe ein dunkler Weltkörper — dem Menschen in der Erdferne ein schimmernder Mond. Dann erst fließet das Heilige, das von unbekannten Höhen in den Menschen gesenkt ist, aus deiner Seele, vermischt sich mit dem irdischen Leben, und erquickt alles, was dich umgibt. So muß das Wasser aus dem Himmel und seinem Gewölk erst unter die Erde rinnen und erst aus ihr wieder aufquellen, eh' es zum frischen, hellen Trank geläutert ist. — Die ganze Erde bebt jetzt vor Wonne, daß alles ertönt und singt und ruft, wie Glocken unter dem Erdbeben von selber erklingen. Und die Seele des Menschen wird immer groß gemacht vom nahen Unsichtbaren.

Vier Priester stehen im weiten Dom der Natur, und beten an Gottes Altären, den Bergen: — Der eisgraue Winter mit dem schneeweißen Chorhemd; der sammelnde Herbst mit Ernten unter dem Arme, die er Gott auf den Altar legt, und die der Mensch nehmen darf; der feurige Jüngling, der Sommer, der bis zu Nachts arbeitet, um zu opfern; endlich der kindliche Frühling mit seinem weißen Kirchenschmuck von Lilien und Blüthen, der wie ein Kind Blumen und Blüthenkelche um den erhabenen Geist herumlegt, und bei dessen Gebete alles mitbetet, was ihn beten hört. Und für Menschenkinder ist ja der Frühling der schönste Priester.

Jean Paul Fr. Richter.

27.

Die Jahreszeiten.

Vier theilen, geflügelte Knaben,
Ein jeder drei Monden nur alt,
Kurzdauernde Herrschaft zu haben,
Abwechselnd der Erde Gewalt.
Jeder kämpft mit sicherm Siege
Seinen Thron dem Bruder ab,
Und des Einen Wiege
Ist des Andern Grab.

Nie wurden an Sinn und Gemüthe
  Verschiednere Brüder geseh'n;
Was jener gespendet in Güte,
  Heißt dieser im Zorne vergeh'n.
    Der ist kalt und frostig immer;
      Der entglüht zum Feuerguß;
    Der liebt Hoffnungsschimmer,
      Der nur den Genuß.

Doch mögen sie kämpfen die Brüder;
  Zerstören des Strengen Gewalt,
Und baue der Freundliche wieder
  Stets wandelnd der Erde Gestalt!
    Dieser Mutter Glück und Ehren
      Blühen in der Kinder Streit;
    Alle nur vermehren
      Ihre Herrlichkeit.

Wie sichtbar der Wüthrich sie schändet,
  Der, stürmisch und grausam gesinnt,
Die rollenden Jahre vollendet,
  Die rollenden Jahre beginnt: —
    Geh nur, Stürmer, Lustverhöhner,
      Deinen schreckenvollen Lauf;
    Aus dem Sturm blüht schöner
      Einst der Frühling auf.

So blühet den Völkern der Erde
Heil aus dem gewaltigsten Streit;
Empor aus der Noth und Beschwerde
Blüht Segen der besseren Zeit.
Muth nur, Völker, nur Vertrauen!
Stärke nur in Gottes Kraft,
Die aus Wintergrauen
Euch auch Frühling schafft!

Esra Edem.
(J. F. de Marées.)

28.

Der Frühling. (a)

O seht! in Millionen Keimen
Tritt eine neue Welt hervor!
Die Knospen bersten aus den Bäumen,
Frohlockend steigt die Lerch' empor;
Die schlummernde Natur erwacht,
Sie schlägt die Augen auf — und lacht.

Die Sonne scheint mit Liebesblicken,
Nicht in Gewölke mehr vermummt;
Es tanzt das leichte Volk der Mücken
In ihrem Stral, die Biene summt;

Die Freude, tausendstimmig, schallt
Durch Berg und Thäler, Feld und Wald.

Zersprengt ist die krystallne Kette,
Womit der Frost die Ströme band;
Die Flur vertauscht ihr Flockenbette
Mit einem grünen Lenzgewand.
Natur, aus deiner Mutterbrust
Saugt jedes Wesen Kraft und Lust!

Du schenkst auch meinen Sinnen allen
Den süßen Wonnetrank voll ein;
Mein Ohr entzücken Nachtigallen,
Und Balsam duftet mir der Hain;
Mein Auge trinkt das Grün der Au',
Die Luft umweht mich rein und lau.

Sey mir gegrüßt! Nach tausend Lenzen
Bist du noch heute schön und jung.
Wer gibt dir Stoff, dich zu ergänzen?
Wer diesen regen Zirkelschwung?
Die unerschöpfte Bildungskraft,
Die, stets gespannt, doch nie erschlafft?

Anbeten will ich, statt zu fragen, —
Preis Ihm, er schuf und er erhält!
Ihn will ich aufzusuchen wagen
In seiner wundervollen Welt!

Aus jedem seiner Werke fleußt
Ein Lichtstral in des Forschers Geist.

G. S. Bürde.

29.

Der Frühling. (b)

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich diesen fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach! an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.

Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! hinauf strebt's,
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich dem süßen Frühlingsmorgen, den ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Stralen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege,

und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmern der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen und Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten — dann sehne ich mich oft und denke: Ach, könntest du das wieder ausdrücken, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Aber ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

J. W. v. Goethe.

30.

Der Frühling. (c)

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergeh'n!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!

Hallelujah! Hallelujah! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden:
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab, und den Orion gürtete:
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Hallelujah dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Stralen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach! nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der seyn wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will! —

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, Du
Schufest sie!

Lüfte, die um mich weh'n, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül.
Wolken strömen herauf.
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblicher seyn kannst,
Ja, das bist du, sichtbar Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still.
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarst du dich;
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller der Segen.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Stral?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sey dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald
durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Stral?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft.

Aber nicht unsre Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber
Vor unsrer Hütte vorüberzugeh'n.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist — wie durstete sie! — die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter.
In stillem sanften Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

F. G. Klopstock.

31.

Der Sommer.

Schön bist du Erde, schön im goldenen Sommer-
kleide;
Dich grüßt mein Preisgesang, dich ehret meine Freude.
Sieh, wie die gelbe Saat die schweren Häupter
neigt!
Wie unter seiner Last das schwanke Reis sich beugt!
Wie auf der fetten Trift die satte Heerde hüpfet!
Wie durch das hohe Gras das Sommerwürmchen
schlüpfet!
Horch, wie der Wachtelschlag im Weizen, tief im
Wald
Der Drossel Flöte schallt!

Doch schwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung stöhnt; die welken Fluren
lechzen.
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Mitter-
nacht
Herauf aus Süd und West. Des Sturmes Kraft
erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeste
zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft
und splittert.

Der Haingesang verstummt. Das scheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

Allvater lächelt — schnell verbraust der Donner Rasen;
Der Blitze Flamm' erlischt, des Sturms verheerend Blasen
Wird leises Weh'n; es schweigt das aufgewühlte Meer.
Schön, Erde, ist dein Ruh'n nach Wettern, schön und hehr.
Des Donners Droh'n wird Huld, sein Schelten milder Segen.
Der Wolken Fülle rauscht; es rieseln laute Regen.
Nun trinkt, was dürstete; nun labt sich die Natur;
Nun jubeln Wald und Flur.

Die Dünste flieh'n. Die Luft verklärt sich. Groß und milde
Beglänzt die Abendsonn' das träufelnde Gefilde.
Wie blitzt in ihrem Glanz, wie funkeln Bach und Au'!
Wie düster steht der Wald, das ferne Meer, wie blau!
Sie sinkt; der Westen glüht. Der müde Landmann feiert;
Die Heerden kehren heim; der braune Abend schleiert

Das Feld, das stille Dorf, den feierlichen Hain
In seinen Mantel ein.

Sie kommt, erwünscht dem Gram, sie kommt, ersehnt dem Müden,
Die süße, süße Nacht, und träufelt Trost und Frieden
In jede wunde Brust, und schließt zu sanfter Ruh
Und holder Träumerei, die nassen Wimpern zu.
Es scheint der stille Mond in des Verlaßnen Kammer
Durchs enge Fensterchen, und weint in seinen Jammer.
Der wache Weise sinnt, in ernster Dunkelheit,
Gott, Grab und Ewigkeit.

Ja, wahrlich, du bist schön, mein mütterlich Gefilde!
Bist einer ew'gen Kraft und einer ew'gen Milde
Unsträflich Meisterstück! Gesegnet seyst du mir,
Gesegnet und gewünscht, so lang ich wall' auf dir!
Gesegnet jede Lust, gesegnet jeder Kummer,
Der deiner Brust entquillt; willkommen einst mein Schlummer
In deinem stillen Schooß, der alle Unruh' stillt,
Und allen Jammer hüllt.

L. Th. Kosegarten.

32.

Der Herbst. (a)

Die Bäume steh'n der Frucht entladen,
Und gelbes Laub verweht in's Thal;
Das Stoppelfeld in Schimmerfaden
Erglänzt am niedern Mittagsstral.
Es kreist der Vögel Schwarm und ziehet;
Das Vieh verlangt zum Stall, und fliehet
Die magern Au'n, vom Reife fahl.

O geh' am sanften Scheidetage
Des Jahrs zu guter Letzt hinaus,
Und nenn' ihn Sommertag und trage
Den letzten schwergefundnen Strauß!
Bald steigt Gewölk, und schwarz dahinter
Der Sturm, und sein Genoß, der Winter,
Und hüllt in Flocken Feld und Haus.

Ein weiser Mann, ihr Lieben, haschet
Die Freuden im Vorüberflieh'n;
Empfängt, was kommt, unüberraschet,
Und pflückt die Blumen, weil sie blüh'n.
Und sind die Blumen auch verschwunden:
So steht am Winterheerd umwunden
Sein Festpokal mit Immergrün.

Noch trocken führt durch Thal und Hügel
Der längst vertraute Sommerpfad.
Nur röthlich hängt am Wasserspiegel
Der Baum, den grün ihr neulich saht.
Doch grünt der Kamp vom Winterkorne;
Doch grünt, beim Roth der Hagedorne
Und Spillbeern, unsre Lagerstatt!

So still an warmer Sonne liegend,
Seh'n wir das bunte Feld hinan,
Und dort, auf schwarzer Brache pflügend,
Mit Lustgepfeif, den Ackermann.
Die Kräh'n in frischer Furche schwärmen
Dem Pfluge nach, und schrei'n und lärmen,
Und dampfend zieht das Gaulgespann.

Natur, wie schön in jedem Kleide,
Auch noch im Sterbekleid wie schön!
Sie mischt in Wehmuth sanfte Freude,
Und lächelt thränend noch im Geh'n.
Du, welkes Laub, das niederschauert,
Du, Blümchen, lispelst: Nicht getrauert!
Wir werden schöner aufersteh'n!

J. H. Voß.

33.

Der Herbst. (b)

Blätter fallen, Nebel steigen,
Und zum Winterschlafe neigen
Sich die Bäume schon auf welker Flur.
Ehe Flocken sie umhüllen,
Rede du mit mir im Stillen
Einmal noch, befreundete Natur!

Oft hast du mit mir getrauert,
Oft mich wonnevoll durchschauert;
Deine Muttertreue lächelt, spricht
Hier in lispelnden Gebüschen,
Dort in Graben, die sich mischen,
Winkt im Sonnenstral, im Dämmerlicht.

Wo der Nord auf nackten Hügeln
Braust und wo sich Blumen spiegeln,
Bist du Wiederschein und Wiederklang
Der geheimsten unsrer Triebe;
Malst und tönest Hoffnung, Liebe,
Freud' und Schmerz, und Klag' und Trostgesang.

Freude, wann, umjauchzt von Hirten,
Sich mit Glanz die Berge gürten,
Mit des jungen Maitags erstem Glanz;

Liebe, wenn sich Reben winden,
Rosen küssen, Bäche finden,
Und die Aue lacht im Hochzeitkranz.

Wehmuth, wenn des Tags Getümmel
Nun verstummt; am grauen Himmel
Unbewegt die Abendwolke steht;
Lustgehölze sich umdüstern,
Und der Wind mit bangem Flüstern
Nur im höchsten Laub der Pappel weht.

Hoffnung blickt im Sternlein nieder,
Das nach schwarzen Stürmen wieder
Freundlich aus dem Nachtgewölke tritt;
Und in goldner Morgenröthe
Singt zur ländlich frommen Flöte
Jeder Hain — die Staude säuselt mit.

Unbefangne Mädchenherzen
Läßt ihr kindlich- frohes Scherzen
Oft im Bild' ein Sommerabend seh'n,
Wenn in hellen blauen Lüften,
Wie auf lämmervollen Triften,
Schöngepaarte Silberwölkchen geh'n.

Aber aus entweihten Gründen
Flieht dein süßes Mitempfinden,
O Natur! Die öde Quelle rauscht

Ohne Liebe; sprachlos flüstern
Zweige, die sich nie verschwistern,
Wo im Blüthenstrauche Bosheit lauscht.

Sie umringen leere Schatten,
Taube Wälder.; auf den Matten
Ist der Blümchen keines ihr verwandt;
Segen strömen nicht die Garben,
Und des Regenbogens Farben
Schmücken nicht der Eintracht Festgewand.

Wie er zagt in sichrer Höhle,
Der Verbrecher, dessen Seele
Jedes dumpfere Getöse schreckt!
Lauter Stimmen, die den Rächer
Rufen! denn zum Mitverbrecher
Wird der Fels, der einen Frevler deckt.

Selig, wer mit immer reinen
Händen, dir in dunkeln Hainen,
Allernäherinn, sein Opfer bringt!
Wer von lichtumfloßnen Hügeln
Auf des Morgenwindes Flügeln
Sich in deinen höhern Tempel schwingt!

Dreimal selig die Getreuen,
Die sich deiner Einfalt freuen,
Deine Schönheit seh'n mit lauterm Sinn!

Unter Erdenmelodieen,
Zwischen Rosen, die verblühen,
Führst du sie zum Unsichtbaren hin.

Die vom Lenz verjüngte Wiese
Zeigt uns künft'ge Paradiese;
Friede, wie der Thau von oben, mild,
Unvergänglich, wie die Sterne —
Friede schimmert aus der Ferne,
Wenn die Sonne sich in Purpur hüllt.

Gleich dem hohen Gottesfrieden,
Den ein Traumgesicht dem müden
Pilger einst im heil'gen Lande gab:
Plötzlich ward die Erd' ihm heiter,
Mondenglanz zur Sternenleiter,
Und der ganze Himmel stieg herab.

J. G. Jacobi.

34.

Der Winter. (a)

Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
Des Sommers bunt Gefieder,
Und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet;
Kein Lamm, kein Schäfchen weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verstummet,
Und keine Biene summet;
Doch bist du auch im Schlummer schön!

Die Zweig' und Aeste schimmern,
Und tausend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet?
Die Decke dir gespreitet,
Und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben;
Er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht!

Bald in des Lenzes Wehen
Wirst du verjüngt erstehen,
Zum Leben wunderbar!
Sein Odem schwebt hernieder;
Dann, Erde, stehst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar!

F. A. Krummacher.

35.

Der Winter. (b)

Mit ihren Blumen, ihren Freuden
Entfloh die schöne Zeit;
Nun ruht die mütterliche Erde
Gehüllt in's Winterkleid.

Da stand der Baum in seiner Blüthe,
In seiner vollen Pracht,
Hat Schatten, Kühlung und den Segen
Der Früchte dargebracht.

Und steht nun da erstarrt, entblättert —
Sieh' unsres Lebens Bild!
Kaum scheinet uns mit ernstem Strale
Die Sonne sanft und mild:

So naht des Sommers Gluth und senget
Schon manche Blume ab;
Und was des Sommers Gluth verschonte,
Sinkt in des Winters Grab!

Doch wenig Monden — und der Frühling
Vertilget jede Spur
Vom Todesschlaf, und höher schläget
Der Pulsschlag der Natur. —

Auch uns wird einst ein Frühling lächeln:
Nur Schlaf ist unser Tod!
Die Nacht vergeht. Seht dort ein neues
Und schönres Morgenroth!

H. C. G. Demme.

Kunst.

1.

Aus der Schaar der Götterfreuden
Stahl die jüngste Freude sich,
Und der Fleiß, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unschuld war in ihren Mienen,
Treue war in seinem Blick:
Und die Liebe zwischen ihnen
Stiftete der Beiden Glück.

»Ich ermatte, sprach die Schöne,
Gib mir deine sichre Hand.«
»Nimm sie, sprach er, Eintracht kröne
Unser Beider treues Band.«
Also wohnten sie im Schatten,
Unter aller Götter Gunst;
Und das Kind, das Beide hatten,
War ein schönes Kind, die Kunst.

Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Brust;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiß und Emsigkeit zur Lust.
Sorgsam hat er sie erzogen,
Zärtlich hat sie sie gesäugt;
Götter waren ihr gewogen,
Menschen waren ihr geneigt.

Aber als sie zu vermählen
Nun die frohe Zeit erschien:
Wer der Götter wird sie wählen?
Wem der Menschen wird sie blüh'n?
Zwischen Erd' und Himmel schwebet
Sie, der Einsamkeit geweiht;
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.

Die Verlorne zu beglücken
Schaute Jupiter hinab.
»Unsern Himmel soll sie schmücken,
Sie, die nur den Himmel gab.
Aus dem Chor der Götterjugend
Wäre Thalia*) verbannt?
Unschuld, und du, frohe Tugend,
Holet sie in unser Land.»

---

*) Thalia, die Grazie dieses Namens, hier als Kunst gedacht.

Unschuld und die Tugend stiegen
In der Schwester Einsamkeit;
Und aus ihrer Beider Zügen
Schuf sie selbst sich Göttlichkeit.
Unabtrennlich stets von Beiden
Ward sie wie die Anmuth schön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jetzt drei Grazien. —

Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand:
Des Geliebten Umriß schattend an der Wand
Zeichnete das Mädchen, und von Glanz umstralt
Hat mit Amor's Fackel liebend sie's gemalt.

Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand:
Als am Marmorfelsen Amor liebend stand,
Fühlete der Marmor, und von Venus Thron
Stieg ein liebend Mädchen zu Pygmalion. *)

Und mit Zaubertönen, voll von süßem Schmerz,
Schafft sie uns im Herzen ein wie andres Herz!
Freundschaft, hohe Tugend, Braut und Vaterland!
Liebe war's, die jede schöne That erfand!

---

*) Pygmalion, ein griechischer Bildhauer, verliebte sich in sein eignes Kunstwerk, und die schöne Statüe (Galathea) wurde von Venus belebt.

Liebe, die der Sprachen schönste fand.
Was der Mund zu sagen sich nicht unterwand,
Sprach die goldne Zither; Wunsch und Sympathie
Goß sie in die Saiten — so ward Poesie.

Liebe, du der Menschen göttlichster Verstand,
Die des Unglücks Stürme siegend überwand,
Die im Unglück fester Herz an Herzen band —
Knüpfe Seel' an Seele, knüpfe Hand in Hand!

J. G. v. Herder.

2.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wie jetzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben wird: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzt, und sie blos auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; das Schöne niederer Gattungen war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen,

daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringet, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihn nichts edler, als der Endzweck der Kunst — und die Schönheit war bei ihm das höchste Gesetz der bildenden Künste.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu halten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schöne befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere (die Carricatur) bei Strafe verbot, ist bekannt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig, und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen und in welchem Maaße er jede Art desselben verstatten will.

Die bildenden Künste insbesondere, außer dem un-

fehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischet. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. Bei uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern.

Da die bildenden Künste allein vermögend sind, die Schönheit der Form hervorzubringen; da sie hierzu der Hülfe keiner andern Kunst bedürfen, und andere Künste gänzlich darauf verzicht thun müssen: so ist es wohl unstreitig, daß diese Schönheit nicht anders als ihre Bestimmung seyn kann.

Die eigentliche Bestimmung einer schönen Kunst kann nur dasjenige seyn, was sie ohne Beyhülfe einer andern hervorzubringen im Stande ist. Dieses ist bei der Malerei (und Bildhauerkunst) die körperliche Schönheit. Die höchste körperliche Schönheit ist also ihre höchste Bestimmung.

Die höchste körperliche Schönheit existirt nur in den Menschen, und auch in diesem nur vermöge des Ideals.

G. E. Lessing.

3.

Die Künste und Wissenschaften, welche auf die Pfade des Lebens so mancherlei Blumen streuen, jedes edle Gefühl in der Brust wecken; in jeder Lage, an jedem Orte, in jedem Alter unsere unzertrennlichen Freundinnen bleiben — diese unser Daseyn verschönernden Künste wurden von den Alten mit dem Namen artes ingenuae et liberales belegt. Nur Personen von freier Geburt und Erziehung sollten sie treiben. Die Bildung jener Gefühle, welche den vorzüglichsten Werth des Menschen bestimmen, bedarf eines freien Geistes und eines von keiner Nothwendigkeit belasteten Gemüths. Die Künste, die Blumen einer schönen Phantasie und einer wärmern Empfindung, bezeichnen die Grade der Kultur eines Volkes, und indem der Wilde sich glücklich achtet, wenn er seine Tage veressen, vertrinken und verschlafen kann, sucht der Gesittete seine mannigfaltigen, seelenstärkenden Erholungen in dem Schooße der Künste und in einer edlern Thätigkeit seiner Seelenkräfte.

Die Neuern haben diese freien Künste der Alten mit dem Namen der schönen Künste unterscheiden wollen. Unter diesen werden begriffen: die Musik, die Tanzkunst, die Gebehrden-, Mienen- und Schauspielkunst, die Rede- und Dichtkunst, die Malerei, Skulptur und Baukunst.

Da diese Künste für das Auge, das Ohr und die Phantasie bilden, und eine Menge sinnlicher Vollkommenheiten entweder nacheinander oder zugleich darstellen: so scheint ihnen der Beiname schön vorzüglich zuzukommen, theils um sie von andern trocknen Wissenschaften, theils von andern mehr mechanischen Künsten zu unterscheiden. Sie verdienen aber den Beinamen schön nicht bloß als Gegenstand, — sie interessiren uns eben so sehr als Werke, welche uns einen Abglanz ungewöhnlicher Kräfte, theils körperlicher Geschicklichkeit, theils der Seele, geben. Diese Werke sind gleichsam ein sichtbarer Abdruck und Spiegel davon.

A. Hirt.

4.

In aller Herzen ruht die Welt des Schönen,
Die Götter ruh'n in jeder reinen Brust;
Was du vernimmst in des Gesanges Tönen,
Was dich bewegt mit wunderbarer Lust,
Wenn süße Melodieen dich umschweben:
Es ist in dir, es ist dein innres Leben!

Von außen regt der Sinn nur die Gedanken,
Erweckt die Sprache, das erhabne Bild;
Dann reißt er kühn sich los von seinen Schranken,
Dem Staub gebietend, der ihn überhüllt.
Der Künste Zauber wird kein Herz empfinden,
Fehlt ihm die Kraft, ihn selbst in sich zu finden.

Denn wie ein Traumbild eilt das flücht'ge Leben,
  Die Kunst nur faßt, was unvergänglich blüht;
Unendlichkeit dem Augenblick zu geben,
  Spricht sie, ein Gott, an's menschliche Gemüth;
In jede Seele weiß sie einzudringen,
An jeden Ton harmonisch anzuklingen.

Dann glüht ein Morgenroth vor deinen Blicken,
  Wo sich der Ahnung Dunkel mild verklärt;
Der heil'ge Glaube naht, dich zu beglücken,
  Der Wahn entflieht, der deine Lust gestört;
Du fühlst dich groß im weiten Raum der Wesen,
Der ew'gen Ordnung ew'gen Sinn zu lesen. —

Wollt ihr ein Bild des Ewigen und Wahren?
Schaut, was die Kunst vor Augen euch gestellt;
Das Göttliche dem Geist zu offenbaren,
Baut sichtbar sie die unsichtbare Welt;
Sie machet wahr, was niemand noch erfahren,
Und jedem doch sich menschlich zugesellt;
Und muß auch ihre Schöpfung untergehen,
Ihr Reich bleibt ewig in der Schöpfung stehen.

Chr. Schreiber.

5.

Wie bringen die Künste das Schönste hervor? Nehmen sie es aus der Natur, oder müssen sie es

dichten? Und wenn sie es dichten, *wie* dichten sie es?

Daß sie es nicht bloß aus der Natur nehmen können, darauf führt schon der Ausdruck: *Ideal*. Denn der führt auf ein Bild, daß allein in der *Idee* sein Bestehen hat, wovon also das Original in der Natur nicht vorhanden ist. Ja selbst, daß der Zweck, nach welchem die Künste streben, das *Schönste* ist, führt auf ein Bild, das in der Wirklichkeit nicht gefunden werden kann.

Die Natur arbeitet nicht bloß für unser Vergnügen, sondern auch für unsern Nutzen; sie gehet also nicht auf das Schöne, noch weniger auf das Schönste aus. Selbst da, wo die Natur das Schöne hervorbringt, wirkt sie doch nicht das Schönste. Ihr Wirkungskreis ist so unermeßlich im Großen, und so unergründlich im Kleinen; ihre Zwecke sind so unendlich mannigfaltig in einander verschlungen; ihre Mittel so unermeßlich, und beides, Zweck und Mittel, von so unendlich vielen Seiten einander bis zu dem höchsten Zweck untergeordnet, daß überall die Aufopferungen und Einschränkungen des Schönen in keinem Theile das Schönste zulassen, um den höchsten Zweck des *vollkommensten Ganzen* nicht zu verfehlen.

Aber heißt das nicht die Natur, das Werk des unendlichen Verstandes, herabwürdigen, wenn wir sie so dem Werke des menschlichen Künstlers nachsetzen?

Nichts weniger! denn die Natur ist noch immer von so vielen Seiten über die Kunst erhaben.

Die bildenden Künste haben zuvörderst nur *einen* Zweck, das Vergnügen, und ihre Mittel sind beschränkt; die Natur verbindet unendlich viele und mannigfaltige Zwecke und Mittel miteinander. Die Künste streben hiernächst nur nach der Schönheit der äußern Form; in den Werken der Natur webt die immer rege Kraft eines thätigen Geistes. Die Werke der Kunst sind nur schwache Schatten; die Werke der Natur haben Wesen. Die Werke der Kunst stellen nur den Schein dar; die Werke der Natur den Körper selbst. Jene sind todte Gestalten, die höchstens das Leben nachahmen; diese sind nie versiegende Quellen von Bewegung von organischem, thierischem, vernünftigem und sittlichem Leben.

Zu diesem allem kommt noch ein Vorzug, der einen unermeßlichen Vortheil auf die Seite der Natur bringt, und dieser besteht in der unaufhörlichen und ununterbrochenen Veränderung der Ansichten der Natur. Die Kunst kann nur *einen* Moment und *eine* Ansicht darstellen; die Natur ist in jedem Augenblicke und bei jeder Ansicht anders. Eine Gegend ist nicht bloß des Morgens, des Mittags und des Abends anders beleuchtet; ihre Schatten- und Lichtparthien sind mit jedem unmerklichen Fortrücken der Sonne, mit jeder Erheiterung oder Verdichtung der Luft durch Dünste, mit jedem Gange der Wolken in steter Be-

wegung, und bietet dem Auge in jedem Momente einen neuen Anblick dar. Eben so oft ändert die Scene durch jede Bewegung des Zuschauers, insonderheit in den gebirgigen Gegenden und auf einem ungleichen Boden. Jeder Schritt, jede Bewegung des Kopfes und der Augen eröffnet eine neue Perspektive und stellt uns eine immer ändernde Schöpfung dar. Die Kunst kann also immer die Natur durch ihre idealischen Formen übertreffen; das Vergnügen, das ihr inneres Leben und ihr unaufhörlicher Wechsel gewährt, kann sie doch nicht erreichen.

Wenn nun aber die Arbeit der Natur nicht auf das Schönste in den Formen geht, so kann die Kunst auch dieses der Natur nicht bloß nachzeichnen — sie muß es selbst dichten. — Wie dichtet sie es aber? Dichtet sie ihre Ideale, indem sie die verschiedenen Grundsätze des Schönen, die in der Natur über viele Individuen ausgebreitet sind, sammelt und in ein Ganzes vereiniget, das nun ein Schönstes ist, weil es alle zerstreuten Schönheiten in einem zusammenfaßt?

Diese Meinung, so scheinbar sie ist, hat aber so viel gegen sich, daß man ihr, nach sorgfältiger Prüfung, unmöglich beitreten kann. Es ist gar nicht denkbar, daß ein Ideal von Schönheit durch die Vereinigung einzelner schöner Theile, die in der Natur zerstreuet sind, könne zusammengesetzt werden. Hier sind meine Gründe:

Man setze, daß man aus dem schönen Gesichte die Stirn, aus dem andern die Augen, aus noch andern die Nase, den Mund, das Kinn u. s. w. nehmen wollte, so fragt es sich: werden diese Theile auch zu einander passen? Das, was allen diesen einzelnen Stücken in dem Gesichte, woraus sie genommen sind, ihre Schönheit gab, war gerade die Harmonie mit den übrigen zu einem schönen Ganzen.

Hiernächst ist in der Natur keine Form im höchsten Grade schön. In der Natur ist Mannigfaltigkeit und Veränderung; das höchste Schöne ist einzig, und eben darum ist das höchste Ideal der Schönheit von jeder Form ewig und unveränderlich. Dieß fühlt selbst der Künstler, der sein Ideal aus der Natur zu sammeln glaubt; nur daß sein Gefühl dunkel auf sein Verfahren wirkt. Indem er das Schöne in einem Ganzen bloß nachzuzeichnen glaubt, gibt er ihm unvermerkt, bald durch Vermehrung, bald durch Verminderung, eine Form, die es dem Ganzen anpaßt und zugleich zu dem höchsten Schönen erhebt.

In der Natur sind die schönen Formen nicht leblos und ohne Bewegung, wie in den Werken der Kunst. Sie sind die Hüllen einer lebendigen Kraft, auf ihren Zügen webt ein lebendiger Geist, athmet ein steter Wechsel der Empfindung, bis zu der zartesten und feinsten in ihren Arten und Graden. Diese Formen sind also nie ganz rein, nie ohne Mischung von Ausdruck.

Dieser Ausdruck, so süß und rührend er seyn mag, trübt aber immer um etwas das reine Licht, das allein von der idealischen Schönheit ausgeht. Die vollkommenste Schönheit in Thränen ist das Interessanteste, was ein feines Gefühl berühren mag; aber es ist nicht das Schönste, was die Phantasie schafft.

Wie dichtet also die Phantasie das Ideal der Schönheit, wenn sie die Züge dazu nicht aus der Natur sammelt? Das Ideal der Schönheit ist die Schönheit in ihrem Wesen, und der menschliche Geist schafft es, wie er die Wesen aller Dinge schafft. Es ist die Idee der Schönheit, wie sie in dem göttlichen Verstande ewig und unveränderlich ist. Sie wird durch die Natur geweckt, diese Idee; aber der Verstand denkt sie als Form zu dem Begriffe, den sie versinnlichen soll, und wozu das Bild in der Phantasie hervorgehet.

Wir sehen die Wirkungen des Genies; aber seine innere Werkstatt ist uns verborgen. Es wirkt mit einer geheimen Kraft, und diese verbirgt gerade bei den Schöpfungen das undurchdringlichste Dunkel, in welchen der schaffende Verstand des Menschen dem Schaffen der Gottheit am nächsten kömmt.

J. A. Eberhard.

6.

Die Kunst der Malerei heißt zwar die Nachahmung der Natur, und scheinet, durch das Wort nach, geringer an Vollkommenheit zu seyn, als die Natur; dieses ist aber nur mit Bedingung wahr. Es gibt Sachen in der Natur, so die Kunst unmöglich nachahmen kann, und wo sie sehr schwach gegen die Natur erscheint, nämlich in Licht und Finsterniß. Hingegen hat sie einen Theil, der sehr mächtig ist, einen Theil, der die Natur weit übertrifft — dieser ist die Schönheit. Die Natur ist in ihren Hervorbringungen sehr vielen Zufällen unterworfen; die Kunst aber wirket frei, weil sie lauter schwache Materien zum Werkzeuge hat, in welchen keine Widerstrebung ist. Die Kunst der Malerei kann aus dem ganzen Schauplatze der Natur das Schönste wählen, und die Materien von vielerlei Orten und die Schönheit von vielerlei Menschen sammeln, da die Natur die Materie eines Menschen nur aus der Mutter desselben nehmen, und sich mit allen Zufällen begnügen muß. Also können die gemalten Menschen leicht schöner als die wahrhaftigen seyn. Wo werden sich in Einem Menschen zugleich die Größe der Seele, die Uebereinstimmung des Leibes, ein tugendhaftes Gemüth und gleichgeübte Glieder finden? Ja nur die vollkommene Gesundheit und Genesung? — Hingegen in der Malerei kann dieses leicht bedeutet werden, wenn man die Einför-

migkeit in Umrissen, die Größe in der Gestalt, die Freiheit in der Stellung, die Schönheit in den Gliedern, die Macht in der Brust, die Leichtigkeit in den Beinen, die Stärke in den Schultern und Armen bezeichnet; die Aufrichtigkeit in der Stirn und den Augenbraunen, die Vernunft zwischen den Augen, die Gesundheit in den Backen, die Lieblichkeit in dem Munde bedeutet. Wenn man so in allen Theilen vom größten bis zu dem geringsten, in Mann und Weib, eine Bedeutung und Gestalt nach ihrer Bestimmung bringet, und diese Betrachtungen wieder in jedem Stand des Menschen und nach jeder Bedeutung verändert: so wird der Künstler sehen, daß die Kunst die Natur selbst noch übertreffen kann. Denn wie in keiner Blume der Honig ist, sondern in allen ein Theil desselben, woraus die Biene in der Sammlung den Honig macht: eben so kann der Künstler aus allem Erschaffenen das Beste wählen, und dadurch die größte Süßigkeit in der Kunst (die ideale Schönheit) zuwege bringen.

A. R. Mengs.

7.

Unbedingte Nachahmung der schönen Natur kann nicht oberstes Prinzip für die schöne Kunst seyn. Da bei jedem ihrer Werke das Genie lediglich für den Geschmack schafft und bildet, so fordert auch dieser, daß in dem Werke des Genies nichts er-

scheine, was ihm gleichgültig oder wohl gar widrig sey; fordert, daß das Werk alle die Eigenschaften besitze, welche sich vereinigen müssen, um dem menschlichen Geiste den höchsten, vollendetsten, reinsten Schönheitsgenuß zu gewähren, welcher durch Form und Gestalt, als freie Produkte menschlicher Erfindungs- und Einbildungskraft, für menschliche Geister bewirkt werden kann. Der Geschmack kann die Theile der wirklichen Natur nicht als zunächst für das durch ihn mögliche Vergnügen gebildet betrachten; allein jedes Werk schöner bildender Kunst kann und muß er aus diesem Gesichtspunkte ansehen. Er fordert also von dem Genie mehr als von der Natur, und aus dieser gerechten Forderung des Geschmacks entspringt der oberste Grundsatz für alle schöne bildende Kunst, ein Grundsatz, welcher nichts anders ausdrücken kann, als: Bildung von sichtbaren Formen für den höchsten, vollendetsten und reinsten Schönheitsgenuß, dessen der Mensch bei der größten möglichen Vervollkommnung seiner zum Genuß des Schönen zusammenwirkenden Vermögen, fähig ist; Bildung von sichtbaren Formen, wie sie die Natur selbst hätte bilden müssen, wenn Befriedigung des Geschmacks des Menschen durch ihre Gestalten ihr ausschließender Zweck gewesen wäre.

K. H. Heydenreich.

8.

Frei sich schaffe die Kunst ihr Gebiet; aus dem Reich der Ideen
Nehme die Bilder sie sich, nicht der erscheinenden Welt.
Denn nur schön ist das Werk, wo auf dem ewig sich Gleichen,
Als dem Muster, zuerst weilet des Bildenden Geist,
Daß, abstralend sein Werk, es dir zeig' in Füll' und in Stärke,
Nicht am Schatten, der nur schwächere Schatten erzeugt.
Was in der Tiefe der Welt des Gemüths er dorten erschaut hat,
Stell' er in der Natur Farb' und Gewand dann dar.
Nicht das Erscheinende bind' ihm den Sinn und bemeistr' ihn; doch seines
Reichthums brauch' er mit Wahl; denn auch im Zeitlichen ist
Ewiges ja, und das Sichtbare bleibt des Unsichtbaren Abbild,
Und ein heilig Gewand dessen, was nimmer vergeht.

Also treu der Idee verliert er sich nie von der Wahrheit
Und der Natur, und frei bleibt er auch, wo er ihr dient.

C. Ph. Conz.

9.

Den Künstlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daß die treue Nachahmung der Natur keineswegs der Zweck der Kunst, sondern nur Mittel ist; daß Wahrscheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Wesen der Natur gehören, sondern Schöpfungen des menschlichen Verstandes, Dichtungen sind; daß die Vollkommenheit dieser Geistesgeburten desto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen ist; endlich, daß Schönheit ihr vollendendes äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß.

Was wäre die Kunst, was hätte sie, hinweggesehen vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendig wirkenden umformenden Menschheit wäre? Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild des Fürsten auf einer Münze, erblicken

wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzuſklaviſch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunſt ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geiſtesſchöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künſtler im Materiellen wirken und der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphyſiſche Reichthum, den ſich der Künſtler aus unbefangenen Anſchauungen der Natur erwarb, den er in das Syſtem ſeiner Empfindungen und Gedanken verwebt — den ſtrömt er wieder über alle ſeine Werke aus. Die Ideale des Meißels und der Malerei, der Dichtkunſt und der Schauſpielkunſt finden wir ſämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerſtreute Vortreffliche der Natur, zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unſerer Vernunft mögliche, auch von unſerm Sinne zu faſſende und ſogar noch ſinnliche mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgend vorhandene Vollkommenheit darſtellt. Göttlich groß iſt das Künſtlergenie, das die Eindrükke der Natur ſtets offen, tief und innigunterſcheidend empfindet, und nach ſeiner innern Harmonie das Treffendſte vom Bezeichnenden, das Edelſte vom Edlen, das Schönſte vom Schönen wählt, um die Kinder ſeiner Phantaſie aus dieſen erleſenen Beſtandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkte ihres Weſens, und nur in ſo fern der Menſch ſie vereinigte, liebliche Träume ſind.

Nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsenmassen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligern Gestalten des Pflanzenreiches, denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, und sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schooß; selbst thierisches Leben nicht, des Daseyns unbewußt, an innern Beziehungen arm: sondern der Mensch, der sich vor allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwohl außer sich nur Correlate seiner innern Harmonie erblickt, — der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitbildenden Kunst.

G. Forster.

10.

Die Natur hat einen unermeßlichen Plan. Die Mannigfaltigkeit desselben erstreckt sich vom Unendlich-Kleinen bis ins Unendlich-Große, und seine Einheit ist über alles Erstaunen hinweg. Die Schönheit der äußerlichen Formen überhaupt, ist nur ein sehr geringer Theil von ihren Absichten, und sie hat dieselben zuweilen größern Absichten nachsetzen müssen. Ist es also wohl möglich, daß der eingeschränkte Raum, welchen wir von der Natur betrachten können, daß dieser Raum, in so fern er uns in die Sinne fällt, alle Eigenschaften der idealischen Schönheit erschöpfen sollte?

Der menschliche Künstler hingegen wählt sich einen Umfang, der seinen Kräften angemessen ist. Seine Absichten sind so eingeschränkt, als seine Fähigkeiten. Sein ganzer Zweck ist, die Schönheiten, die in die menschlichen Sinne fallen, in einem eingeschränkten Bezirke vorzustellen. Er wird also den idealischen Schönheiten näher kommen können, als die Natur in diesem oder jenem Theile gekommen ist, weil ihn keine höhere Absichten zu Abweichungen veranlassen. Was sie in verschiedenen Gegenständen zertrennt hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkte, bildet sich ein Ganzes daraus und bemühet sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheiten dieses begränzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre. Nichts anders als dieses, bedeuten die gewöhnlichen Ausdrücke der Künstler: die Natur verschönern, die schöne Natur nachahmen u. s. w. Sie wollen einen gewissen Gegenstand so abbilden, wie ihn Gott geschaffen haben würde, wenn die sinnliche Schönheit sein höchster Endzweck gewesen wäre, und ihn also keine wichtigere Endzwecke zu Abweichungen hätten veranlassen können. Dieses ist die vollkommenste idealische Schönheit, die in der Natur nirgend anders als im Ganzen anzutreffen, und in den Werken der Kunst vielleicht nie völlig zu erreichen ist.

Der Künstler muß sich also über die gemeine Na-

tur erheben, und weil die Schönheit ihr eigener Zweck ist, so steht es ihm frei, dieselbe allenthalben in seinen Werken zu koncentriren, damit sie uns stärker rühre.

Die schönen Künste und Wissenschaften sind für den Virtuosen eine Beschäftigung, für den Liebhaber eine Quelle des Vergnügens, und für den Weltweisen eine Schule des Unterrichts. In den Regeln der Schönheit, die das Genie des Künstlers empfindet und der Kunstrichter in Vernunftschlüsse auflöst, liegen die tiefsten Geheimnisse unseres Wesens verborgen.

M. Mendelssohn.

11.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern, —
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie, will sie ihre Vorschrift empfangen.

Das echte Kunstgenie ist immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu

thun, lieber den Genuß — der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern bei dem Hervorbringen so bequem haben, als bei der Betrachtung.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen; sondern furchtbar, wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern

gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Stralen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er

aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Rückantwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu leisten habe, — gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, so bald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menschen, muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit; stelle sie aus dir heraus in die Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht

begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst: so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafe, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie

findest, umgib sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen; schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, die Kunst die Natur überwindet. —

Das Vergnügen, das die Kunst gewährt, wird ein Mittel zur Sittlichkeit.

Ein freies Vergnügen, wie es die Kunst hervorbringt, beruhet durchaus auf moralischen Bedingungen; die ganze sittliche Natur des Menschen ist dabei thätig.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Fr. v. Schiller.

12.

In wessen Herz die Kunst sich niederließ,
Der ist vom Sturm der rauhen Welt geschieden;
Ihm öffnet sich, durchwallt von süßem Frieden,
Im ew'gen Lenz ein stilles Paradies.
An ihm verliert der Staub die Herrscherrechte;
Vom eitlen Streit der Wünsche nicht geplagt,
Mischt er sich stolz zum göttlichen Geschlechte,
Das frei gebeut, weil es dem Kampf' entsagt.
In seiner Brust hat sich das All entfaltet,
Nicht in dem Schein, der Sinnentrug ihm lieh;
Nein, durch die Kraft der keuschen Phantasie
Zum Ideal der schönen Form gestaltet,

Von der Verklärung geist'gem Stral umwaltet,
Und im Gewand der reinen Harmonie.
Kühn folgt sein Geist dem Glanz der ew'gen Klarheit,
Und in den Kreis des Schicksals nicht gebannt,
Durchwandelt er, ein Bild der höhern Wahrheit,
Mit hellem Blick der ird'schen Träume Land.

Im Herzen nur der Milden und der Reinen
Umflicht die Kunst mit ihrem schönsten Kranz;
Nie wird das Lamm mit Tygern sich vereinen,
Ein trüber Hauch umhüllt des Spiegels Glanz.
Wie im Krystall der klaren Wiesenquelle
Das zarte Bild der Lilie sich wiegt,
Jetzt sanft bewegt vom Tanz der leisen Welle,
Und ruhig jetzt von stiller Fluth umschmiegt:
So wohne stets im unentweihten Herzen
Die Grazie, des Künstlers schönstes Ziel,
Bald mild gerührt von Freuden und von Schmerzen,
Und bald versenkt in friedliches Gefühl.
Ihr Athem lehrt die Schönheit erst empfinden,
Die herrschend sonst nur als Gesetz gebeut;
Sie naht sich ihr mit holder Freundlichkeit,
Den Flammenkranz mit Rosen zu durchwinden,
Vor dessen Glanz des Staubes Blick sich scheut.
Wie um den Fels mit grünendem Gewande
Der Epheu schwebt und Trotz zur Milde schafft:
So fesselt sie mit leisem Zauberbande
Den Uebermuth der ungestümen Kraft.

Den Löwen lehrt sie unter Blumen rasten,
Zum Frühlingshauch schmelzt sie den Herbstorkan,
Versöhnet mild die Kräfte, die sich haßten,
Und läßt dem Traum die Wirklichkeit sich nah'n.
Zur Lieb' erhebt sie der Bewundrung Zagen,
Läßt ruhiger, wenn überströmend Glück
Den Geist berauscht, das Herz im Busen schlagen,
Und hellt, wenn er in Thränen schwimmt, den Blick.

E. Schulze.

13.

Sieht man auf alles, was der Künstler sowohl in der Wahl seines Stoffes als auch in der Darstellung desselben zu leisten hat: so entstehen vier Eigenschaften, welche der Künstler seinem Werke nothwendiger Weise geben, und welche der Beurtheiler eines Kunstwerks nothwendiger Weise fordern muß, nämlich: Schönheit der äußern oder zufälligen Form, objektive Vollkommenheit (Vollkommenheit der Art), Sittlichkeit, Annehmlichkeit. Diese Eigenschaften muß der Künstler so zu vertheilen wissen, daß sie einander in der Beurtheilung keinen Abbruch thun. Hierdurch bewirkt er das gleichmäßige Spiel der Gemüthskräfte in dem Beurtheiler, durch welches diesem der Ausspruch »Vollkommenheit« abgezwungen wird. Und nur in diesem Falle

lege ich dem Kunstwerk ästhetische Vollkommenheit oder innere absolute Schönheit bei.

Es kann nämlich ein Kunstwerk schön seyn, und doch dieser innern höchsten Schönheit ermangeln. In diesem Falle hat es nur äußere Schönheit. Diese letztere darf zwar dem Kunstwerke nicht fehlen; sie kann aber vorhanden seyn, ohne daß das Werk das ist, was es seyn könnte und sollte. Der Bildhauer ertheilt seiner Bildsäule die äußere Schönheit durch Beobachtung der Proportion. Diese Schönheit findet sich auch an lebenden Menschen, und Schiller nennt sie nicht unschicklich die architektonische Schönheit. Reißt aber ein Kunstwerk, reißt ein lebender Mensch, der weiter nichts als diese Schönheit zeigt, zur Bewunderung hin? O nein. Wenn keine Seele aus dieser wohl zusammengesetzten Gestalt hervorblickt, wenn es ihr an Geist fehlt: so ist die schöne Gestalt nicht viel werth, und man ist sehr unbefriedigt bei ihrem Anblick. Ein deutlicher Beweis, daß man zur ästhetischen Vollkommenheit noch mehr verlangt, als das Daseyn dieser äußern Schönheit, und daß die Schönheit, welche Vollendung heißt, von jener noch unterschieden ist. Nach der letztern aber, nach Vollendung, muß der Künstler streben; das muthet ihm sein Genius, das muthet ihm auch der Beurtheiler zu. Diese Vollendung läßt sich aber nicht anders denken, als durch

eine Vermischung aller Arten des Gefälligen an einem Gegenstande, welche Vermischung selbst schön ist. Erst dann, wann dieses geleistet wurde, steht das Ideal der Schönheit, steht ein Laokoon da.

Ein Kunstwerk ist daher ein Werk, in welchem durch menschliche Kräfte äußere Schönheit, objektive Vollkommenheit, Sittlichkeit und Annehmlichkeit absichtlich so vereiniget wurde, daß durch diese Vereinigung das größtmögliche Wohlgefallen bewirkt werden kann.

J. H. G. Heusinger.

14.

Das Werk des freien Künstlers, wenn es seine ganze Bestimmung nicht in sich selbst trägt, ist nur Flickwerk. Kunstwerth ist eins mit Kunstausdruck, und dieser ist Befriedigung des Kunstbedürfnisses im Menschen. Schönheit der Kunst ist mehr als ein Gedankenspiel, und hat Wahrheit des Gefühls zur Basis. Diese Wahrheit, über welche die Sympathie allein entscheiden kann, nicht ein Lehrsatz und nicht eine Maxime, ist für alle Künste eine und dieselbe. Der Ausdruck dieser Wahrheit nach der Regel des Geistes, wird anders in der bildenden, anders in der redenden und noch anders in der Tonkunst bestimmt, durch das Eigenthümliche jeder dieser Künste. Nur

eine Kunst schließt die Ausdrucksarten aller übrigen in sich: die Schauspielkunst in der Oper.

Schöpfung ist nur da, wo etwas Wesentliches entsteht. Phantasiebilder sind Traumbilder, zusammengesetzt aus Erinnerungen, also aus Thaten der Wirklichkeit, und nur der Zusammensetzung nach als ein Ganzes erfunden. Wahrheit hat also die idealische Dichtung sowohl als die schlichte Naturkopie, wenn nur kein Theil des Stoffes dem andern widerspricht, und die Sympathie das Ganze adoptiren kann.

Die schönen Künste sind unmittelbar nützlich, eben darum, weil ihr Gegenstand das Schöne ist, das sich in der freien Entwickelung der geistigen Kräfte zu den Ideen des Wahren, Guten und Göttlichen gesellt, und die sittliche Vortrefflichkeit im Innersten des Gemüthes weckt und begleitet.

Fr. Bouterwek.

15.

Willst du den rechten Sohn der Kunst erkennen?
So höre seiner Weise Kraft und Zeichen.
Es ist nicht Wohlgefallen an dem Schönen bloß,
Das Liebliche der Kunst ist's nicht allein,
Nicht Lust nur an der Fülle der Gestalten,
Wie Titian und Rubens*) sie geschaffen,

*) Rubens (Peter Paul) geb. 1577 zu Cöln, gest. zu Antwerpen 1640, war einer der ausgezeichnetsten Maler

Was ihn ergreift, was ihn zum Bilden reizt.
Steh'n dir nicht glühend und doch licht und deutlich
Im Inneren die Gruppen, die du denkst;
Sind sie nicht ausgebildet bis zum Kleinsten;
Erblickst du sie nicht stets in wachen Träumen;
Umgaukeln sie nicht blühend deinen Schlummer:
Dann hat der Genius den Kranz versagt.
Nicht der Gedanke ist's, der dich zum Künstler,
Der dich zum Schöpfer deiner Werke krönt:
Ein Lichtstrahl ist's, den du nicht ahnst, noch schauest,
Der plötzlich dich entflammt, zum Werke treibt,
Der in dir lodernd jede Kraft verzehrt,
Die nicht dem Ideal entsprechend wirkt.

G. Friedrich.

16.

Es ist ein so göttlich Streben des Menschen, zu schaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verschlungen wird, — was, unabhängig von der Welt, in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines treibt. Keine Flamme des menschlichen Busens steigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunst! Kein Wesen verdichtet so die Geistes- und

---

der niederländischen Schule. — Ueber Titian s. oben Anmerk. zu 7. S. 140.

Herzenskraft des Menschen in sich selber, und macht ihn so zum selbstständigen menschlichen Gott!

Die Kunst ist eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch ihr ist, durch ähnliche, dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menschen eigen. Sie redet durch Bilder der Menschen, und bedient sich also einer Hieroglyphenschrift, deren Zeichen wir dem äußern nach kennen und verstehen. Aber sie schmelzt das Geistige und Unsinnliche auf eine so rührende und bewundernswürdige Weise in die sichtbaren Gestalten hinein, daß wiederum unser ganzes Wesen, und alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird.

Die wahre Schöne, die Größe der Kunst ist unergründlich: sie zieht unser Herz, wo wir sie wahrnehmen, magnetisch an sich; wir fühlen bis in die innersten Tiefen unsere ewige Verwandtschaft; es zuckt wie mit Blitzesschlägen durch unsern Geist; wir erkennen das Göttliche, und ringen im schönsten Kampfe darnach.

Wir haben uns an die Vorstellung gewöhnt, Ewigkeit nur unter dem Bilde der zukünftigen Zeit zu denken, so mit schwindelndem Blick in die ungemessene Länge künftiger Jahre hinabzuschauen, und uns den wiederkehrenden Kreislauf von Begebenheiten und Ereignissen dazu zu denken. Eine lange Reihe unkenntlicher Gestalten zwingt uns eine blinde Ehrfurcht ab;

wir entsetzen uns vor einem trüben Bilde unserer eigenen Phantasie, wir fürchten uns vor uns selber. Ist es denn die majestätische Unvergänglichkeit, die auf uns zukömmt? Wir vergessen, daß die Gegenwart eben so gut ewig zu nennen sey; daß die Ewigkeit sich in den Umfang einer Handlung, eines Kunstwerks zurückziehen könne, nicht deswegen, weil sie unvergänglich dauern, sondern weil jene groß, weil dieses vollendet ist. Statt nach aussen geht hier die Ewigkeit gleichsam nach innen; in einem Fruchtkorn sieht man nicht die Entwickelung der Felder und Saaten, sondern in Saat und Pracht des Gefildes das ehemalige Korn.

Alles, was vollendet, das heißt, was Kunst ist, ist ewig und unvergänglich, wenn es auch die blinde Hand der Zeit wieder auslöscht; die Dauer ist zufällig, Zugabe. Ein vollendetes Kunstwerk trägt die Ewigkeit in sich selbst; die Zeit ist ein zu grober Stoff, als daß es aus ihr Nahrung und Leben ziehen könne.

Wenn daher auch Geschlechter, Erden und Welten vergehn, so leben doch die Seelen aller großen Thaten, aller Dichtungen, aller Kunstwerke. In der Vollendung der Kunst sehen wir am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit. Gemälde verbleichen, Gedichte verklingen; — aber Verse und Farben waren es auch nicht,

die ihnen ihr Daseyn schufen. In sich selbst trägt die Gegenwart der Kunst ihre Ewigkeit, und bedarf der Zukunft nicht, denn Ewigkeit bezeichnet nur Vollendung.

Lasset uns darum unser Leben in ein Kunstwerk verwandeln, und wir dürfen kühnlich behaupten, daß wir dann schon irdisch unsterblich sind.

L. Tieck.

17.

Die Werke schöner Künste sind wohlthätig an sich selbst, auch dann, wenn sie gleichsam spielend und auf unschuldige Weise das Gemüth ergötzen. Ein Blumenstück von Huysum*), eine Symphonie von Pleyel**), ein anmuthsvolles Liedchen von Matthisson erheitern die Seele des Kunstliebenden, der nachher zu seinen ernstlichen Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt.

Gemeinnützig werden die bildenden Künste, wenn sie das Andenken verdienter Männer in öffentlichen Denkmälern verewigen. Gemeinnützig sind Dichtkunst und Tonkunst, wenn beide vereinigt in erhabenen Hym-

---

*) Huysum (Joh. van), der berühmteste niederländische Blumenmaler, war zu Amsterdam 1682 geb., und st. das. 1749.

**) Pleyel (Ignaz), geb. im Oestreichischen 1757, ein reichhaltiger und beliebter Komponist für die Instrumentalmusik. Er lebt jetzt zu Paris.

nen die Seele zu der innigsten Gottesverehrung erheben. Gemeinnützig ist die Redekunst, die in dem Lehramte, das Herz der Zuhörer den Vorschriften der Tugend öffnet, die vor dem Richterstuhle den Unschuldigen vertheidigt und rettet.

Veredelnd sind die schönen Künste, wenn sie den Menschen der rohen Sinnlichkeit und der Härte des kalten Eigensinns entziehn; wenn sie zugleich der Tugend die reizende Wonne sinnlicher Schönheit geben, und der sinnlichen Schönheit die himmlischsanfte Würde der Unschuld verschaffen.

Nützlich ausführend sind die schönen Künste, wenn ihre begeisternden Musen das Wort zur rechten Zeit sprechen; wenn sie sich bestreben, dem gegenwärtigen sittlichen Bedürfniß des Zeitalters zu begegnen; wenn in Zeiten der Verderbniß, der Erschlaffung und des verführenden Lasters, ihre Stimme die Kraft und Würde der Tugend erhebt, und in Zeiten roher grausamer Härte die Gemüther zu bilden sucht.

Die schönen Künste vereinigen Kopf und Herz, sie entziehen den Menschen der thierischen Rohheit der Sinne und der Trockenheit seines unbegränztabstrakten Denkens, indem sie das Schöne mit dem Wahren und Guten vereinigen. Leicht und unbemerkt entstehen, in ruhigen Augenblicken, des Lebens Begriffe und Grundsätze in dem Gemüthe des Menschen, und diese sind meistens nachher seine Richtschnur, wenn er

in dringenden Fällen sich entschließen und handeln muß. Echte Kunstwerke erregen die Liebe zur Tugend, indem sie das Wahre und das sittlich Rührende mit dem sinnlichen Schönen verbinden. Wie mancher Keim des Heldensinns wurde durch die Lesung des Homers entwickelt! Wie manche Lebensweisheit wurde durch Horaz gebildet! Wie manche Flamme der reinsten Andacht wurde durch erhabene Bilder des Psalmisten erregt! Wie manches rauhe Gemüth wurde durch sanfte Modulationen der Tonkunst gemildert!

Ganz ungegründet ist es, daß die schönen Künste die Seele erschlaffen. Alexander, Cäsar und Friedrich waren warme Freunde der schönen Künste, und die gebildeten Römer und Griechen siegten über rohe Barbaren.

C. v. Dalberg.

18.

Wer gewährt nur Edlen Gunst?
　　Die hohe Kunst.
Wo verliert man nie die Spur?
　　In der Natur.
Wie gewinnst du sichres Gut?
　　Durch eignen Muth.

Tapfer also heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum Ewig-Schönen
Flamme kühn, und laß sie höhnen,
Eins in Kunst, Natur und Muth.

Fr. Schlegel.

19.

Die Künste, welche von der Zeichnung abhangen, haben, wie alle Erfindungen, mit dem Nothwendigen angefangen; nachdem suchte man die Schönheit, und zuletzt folgte das Ueberflüssige. Dieses sind die drei vornehmsten Stufen der Kunst.

Die Werke der Kunst sind in ihrem Ursprunge, wie die schönsten Menschen bei ihrer Geburt, ungestaltet und einander ähnlich, wie der Saamen ganz verschiedener Pflanzen, gewesen; in ihrer Blüthe und Abnahme aber gleichen sie denjenigen großen Flüssen, die, wo sie am breitesten seyn sollten, sich in kleine Bäche oder auch ganz und gar verlieren.

Es hat sich die Kunst vornehmlich mit dem Menschen beschäftiget, und konnte also mit mehrerer Richtigkeit als Protagoras *) von den Menschen sagen, daß derselbe aller Dinge Maaß und Regel ist, welches in der Kunst gelten kann, — und hier lehren uns die

*) Protagoras war ein Sophist aus Abdera im 5. Jahrh. v. Chr. G. Er wurde aus Athen als Gotteslängner verjagt, und ertrank auf der Flucht.

ältesten Nachrichten, daß die ersten sonderlich gezeichneten Figuren vorgestellt, was ein Mensch ist, nicht wie er erscheint — den Umriß des Schattens desselben, nicht die Ansicht des Körpers. Von dieser Einfalt der Gestalt ging man zur Untersuchung der Verhältnisse, welche Richtigkeit lehrte, und diese machte sicher, sich in das Große zu wagen, wodurch die Kunst zur Großheit, und endlich unter den Griechen stufenweise zur höchsten Schönheit gelangte. Nachdem alle Theile derselben vereinigt waren und ihre Ausschmückung gesucht wurde, gerieth man in das Ueberflüssige, wodurch sich die Großheit der Kunst verlor, und endlich erfolgte (im Alterthume) der völlige Untergang derselben. —

Willst du über Werke der Kunst urtheilen, so siehe anfänglich hin über das, was sich durch Fleiß und Arbeit anpreiset, und sey aufmerksam auf das, was der Verstand hervorgebracht hat; denn der Fleiß kann sich ohne Talent zeigen, und dieses erblicket man auch, wo der Fleiß fehlet. Ein sehr mühsam gemachtes Bild vom Maler oder Bildhauer ist, bloß als dieses, mit einem mühsam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn so wie gelehrt zu schreiben nicht die größte Kunst ist, so ist ein sehr fein und glatt ausgepinseltes Bild allein kein Beweis von einem großen Künstler. Was die ohne Noth gehäuften Stellen vielmals niegelesener

Bücher in einer Schrift sind, das ist in einem Bilde die Andeutung aller Kleinigkeiten.

Gib Achtung, ob der Meister des Werks, welches du betrachtest, selbst gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmste Absicht der Kunst, die Schönheit gekannt, oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet, und ob er als ein Mann gearbeitet oder als ein Kind gespielt hat.

Es können Bücher und Werke der Kunst gemacht werden, ohne viel zu denken. Ich schließe von dem, was wirklich ist. Ein Maler kann auf diese mechanische Art eine Madonna bilden, die sich sehen läßt, und ein Professor sogar eine Methaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt. Die Fähigkeit des Künstlers zu denken aber kann sich nur in oft wiederholten Vorstellungen, so wie in eigenen Erfindungen zeigen. Denn so wie ein einziger Zug die Bildung des Gesichts verändert, so kann die Andeutung eines einzigen Gedankens, welcher sich in der Richtung eines Gliedes äußert, dem Vorwurfe eine andere Gestalt geben und die Würdigkeit des Künstlers darthun. Plato in Raphaels Schule von Athen rührt nur den Finger, und er sagt genug; und Figuren von Zuccari *) sagen wenig mit allen ihren verdrehten Wendungen.

*) Zuccari, richtiger Zucchero (Taddeo) geb. 1529 zu S. Angiolo bei Urbino, und gest. 1566. Er war ein gefälliger, aber unklassischer Maler.

Denn wie es schwerer ist, viel mit Wenigem anzuzeigen, als es das Gegentheil ist, und der richtige Verstand mit Wenigem mehr als mit Vielem zu wirken liebt: so wird eine einzelne Figur der Schauplatz aller Kunst eines Meisters seyn können. Aber es würde den mehresten Künstlern ein eben so hartes Gebot seyn, eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und diese in groß gezeichnet, vorzustellen, als es einem Scribenten seyn würde, zum Versuch eine ganz kurze Schrift aus eigenem Stoff abzufassen; denn hier kann beider Blöße erscheinen, die sich in der Vielheit versteckt. Eben daher lieben fast alle angehende und sich selbst überlassene junge Künstler mehr, einen Entwurf von einem Haufen zusammengestellter Figuren zu machen, als eine einzige völlig auszuführen. Da nur das Wenige, mehr oder geringer, den Unterschied unter Künstlern machet, und das Wenige, Unmerkliche ein Vorwurf denkender und empfindlicher Geschöpfe ist, das Viele und Handgreifliche aber schlaffe Sinne und einen stumpfen Verstand beschäftiget: so wird der Künstler, der sich Klugen zu gefallen begnüget, im Einzelnen groß, und im Wiederholten und Bekannten mannigfaltig und denkend erscheinen können.

Glaube gewiß, daß der Alten Künstler so wie ihrer Weisen Absicht war, mit Wenigem viel anzudeuten; daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken. Der Stolz in dem Gesichte des Apollo

äußert sich vornehmlich in dem Kinn und in der Unterlefze, der Zorn in den Nüstern seiner Nase, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes; auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet bei der Empfindung unvermischt und rein wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laokoon siehest du bei dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden, in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augenäpfeln wie einen trüben Duft schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild, in einem Worte beim Homerus: nur der kann sie finden, welcher sie kennet. Dieser gibt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitz erheben, da Apollo unter ihnen erscheint, als Callimachus *) mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vorurtheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem, was ich sage; mit derselben nähere dich den Werken des Alterthums, in Hoffnung viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselbe mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die stille Einfalt wird dich sonst unerbauet lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon.

---

*) Callimachus aus Cyrene in Afrika, ein nicht unberühmter Hymnendichter, er lebte um 250 J. v. Chr. und lehrte zu Alexandrien die Grammatik.

Gegen das eigene Denken setze ich das Nachmachen, nicht die Nachahmung: unter jener verstehe ich die knechtische Folge; in dieser aber kann das Nachgeahmte, wenn es mit Vernunft geführt wird, gleichsam eine andere Natur annehmen und etwas Eigenes werden.

Der zweite Augenmerk bei der Betrachtung der Werke der Kunst soll die Schönheit seyn. Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen ist der Mensch, oder nur dessen äußere Fläche, und diese ist für den Künstler so schwer auszuforschen, wie von den Weisen das Innere desselben, und das schwerste ist, was es nicht scheinet, die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maaß fällt. Eben daher ist das Verständniß des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer und allgemeiner, als die Kenntniß des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte bestimmt werden, welches man wünschet und suchet, so würde sie dem, welchem der Himmel das Gefühl versagt hat, nicht helfen. Das Schöne bestehet in der Mannigfaltigkeit im Einfachen; dieses ist der Stein der Weisen, den die Künstler zu suchen haben, und welchen Wenige finden. Nur der verstehet die wenigen Worte, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemacht hat. Die Linie, die das Schöne beschreibet, ist elliptisch, und in derselben ist das Ein-

fache und eine beständige Veränderung; denn sie kann mit keinem Zirkel beschrieben werden, und verändert in allen Punkten ihre Richtung. Dieß ist leicht gesagt und schwer zu lernen. Welche Linie, mehr oder weniger elliptisch, die verschiedenen Theile zur Schönheit formet, kann die Algebra nicht bestimmen; aber die Alten kannten sie, und wir finden sie vom Menschen bis auf ihre Gefäße. So wie nichts Zirkelförmiges am Menschen ist, so macht auch kein Profil eines alten Gefäßes einen halben Zirkel.

Was zum dritten die Ausarbeitung eines Werks der Kunst im engern Verstande, nach dessen geendigtem Entwurfe, betrifft: so ist der Fleiß in derselben zu loben, aber der Verstand zu schätzen. Die Hand des Meisters erkennt sich, so wie in der Schreibart an der Deutlichkeit und kräftigen Fassung der Gedanken, also in der Ausarbeitung des Künstlers an der Freiheit und Sicherheit der Hand. Auf der Verklärung Christi von Raphael siehet man die sichern und freien Züge des großen Künstlers in den Figuren Christi, St. Peters und der Apostel zur rechten Hand, und an der mühsam vertriebenen Arbeit den Giulio Romano *) an einigen Figuren zur Linken. Bewundre

*) Giulio Romano oder Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, geb. zu Rom 1492, gest. das. 1546. Er war ein ausgezeichneter Maler und Architekt, und der vorzüglichste von Raphaels Schülern und Gehülfen.

niemals, weder am Marmor die glänzende sanfte Oberhaut, noch an einem Gemälde die spiegelnde glatte Fläche; jene ist eine Arbeit, die dem Tagelöhner Schweiß gekostet hat, und diese dem Maler nicht viel Nachsinnen. Wo Stärke der Arme und Fleiß in der Kunst gilt, hat das Alterthum nichts vor uns voraus.

J. Winkelmann.

20.

Maler.

Man sagt, es sey mir manches Werk gelungen.
Allein dieß zeugt nicht; nur der Genius,
Der in ihm lebt, und immer neu erfindet,
Dem keine Gegenwart die Bilder leiht,
Der in sich selbst die Ideale schafft,
Und kühn erdenkt, was noch kein Auge sah,
Obgleich es wahr vor jedem Blick erscheint,
Der macht den Meister. Meine Phantasie
Dreht sich um einen kleinen Kreis; man wirft
Mir Armuth an Erfindung vor, und meint,
Die lieblichsten Gestalten meiner Bilder,
Sie trügen immer fast dieselben Züge.

Marchese.

Das Schöne gleicht sich überall. Man muß
Die Werke eines Meisters nie vergleichen,

Denn jedes Kunstwerk soll für sich besteh'n.
Wie seyd Ihr zu beneiden, der so früh
Das Ziel errang und einen großen Ruf!

Maler.

Man sollte keinen Künstler glücklich preisen,
Eh' man nicht weiß, was ihn zum Ziel geführt
Und seinen Werken die Entstehung gab.

Marchese.

Wie meint Ihr das?

Maler.

Laßt mich ein Gleichniß geben.
Vor Euren Blicken zieht die Wolke hin
In wunderbarer herrlicher Gestaltung;
Im reinen Aether badet sie den Busen,
Der Abend kränzt mit Rosen ihr das Haupt
Und stickt um ihr Gewand den goldnen Saum.
Ihr schaut bewundernd und entzückt ihr nach,
Doch wißt Ihr nicht, woraus sie sich gestaltet:
Ob aus des Altars heil'gem Opferrauch,
Ob aus dem Nebel-Athem der Gefilde,
Wenn Gottes Regen sie erquickte, sie
Entstanden, oder ob sie aus dem Dampfe
Der Schlacht und aus dem Qualm der Feuersbrunst
Sich riesig aufgethürmt. Euch gilt es gleich,

Ihr freut Euch ihrer Form und ihres Schimmers. —
So geht das Kunstwerk auch an Euch vorüber;
Ob es ein frohes und zufriednes Herz,
Begeistert von beglückter Lieb, erschuf, —
Ach! oder ob's in nie gestillter Sehnsucht,
Bei tiefem und geheimen Herzenskummer,
Ob es im halben Todeskampf entstand —
Euch ist es gleich, Ihr freut Euch seines Glanzes
Und fraget nicht, was es dem Künstler kostet.

Marchese.

Das geb' ich zu, allein ich tadl' es nicht.
Die Welt ehrt nur den hohen Genius,
Der aus dem Kunstwerk deutlich zu ihm spricht.
Ob ihn ein milder Sonnenschein erweckte,
Ob ihn Gewitterstürme wach geschüttelt,
Es gilt ihr gleich, steht er nur kräftig da;
Denn die ihn weckte, war die rechte Stimme.

E. v. Houwald.

21.

Nicht auf den ersten Blick ergründen sollst du das Kunstwerk;
Wo es dir dämmernd erscheint, forsche mit fröhlichem Fleiß.

Schau'st du zum Himmel empor, sternreich erscheint er — doch blicke
Schärfer ihn an, und es mehrt stets sich die leuchtende Schaar.
Also was reich, sinnvoll, aus dem tiefen Gemüthe geschöpft ist,
Daß es ein ew'ges Gebild, trotze der Zeiten Geschick.
Zwar als holde Gestalt, leicht hingezaubert, von Mühsal
Ferne, so zeig' es sich gleich, feßle durch Reize den Blick;
Aber den innern Sinn, und wie die Theile zum Ganzen
Frei, doch nach festem Gesetz, hold und harmonisch sich reih'n —
Nur dein Forschen soll es erspäh'n. Lohnt Wonne des Findens
Süßer nicht, als wenn schnell alles der Stümper entdeckt?
Darin zeigt der Genius sich, daß leis' andeutend
Er die Gedanken erregt, eigne Gedanken des Lichts,
Daß er mit Schöpfungskraft ausrüstet die forschende Seele,
Welche sein Werk auffaßt, und es sich selber verwebt.

Also streut er Körner nur aus; doch in glücklichem Boden
Wurzeln sie tief, und es keimt herrlich die Blüthe, die Frucht.

C. Streckfuß.

22.

Der eigentliche Zweck, warum man sich mit einem Kunstwerke bekannt macht, ist, daß man der Belebung, Erhöhung und Bildung des Geistes theilhaftig werde, welche das Werk zu gewähren vermag. Für diesen Zweck würde nun die ruhige Hingebung völlig zureichen; denn die Quelle des ästhetischen Wohlseyns überhaupt zu entdecken und sogar in jedem einzelnen Falle sie zu erspüren, ist nicht Jedermanns Ding — und die Kunst beruft zwar Alle zum Mitgenusse, aber nur Wenige zur Ausübung, oder auch nur zur Entdeckung ihrer Geheimnisse. Aber, damit das Kunstwerk auch nur an uns komme, und wir mit demselben in Berührung treten, muß es vorläufig verstanden werden, das heißt, wir müssen die Absicht des Meisters und was eigentlich er durch sein Werk habe liefern wollen, vollkommen begreifen, und diese Absicht, als den Geist des Ganzen, aus allen Theilen des Werks, und diese wieder aus jenem, heraus zu konstruiren vermögen. Immer ist dieß noch nicht das Kunstwerk selbst, sondern nur der prosaische Theil da-

von; erst das, was uns, bei der Absicht des Werks aus diesem Standpunkte, gewaltig erfassen und ergreifen wird, ist das Wahre der Kunst. Aber doch müssen wir jenen Theil, das Durchdringen des Werks in seiner organischen Einheit, erst an uns gebracht haben, um seines Genusses fähig zu seyn. Immer auch bleibt jene organische Einheit, wie alles Genialische, unendlich und unerschöpflich; aber es ist schon ein Genuß, sich ihr auch nur in einer gewissen Entfernung angenähert zu haben. Wir werden zurückkehren zu unsern ernsten Geschäften, und jener Anschauung vergessen; aber sie wird insgeheim bleiben in unserm Innern, und uns unbewußt sich fortbilden. Wir werden nach einiger Zeit zurückkommen zu unserm Werke, und dasselbe in einer andern Gestalt erblicken, — und so wird es uns nie alt werden, sondern bei jeder neuen Betrachtung sich uns zu einem neuen Leben verjüngen. Wir werden nicht mehr uns sehnen nach etwas Neuem, weil wir das Mittel gefunden haben, gerade das Allerälteste in das lebendigste und jüngste Neue umzuwandeln.

J. G. Fichte.

23.

Für jedes echte Kunstwerk muß erst eine Art von höherer Sinn bei der Betrachtung erwachen, und es ist gewiß falsch, wenn man behauptet, es sey eine

Probe des echten Schönen, wenn es sowohl dem ungebildeten Haufen als dem Kenner gefällt, und gleich beim ersten Anblick seine Wirkung zeige.

Die Kunst mit ihrem Geiste muß in das Reich der körperlichen Schönheiten immer tiefer eindringen, und alles Geistige bis zum höchsten Ausdrucke durch den Körper führen; sie muß den Geist mit Schönheiten, die in der Natur wirklich sind, erfüllen, um sich bis zum Ideal der höchsten Körperschönheit zu erheben.

Es stellt die schönen Künste in einem erhabenen Lichte dar, daß sie bei ihrem reinsten Genuß eine völlige Uneigennützigkeit des Gemüths voraussetzen; daß derjenige, welcher ein Ergötzen an ihnen finden will, gar keine Rücksicht auf sich selber nehmen, sondern sich selbst in der Betrachtung des Schönen vergessen und verlieren muß; und daß wechselweise der Genuß des Schönen durch edle Gesinnungen, und edle Gesinnungen durch den Genuß des Schönen erhöhet und verfeinert werden.

K. P. Moritz.

24.

— — Wollt ihr das Göttliche
Ergreifen, muß euch Göttersinn begeistern.

Groß bauen wir in großer Stadt die Schulen;
Die Fürsten unterstützen Fleiß und Streben;

Nach guten Mustern bildet sich die Jugend,
Von zarter Kindheit an übt sich die Hand;
Dann zeigt sich glänzende Gelegenheit,
Die Kunst, die wohlgelernte, auszuüben —
Und was, was werden wir, wir Schüler? Schüler!
Mitunter wackre, gute, seltne Schüler.
Soll aber das Genie sich wieder zeigen —
Es blüht nicht in dem Treibhaus; künst'ge Wärme
Entwickelt nicht die wunderschöne Frucht;
Sie muß da draußen wild im Walde wachsen,
Zufällig nur vom Schicksal hingesät,
Zufällig durch ein Wunder reif geworden.
Und eh' wir uns verseh'n, und während wir
Im Anschau'n unsres Musters uns versteinern,
Und meinen, daß es damit Ende hat,
Steht wieder hehr der Genius schon da,
Und wir — wir schauen und wir staunen wieder.
O seltsam, daß so oft ein Nazareth
Das Göttliche gebähren muß; daß häufigst
Der holde Engel, der die Welt beglückt,
In einer Krippe seine Wiege findet!

A. Oehlenschläger.

25.

Gabe des Genius, du gleichest dem Thau, der unter dem Abendstern vom Himmel niedersteigt. Un-

sichtbar und dunkel stärkt er die Blumen, und kühlt ihren Honig eine ganze Sternennacht hindurch. Aber bricht der Morgen an und glänzt er feuriger als die Blumen, so nimmt ihn die heilige Sonne aus ihr hinweg. Gabe des Genius, du gleichest dem Thau! In stiller Brust verhüllt, erfrischest du sie lange, rein und kühl; aber wirfst du Farbe und Glanz in die Welt, so verfliegst du bald und lässest ein mattes Herz zurück.

Gleich dem jüngsten Tage verwandelt uns die Poesie, indem sie uns verklärt, ohne uns zu verändern.

Ist das vaterländische Feuer verloschen, und die Vestalen haben nicht genug gewacht: so holt es, wie der Römer seines, von der Sonne wieder — vom himmlischen Musengott. *)

Biene, wozu holst du dein Wachs? Zu Masken oder zu Lichtern, zum Verstecken oder zum Beleuchten? — Die Biene versetzte: Zu keinem; nur zu Zellen meines Honigs. Fragt nur den Dichter. Ich auch, antwortete dieser; weder täuschen will ich, noch enttäuschen, nur versüßen.

Gesetze, Zeiten, Völker überleben sich mit ihren Werken; nur die Sternbilder der Kunst schimmern in alter Unvergänglichkeit über den Kirchhöfen der Zeit.

Jean Paul Fr. Richter.

*) Der Musengott Apollo war auch Sonnengott unter dem Namen Phöbus.

26.

Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen.
Hier hilft das Tappen nicht. Eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer, nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter; die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn; er lernt spielend; der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltner geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gern in der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre, und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun, und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brot schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man

nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt, aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler, oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen; ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; wo die Worte fehlen, spricht die That. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

Alle Blüthen müssen vergeh'n, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich, gebet ihr Musen allein.

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt:

Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glüh'n?
Wer schüttet alle schöne Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das Köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat: nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in Andern, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhiget die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt! Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinaus gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen; er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwickelung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegen geht, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die Andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so

ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige, er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig leicht mit dem andern verwechselnd, zu nehmen, der sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meierhof durch sein Bellen sichern? —

»Wenn nur auch die Menschen wie Vögel gemacht wären, und ohne daß sie spinnen und weben holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten! Wenn sie nur auch bei Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begäben, dem Mangel auszuweichen und sich vor dem Froste zu sichern!»

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für die Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem

sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt. Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand, und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter, nicht mit eignen Augen so kostbar sehen, als sie ihn vom Glanze des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter? —

Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen.

J. W. v. Goethe.

27.

Mag die Sonne sich verhüllen,
Wolken aus dem Meere steigen,
Daß dich kalter Sturm umweht!
Alle Winde werden schweigen,
Mildes Licht die Himmel füllen,
Wenn dein Geist das Lied versteht.

Klänge wandeln durch die Wälder,
Klänge spielen auf den Wogen,
Aber nur dem freiern Sinn.
Hat auch Schicksal dich betrogen,
Geh mit ihnen über Felder
Fröhlich her und fröhlich hin.

Ungezähmte Thiere schmiegen
Sich mit schmeichelnden Gebehrden
Um des heil'gen Sängers Fuß.
Alles muß ihm milder werden;
Sorgen, welche nimmer schweigen,
Sänftigt seiner Harfe Gruß.

Darf den göttlichen Gesängen,
Töchtern einer reinern Sphäre,
Sich die Erdensorge nah'n?
Welke Blüthe doch und Aehre!
Laß sich doch die Menschen drängen!
Aufwärts geht des Liedes Bahn.

Und es hat in ernsten Stunden
Uns zu Priestern ihrer Hallen
Hohe Dichtkunst auserseh'n.
Stolze Feierhymnen schallen,
Kränze werden uns gewunden,
Und die heil'gen Flammen wehn.

Weiter denn! In ihren Kreisen
Gehn die Welten auf und nieder,
Ewig alt und ewig jung;
Und es tönen siegend wieder
Aller Sänger kühne Weisen
Durch sie hin mit Adlerschwung.

L. M. Fouqué.

28.

Die Poesie ist Kunst. Als Kunst bezweckt sie die Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses; als schöne Kunst die Befriedigung eines Seelenbedürfnisses. Nicht des Bedürfnisses zu denken: dieß ist das Geschäft der Philosophie. Nicht des Bedürfnisses zu glauben: dieß ist das Geschäft der Religion. Nicht des Bedürfnisses, seine Ueberlegungen mitzutheilen: dieß ist das Geschäft der Logik und Redekunst — sondern des Bedürfnisses zu empfinden! Empfinden ist das erste Regen des sich fühlenden Menschen. Auszuhauchen, mitzutheilen das

Empfundene ist sein erster Kampf, sein erstes geistiges Bestreben. Die kürzesten, malendsten, lebendigsten, sinnlichsten Bezeichnungen sind zu diesem Zwecke ihm die brauchbarsten und willkommensten. Sehet da die Geburtsstunden der Poesie! Und sehet zugleich ihren Zweck und ihren Gegenstand. Minder lehren will sie als rühren; minder überreden als hinreissen. Luft schaffen will sie ihrem eigenen innern Treiben und Drängen, und dem brausendsten Strom des Gefühls einen erleichternden Abfluß verschaffen.

Die Wahrheit und die Sittlichkeit sind nicht der nächste Zweck des Dichters. Sein Zweck ist die Schönheit. In sofern aber die Schönheit nichts anders ist, als die anmuthige Erscheinung des Guten, in so fern opfert der Priester der Schönheit auch auf dem Altar der Wahrheit und Tugend.

L. Th. Kosegarten.

29.

Wer, als ihn die Muse weihte,
Heilig ihr Veredlung schwur:
Selbstgefühl der Götter leite
Den, durch Wüst' und Blumenflur!

Mild und segnend, gleich Auroren,
Wann der Lenz der Erde naht,
Wallt die freundlichste der Horen
Treu mit ihm des Daseyns Pfad.

Wo Vernunft und Hochsinn wohnen
Glüht sein Herz von Sympathie;
Rein erklingt in allen Zonen
Ihm des Welltalls Harmonie.

Ihn entzückt der Meere Spiegel
Und die Silberperl' am Kraut,
Die Viol' am Todtenhügel
Und die Ros' im Kranz der Braut.

Ihm erhebt der Katarakten
Donnersturz den trunknen Geist,
Ihm das Bächlein, so vom nackten
Klippenabhang niederfleußt.

Er vernimmt der Hoffnung Wehen
Hoch vom lichten Sternenraum,
Hebt, wo Blumen auferstehen,
Ihres Schleiers goldnen Saum.

Trinkt auf hoher Alpenweide
Mit dem Adler Himmelsglanz,
Windet auf beschneiter Heide
Dunkles Immergrün zum Kranz.

Sieht um Platons Kelch die Rosen
Heitrer Weisheit wieder glüh'n,
Roms Ruinen sich entmoosen,
Und Athens Gefilde blüh'n.

Beßrer Zukunft Bilder schweben,
Wo Gewölk ihn trüb' umzieht,
Und harmonisch, wie sein Leben,
Tönt im Volk sein hehres Lied.

Stät, wie Vesta's Flamme, lodert,
Trotz der Erdenstürme Wuth,
Bis die schwarze Bark' ihn fodert,
Seines Lebens reine Gluth.

Fr. v. Matthisson.

30.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objekts, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang verschönert zurückgibt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird; — ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halbgeistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervorhaucht; — eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen immer die Sache

selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt, kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist vereinigt und veredelt; — eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen, immer mit der behendesten Leichtfertigkeit Andere in sich und sich in Andre verwandelt; — eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der physischen und moralischen Welt; — ein Herz, das bei jeder edeln That hoch emporschlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen mit Abscheu zurückschaudert; — zu allem diesem, bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blute, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und bei der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem, was die Ruhe der Sinne befördert, zu allem, was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freien Fluge gehemmt wird,

oder was sie von den Zerstreuungen befreit, die ihr inneres Geschäft stören: — in diesem Allen seht die natürliche Anlage zu einem Dichter.

C. M. Wieland.

31.

Es mag wohl wahr seyn, daß eine besondere Gestirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen soll; denn es ist gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieser Kunst. Auch sind die andern Künste gar sehr davon unterschieden, und lassen sich weit eher begreifen. Bei den Malern und Tonkünstlern kann man leicht einsehen, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt sich beides lernen. Die Töne liegen schon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, diese zu bewegen, und jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bei den Bildern ist die Natur die herrlichste Lehrmeisterinn. Sie erzeugt unzählige schöne und wunderliche Figuren, gibt die Farben, das Licht und den Schatten, und so kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermischung der Farben die Natur auf das vollkommenste nachahmen. Wie natürlich ist daher auch die Wirkung dieser Künste, das Wohlgefallen an ihren Werken zu begreifen! Der Gesang der Nachtigall, das Sausen des Windes, und die herrlichen Lichter, Far-

ben und Gestalten gefallen uns, weil sie unsere Sinne angenehm beschäftigen; und da unsere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, so eingerichtet sind, so muß uns auch die künstliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will selbst auch einen Genuß von ihrer großen Künstlichkeit haben, und darum hat sie sich in Menschen verwandelt, wo sie nun selber sich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen absondert, und es auf solche Art allein hervorbringt, daß sie es auf mannigfaltige Weise und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genießen kann. Dagegen ist von der Dichtkunst sonst nirgend äußerlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nicht mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon, denn das bloße Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich, und wie jene Künstler die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, so erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüthes mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und gibt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen steigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menschen, wunderbare Gegenden und die seltsamsten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart.

Man hört fremde Worte, und weiß doch, was sie bedeuten sollen. Eine magische Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauschen die festgebannten Zuhörer.

Die Poesie will vorzüglich als strenge Kunst getrieben werden. Als bloßer Genuß hört sie auf, Poesie zu seyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umher laufen und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geschicklichkeit, alle seine Fähigkeit in eine gegenseitige, belebende Thätigkeit zu versetzen und darin zu unterhalten: das sind die Erforderniße der Dichtkunst.

Novalis.
(Fr. L. v. Hardenberg.)

32.

Regel des Dichtenden — oder hörst Rathgeberinn lieber
Du dich nennen? Doch welcher der Name sey, den du wähleſt:
Bist du ernster, bist tiefsinniger, als im Taumel-Flug dich der Ungeweihte kennt,

Bist entscheidender! Wie verstummt' ich oft, und wie fühlt' ich

Bleich mich werden, wenn empor ich sah zu der Höhe,
Die mir zeigte dein goldener Stab! Und mit welchem Hinschau'n
Maß ich den einsamen, steilen Pfad!

Noch erbeb' ich, denk' ich zurück an die Tiefen, in deren
Nähe der schwindelnde Pfad sich erhob. Darstellung gelinget
Droben allein, nur auf dem erstiegenen fernen Gipfel
Führt man in ihren Zauberkreis.

Aber wer hat den Reiz, durch den die Führungen glücken,
Immer erspähet? Wer das Lebende niemals getödtet?
O verzeihest du auch, Rathgeberinn, daß dein Wink dann
Nach der Höhe vergebens wies?

Jünglinge, lasset euch Beispiele warnen. Es sey euch
Wacker das Auge, sobald an dem Zauberkreise sich Leben,
Großes, Leidenschaft zeigt. Darstellung gebietet festen
Hingehefteten Forscherblick.

Nicht das Auge gabet ihr euch; allein wenn ihr oft blickt,
Könnet, den Schlummer scheuchend, daß heller es sieht, ihr ihm geben.
Leiterinn ist sie euch, nicht die Regel, (verzeiht dem Greise,
Daß er fortspricht,) wird euch nie

Ihren goldenen Stab erheben, wenn euch nicht Geist ward,
Dem die Empfindung heißer glüht, wie ihn Bilder entflammen,
Und in dem, Beherrscher der Flamm' und der Gluth, das Urtheil
Unbezaubert den Ausspruch thut;

Nie den goldenen Stab erheben, wenn sie nicht alle
Ihre Gebehrden kennt, nicht ihre Winke, die Stirn nicht,
Die nun faltig, nun sanft verbeut, nicht die helle Seele,
Ganz nicht die stolze Griechinn kennt.

Weniges nur, allein Zielführendes grub sie in ihre
Eherne Tafel. Einiges wird hier selten, dort öfter,
Aber Anderes immer gethan. Wenn von dem ihr weichet,
Habt ihr das erste nur halb gethan.

Auf die schöne Natur, auf die nur weiset sie. Hübsch ist
Diese nicht, ist nicht wild, hat auch furchtbare Grazie, kerkert
Engumkreisend nicht ein; doch mit Feinheit begränzt die Messung,
Ziehet nicht selten Apelles Strich.

Wollt ihr der Griechinn folgen, so kieset von dem, was sie lehrt,
Stimmendes zu des Gesanges Erfindung, legt's auf die Wagschaal,
Wägt es ihr zu. Was ihr nach falschem Gewicht verbildet,
Schimmert vielleicht; wird untergeh'n!

Fr. G. Klopstock.

33.

Der Dichter muß ein großer, vorzüglicher Mensch seyn, von weiter und scharfer Beurtheilungskraft, starker Fühlbarkeit und großer Lebhaftigkeit der Phantasie; aber im Besitz dieser Eigenschaften kann er auch mehr als ein König und ein Herr von Tausenden. Wo ist der Mensch, der so wie er die geheimsten Pfade zum innersten Sitz der Seele kennt? Unter welcher Gestalt schleicht sich nicht dieser Proteus zur Wiege des menschlichen Willens? Wer macht sich mit der Allmacht

Meister vom menschlichen Herzen? Wer hat die Zügel, womit er die Leidenschaften spart und zurückhält, in so sicherer Hand? Lehrer und Wohlthäter seiner Nation, wird er es allen Nationen, allen Welttheilen, allen Jahrhunderten. Er hält die Wage der Gerechtigkeit und den Kranz des Verdienstes; vor ihm scheint nur das wahrhaft Große groß; das Kleine im Schimmer der Größe verfliegt wie Spreu; er wägt Tugend und große That recht, und schätzt nach ewiger Wahrheit, er, der Schüler und Liebling Asträens *). Nur würdige Stirnen umkränzt er mit dem Zweige, der nimmer welkt, und weckt nach Jahrhunderten die besungene That im begeisterten Enkel wieder auf. Alle Tugenden des geselligen Lebens, alle Grazien gesitteter Gesellschaft schweben auf seinen Tönen, und beleben seine Hörer. Bei seinem Liede verfeinert sich die Empfindung, enthüllt sich das schlummernde Gefühl, und gedeiht jede Blüthe der milden Menschlichkeit. Auf der süßen Melodie in einander fassender Töne findet das Edle offenen Eingang zum Herzen, und die Wahrheit in hellen lieblichen Bildern scheint wie Frühlingssonne in die Seele.

---

*) Asträa war die Tochter des Zeus und der Themis oder des Asträos und der Eos. Sie lehrte die Menschen im goldnen Zeitalter Recht üben und Frieden halten, verließ aber die Erde, wegen der Entartung des Menschengeschlechts und thront seitdem als Sternenjungfrau (Erigone) am Himmel.

Alle Künste sind verwandt; sie zusammen erhöhen und verstärken die Glückseligkeit des Menschen, bilden sein Gefühl mehr als alles für die Schönheit der Natur, und erheben ihn über das Thier.

Die höchste Vollkommenheit ist überall der letzte Endzweck der Kunst, sie mag Körper oder Seele, oder beides zugleich darstellen.

W. Heinse.

34.

Der Geist der Dichtkunst hebt und trägt,
Was in der Schöpfung lebt;
Wenn angstvoll dir der Busen schlägt,
Dein Herz beklommen bebt:
Dann trägt er zu dem hohen Chor
Erhabner Geister dich empor,
Und bei dem Klange heil'ger Lieder
Umgibt dich eine fromme Welt
Und deiner Kindheit Ruhe wieder.

Der Geist der Dichtkunst wirkt und schafft,
Was edel ist und groß;
Er stärkt das Herz mit Heldenkraft,
Und sprengt die Fesseln los;
Du achtest nicht den Spott der Welt,
Wenn dich der Mächt'ge aufrecht hält:

Die Zukunft bringt des Dankes Gabe,
Und du erblickst im Schutte Roms
Den Lorbeerkranz auf Brutus Grabe.

Der Geist der Dichtkunst kränzt die Bahn
Der Tugend und der Pflicht;
Er führt den Forscher himmelan,
Und wandelt Nacht in Licht.
Selbst in der Wahrheit kaltem Arm
Erhält er deinen Busen warm,
Und unter fröhlich leichten Spielen
Erweitert er dein zartes Herz,
Der Schönheit hohen Reiz zu fühlen.

A. Mahlmann.

35.

Wenn du die Menschen sagen hörest, dieser oder jener Dichter sey oder handle ganz anders, als er dichte und lehre: so glaube nur: dieß ist im Grunde nichts gesagt. Hat etwa der Beurtheilte noch kein vollständiges Werk geschaffen, dann sagt es noch weniger als nichts. — Wer im Stande ist, durch eine Kunstschöpfung den Menschen in seiner höchsten Reinheit — einen in jeder Rücksicht trefflichen und vollkommnen Karakter — ohne Vorbild, ganz frei aus seiner Seele an's Licht zu rufen, und bis zum letzten

Zuge ausgebildet aufzustellen: der ist selbst dieser reine herrliche Mensch, und muß es nothwendig seyn. — Das Kunstwerk des gemeinen Menschen vermag nie die Vollendung zu erringen. Wissenschaft, Klugheit und Studium reichen hier nicht aus. Denn die Kunst ist göttlichen Ursprunges, wie das Herz und Gewissen. Die scheinbare Reinheit einer solchen Schöpfung wird von dem Blicke des scharfsinnigen Beobachters sehr bald und recht unter seinen Augen sich trüben. An einzelnen unwillkührlichen Blößen, wird er die Tücke des Heuchlers im Ganzen schnell ahnen und errathen. Und wenn auch dem Heuchler der höchste Grad der Verstellung in der Kunst gelingt, so wird und muß doch seinem Ganzen gerade die Eigenschaft eines Ganzen fehlen. Selbst die höchste Künstlichkeit in seiner Darstellung wird uns kalt lassen, weil ihr zur Erwärmung Einheit und Leben abgeht; weil der unwahre Künstler kein Herz zu geben hat, also auch nimmermehr die Herzen zu rühren vermag. — Alle Ausnahmen von dieser Regel sind nur das seltsame Spiel eines blinden Zufalls.

In dem Felde des Wissens sey der Stoff dein Substantivum, dem du die Form als gefälliges Adjektivum beigesellen mußt; in der Kunst und im Leben sey es umgekehrt.

E. Wagner.

36.

Die Kunst, der du dich weihst, darf, Künstler, dir
Das heiße Herz mit frohem Stolz' erheben!
Nicht unter erdgebornen Sterblichen,
Du wandelst unter Göttern im Olymp.
Doch bist du stolz auf deiner Hände Götter:
Hast du mit jenen Hohen nie gelebt.
Beschämt muß sich ein jeder Künstler fühlen
Durch seine Werke, rühmt ihn gleich die Welt
Vollendet. Denn Vollendung in der Kunst,
Ist Näherung zum Ziele nur, nicht Steh'n
Am Ziele selbst. Ja fleugt mit Riesenkraft
Der Künstlergenius empor zu Sternen:
Das hohe Ziel scheint von den Sternen höher
Und immer höher. Wer gelangt hinauf?
Oft wähnt ein Stolzer sich am Ziele schon,
Läßt dann die Flügel sinken, und er stürzt;
Ihn hat ein flammend Blendwerk nur getäuscht.
Vollkommenheit ist nicht des Menschen Theil;
Ihr nahen mag er, wenn er redlich strebt.

H. J. v. Collin.

37.

Ward Kraft und Genius dir angeboren,
Und modelst noch an dir mit feiger Qual?
Aus deinem Innern nimm dein Ideal,
Sonst geht dein Selbst in einen Traum verloren.

Den Geist des Dichters adelt die Natur.
Bist du's, so hemme nichts, was in dir wogt und lodert;
Stell's dar, und wandle kühn auch außer Bahn und Spur.
Denn wenn die Kunst Vollendung fodert,
So gib sie auf: die ziemt den Göttern nur.
Natur ist eins und alles. Du erkennest
Die Himmlische nur träumend; darum wähnt
Dein grübelnder Verstand, daß du ihr Werk verschönt
Im Werke deines Hirnes spiegeln könnest.
Durchforsch' in stiller Einfalt dieses All.
Durchforsche, meistre nicht, und faß' in deinen Busen
Der Dinge reines Bild. Die göttlichste der Musen
Ist Wahrheit; ohne sie ist dein Gedicht nur Schall.
Die Rede gab uns eine weise Güte
Zum Band der Liebe; Mittheilung im Schmerz
Und Mittheilung in Freude heischt das Herz,
Und holde Poesie ist Duft der Red' und Blüthe.
Wer tiefes, eignes Leben in sich trägt,
Der athm' es aus, und frage keinen Richter,
Und wisse dann, er sey's, nicht der sey Dichter,
Deß weiser Kopf Gefühle mißt und wägt.

Wer nicht um ihretwillen Phöbus Kunst
Mit Liebe pflegt, erbuhlt nicht Phöbus Gunst.
Des Dichters Werk soll seinem Schöpfer lohnen;
Sein goldner Pfeil ereilet rasch das Ziel,
Und still genügt ihm seiner That Gefühl.

A. W. v. Schlegel.

38.

Die höhere Künste werden mit Recht die Erziehe- rinnen und Bildnerinnen unseres Geschlechts genannt. Ungemein wirkten sie von jeher auf die Sterblichen, verscheuchten die Roheit, verfeinerten die Sitten, lenk- ten den Geist auf das Edlere, wekten in dem Herzen höhere Ahnungen, und waren die treuen Geleiterinnen der Sittlichkeit und Religion. Des wahren Künstlers Beruf ist ein ehrenvoller Beruf. Nur der sollte ihn wählen, den sein Innerstes dazu treibt, und dessen Herz der höhern Begeisterung fähig ist. Widmest du dich derselben, mein Sohn! dann lebe darin mit all' deiner Kraft, und suche in der Kunst das Höchste zu erstreben. Dem wahren Künstler legt Fichte fol- gende beherzigungswerthe Aufforderung an's Herz:

»Hüte dich, aus Eigennutz oder Sucht nach ge- genwärtigem Ruhme, dem verdorbenen Geschmacke deines Zeitalters zu fröhnen; bestrebe dich, das Ideal darzustellen, das vor deiner Seele schwebet, und ver- giß alles andere. Der Künstler begeistere sich nur durch die Heiligkeit seines Berufs; er lerne nur, daß er durch die Anwendung seines Talents nicht den Men- schen dient, sondern seiner Pflicht, und er wird seine Kunst bald mit ganz andern Augen ansehen; er wird ein besserer Mensch werden und ein besserer Künst- ler dazu. Es ist ein der Kunst so wie der Moralität gleich schädlicher Gemeinspruch: schön sey das,

was gefalle. Was der ausgebildeten Menschheit gefällt, dieß freilich, und dieß allein ist schön; so lange sie aber noch nicht ausgebildet ist — und wann wird sie es je seyn? — kann oft das Geschmackloseste gefallen, weil es Mode ist, und das trefflichste Kunstwerk keinen Beifall finden, weil das Zeitalter den Sinn, mit welchem es aufgefaßt werden mußte, noch nicht entwickelt hat.»

J. Glatz.

39.

Drei und viermal beglückt ist der Sterbliche, welcher die Weisheit
Sich zur Führerinn wählt und zur Gefährtinn die Kunst.
Würde verleiht die eine dem Leben, und Freuden die andre;
Jene sichert den Schritt, diese verschönert den Pfad.

J. K. F. Manso.

Bayerische Staatsbibliothek München

uns gefalle. Was der ausgebildeten Menschheit gefällt, diess freilich, und diess allein ist schön; so lange sie aber noch nicht ausgebildet ist — und wenn wird sie es je seyn? — kann oft das Geschmackloseste gefallen, weil es Mode ist, und das trefflichste Kunstwerk keinen Beyfall finden, weil das Zeitalter den Sinn, mit welchem es aufgefaßt werden müßte, noch nicht entwickelt hat."

J. Glatz.

39.

Drey und viermal beglückt ist der Sterbliche, welcher
die Weisheit
Sich zur Führerinn wählt und zur Gefährtinn die
Kunst.
Würde verleiht die eine dem Leben, und Freuden die
andre;
Jene sichert den Schritt, diese verschönert den
Pfad.

J. K. F. Manso.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fraenkel, Maimon, 1788-1848 / Fraenkel, Maimon, / Salomon, Gotthold,

Teutona eine geordnete Auswahl vorzüglicher Gedanken aus den besten original-deutschen Schriften ; zunächst für gebildete Söhne und Töchter

Bd.: 2

Leipzig 1824

Bibl.Mont. 697-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713333-0